Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten,

und besonders der

Streitigkeiten

derselben,

vom Homer an bis auf unsere Zeiten:

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweyter Theil,

oder der

Anecdoten Vierter Theil.

Leipzig,
in Lankischens Buchhandlung,
1763.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Merkwürdigkeiten
zur
Geschichte der Gelehrten,
und besonders
der Streitigkeiten
derselben.

Fontenelle
und
der Pater Baltus.

Dieser Streit entstand über die Geschichte der Orakel. Es ist dieß eins der besten Werke von dem berühmten Fontenelle, durch welches sein Name weit sicherer auf die Nachwelt wird gebracht werden, als durch seine Hirtengedichte, seine Opern und seine Todtengespräche, ob es gleich seinen Lobreden auf verschiedene Mitglieder der Academie und seinem Gespräch von mehr

als einer **Welt** nicht gleich zu schätzen ist. Es sind in diesem Buche die nützlichsten Wahrheiten auf eine sehr angenehme Art vorgetragen. Man findet darinne einen Schriftsteller, über dessen großen Talenten man seine **Briefe des Ritters d'Her . . .**, seine sehr wenig theatralischen **Comödien**, seine **Schutzschrift für die Wirbel des Cartesius**, und die unförmlichen **Versuche**, in welchen er den Lucian und Theocrit nachzuahmen sucht, vergißt. Es gelingt ihm weit besser, wenn er sich in die Sphäre eines Quinault, eines Baco, und besonders der Geometrie wagt; er weiß die abstractesten Wissenschaften leicht und liebenswürdig zu machen; er vereinigt den größten Scharfsinn mit einer ihm eigenen Schreibart, die schon viel schlechte Nachahmer hervor gebracht hat; man findet bey ihm mehr Witz als Genie, mehr Feinheit als Erfindung; er scheint blos deßwegen zwischen zwoen Regierungen gelebt zu haben, damit er die Achtung zweyer Jahrhunderte haben möge, die er sowohl durch seine weitläuftige Wissenschaft, als auch durch seinen ruhigen, bescheidenen und sich stets gleichen Caracter, der sehr weit von jenen heftigen Bewegungen entfernt war, welche andere Menschen unglücklich machen, verdiente; mit einem Worte, er ist ein Mann, der zum Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens gemacht zu seyn schien, nicht aber ein Muster für schöne Seelen, für empfindliche und erkenntliche Herzen abzugeben.

In seiner Geschichte der Orakel setzt er sich vor, zu beweisen, daß sie sich nur auf Aberglauben und Betrügerey gründen; daß sie kein Werk der Teufel sind, und auch bey der Ankunft Jesu Christi nicht aufgehört haben. Aus diesen beyden Puncten sind zwo Abhandlungen entstanden.

In der ersten redet er sogleich von den berühmtesten Orakeln des Alterthums, und von den sonderbaren Geistermährchen, mit denen man sich herum trug. Nichts hatte mehr Aufsehen gemacht, als der Tod des großen Pan, den der Steuermann **Thamus** angekündigt hatte, als eine Antwort, die das Orakel des Serapis dem Könige von Egypten Thulis gegeben hatte; als die Antwort eines andern Orakels, das dem Kayser Augustus die Geburt des hebräischen Kindes verkündigte, als die Orakel, die Eusebius aus den Schriften des Porphyrius, dieses großen Feindes der Christen, gesammlet hat.

Fontenelle geht alle diese Orakel durch; ehe er aber die geheimen Triebfedern entdeckt, durch welche sie hervor gebracht wurden, untersucht er zuvor die Ursachen, weßwegen man sie den Teufeln zuschrieb. Die vornehmsten sind, daß diese Meynung dem Christenthume, seiner mit Wundern begleiteten Einsetzung, der Erklärung unserer Geheimnisse, der Flucht des Fürsten der Finsterniß, seinem vorgeblichem Stillschweigen seit der Erscheinung des Messias, der Philosophie des Plato endlich, die bey allen Kirchenscribenten in

großer Achtung stand, vortheilhaft war. Man setze darzu noch die Liebe zum Wunderbaren, die allen Menschen so natürlich ist, so wird man gar nicht mehr erstaunen, daß diese Meynung unter den Christen so gemein gewesen ist.

Der scharfsinnige Fontenelle sucht alle diese Gründe auf einmal zu entkräften; er erschüttert dieses Gebäude bis auf den Grund. Ist das, was man von den Orakeln erzählt, sagt der Geschichtschreiber derselben, auch wahr? Erklärt man nicht die Ursache, ehe man noch von der Sache selbst genau unterrichtet ist? Gleicht man nicht jenen Gelehrten in Deutschland, welche große Folianten über einen Zahn schrieben, der von Golde seyn sollte, da er doch nur mit einem Goldblättchen geschickt belegt war? Er führt eine Menge kindische Erzählungen, apocryphische Bücher und Schlupfwinkel an, deren man sich in den ersten Jahrhunderten der Kirche bediente, um sie in Aufnahme zu bringen, und deren sie gar nicht nöthig hatte. Nicht als ob alle Welt, sagt er, sich von diesen Orakeln habe hinter das Licht führen lassen, die vor Geld alles sagten, was man nur gesagt haben wollte, und so oft man es wollte. Ganze philosophische Secten, Schriftsteller, besonders Dichter, die Griechen, die Christen selbst spotteten öffentlich darüber. Man zog sie nur an gewissen Tagen zu Rathe, und wenn man zu gewissen Geheimnissen eingeweihet war, die allzeit ein ehrerbietiges Stillschweigen erfoderten. Man gab sie bisweilen durch Träume, oder auf versiegelten

Zetteln;

Zetteln; aber alle diese Orakel, so wie alle andern Wahrsagereyen, schienen mehr das Werk der Menschen als der Teufel zu seyn. Betrug und Schalkheit hatten daran gleichen Antheil. Diese erste philosophische Dissertation eines unserer schönsten Geister wird durch ein Capitel über das Looß beschlossen.

In der zweyten sind weit weniger Hindernisse zu heben: denn wenn man nichts, oder beynahe nichts auf die Rechnung der Teufel schreibt, wenn man die Orakel als ein Werk der Betrügerey ansieht, so wird auch nichts mehr daran liegen, ob sie bey der Ankunft Jesu Christi aufgehört haben, oder nicht. Alles beweist, daß sie bis zur Ausrottung des Heydenthums fortgedauert haben, und diese Epoche fällt ins Jahr 451. Die christlichen Kayser verboten um diese Zeit, bey Strafe des Todes, ferner ein Orakel zu fragen. Wenn aber auch die heydnische Religion fortgedauert hätte, so würde man doch aus den Orakeln nichts mehr gemacht haben, weil man überall anfieng an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Die Betrügerey, der Geiz und die schändlichen Wollüste der Priester fielen in die Augen; sie gaben vor, daß der Gott, dem sie dienten, gern bey schönen Frauenzimmern schliefe, und diese machten dem Gotte, von den Händen ihrer Männer selbst darzu ausgeschmückt, und mit Geschenken, für die Gunstbezeugungen, die er ihnen erwieß, beladen, fleißig ihre Aufwartung. Zu Babylon brachte eine Frau, die der Gott Belus für sich ausgelesen

hatte, alle Nächte im achten und letzten Stockwerke auf dem Thurme des Tempels zu. Eben so geschah es zu Theben in Egypten. Die Priesterinn des Orakels zu Patara in Lycien prophezeyhete niemals, wenn sie nicht zuvor in dem Tempel des Apollo allein geschlafen hatte. Der Saturnus zu Alexandrien unterließ nicht, alle Nächte in seinen Tempel eine Frau kommen zu lassen, die er nach seinem Gefallen durch den Mund seines Priesters Tirannus ernannte. Viel Weiber hatten diese Ehre schon mit Ehrerbietung genossen; aber endlich vertraute eine derselben ihrem Manne, daß sie in dem Tempel einen Kebsmann gefunden hätte. Tirannus ward hierauf vor Gericht gefodert, und gestand alles. Tausend andere ähnliche Auftritte machten endlich, daß man hinter die Betrügerey der Priester kam.

Der Verfasser der Geschichte der Orakel bringt in diesem zweyten Theile eben so viel angenehmes vor, als in dem ersten. Man weiß aber, daß der Grundriß des Werks nicht von ihm ist. Fontenelle ist beynahe nichts als ein bloßer Uebersetzer, indem er sich überall an das Buch des Vandale, eines Arztes unter den Wiedertäufern zu Harlem, hält. Der eine schrieb für die Gelehrten, und der andere wollte von der großen Welt gelesen werden. Vandale, da es ihm so leicht ward, die Orakel lächerlich zu machen, faßte noch den Vorsatz, gewisse Pilgrimschaften, gewisse schlecht ausgedachte Andachtsübungen zu tadeln: aber Fontenelle gerieth nicht in die Versuchung, seinen philosophi-

losophischen Beweisen andere und neue an die Seite zu setzen. Indessen geriethen doch die Andächtigen über sein Werk in Bewegung; sie glaubten, daß einer von den vornehmsten Beweisen des Christenthums dadurch über den Haufen geworfen würde. Der Pater Baltus hielt es einige Jahre darnach, als Fontenelle seine Geschichte der Orakel heraus gegeben hatte, für seine Schuldigkeit, dieselbe zu widerlegen, und dadurch den schädlichen Wirkungen derselben zuvor zu kommen. Dieser Jesuit besaß die Geschicklichkeit, sein System mit der Religion zu verbinden.

Seine Widerlegung ist in drey Abschnitte getheilt. Der erste hat die Vertheidigung der Kirchenväter und der alten Christen, wegen der Meynung die man ihnen beylegt, zur Absicht, wobey zugleich die Ursachen angezeigt werden, die sie bewogen, die Orakel der Heyden für Werke des Teufels zu halten; der zweyte sucht die Gründe umzustoßen, durch welche man beweisen wollte, daß diese Orakel blos eine Betrügerey der Pfaffen wären, die dadurch entweder andere betrogen oder selbst betrogen wurden; der dritte endlich zeigt, daß die Geburt des Heylandes die wahre Epoche sey, wo die Orakel aufgehört haben, und daß sie nur durch die Gewalt seines Kreuzes und die Anrufung seines Namens aufgehört haben.

Bey allem bezeigten Eifer und Liebe zu den Grundwahrheiten der Religion, ist doch diese Schrift nicht ohne Anzüglichkeiten gegen den Fontenelle. Es war um so viel leichter, ihn als einen

Religionsverächter vorzustellen, da das Publicum schon seine **Beschreibung der Insel Borneo** kannte; eine Beschreibung, welche die Geschichte eines seltsamen bürgerlichen Krieges enthält. a)

Die-

a) Diese erdichteten Unruhen sind nichts als eine Allegorie der wirklichen Uebel, die durch die Spaltungen in der Kirche verursacht worden sind. Die Kirche wird hier unter dem Bilde der Königinn **Mliseo** vorgestellt; ihre beyden Töchter **Mreo** und **Eenugo**, sind eine die römische, die andere die Kirche zu Genf. Sie streiten sich mit einander über das Erbtheil ihrer Mutter. Die Insel Borneo wird unter sie getheilt, obgleich **Mreo** eine rechtmäßige Tochter ist, und **Eenugo** für ein Hurkind gehalten wird. Aber alles gute, was man von der erstern Königinn sagt, ist mit vielen Vorwürfen vermischt, die man ihr macht. „**Mreo** wollte, daß alle ihre Diener Verschnit„tene wären; eine sehr harte Bedingung, an die „bisher noch nie war gedacht worden. Sie ließ „sie unterdessen doch nur auf so eine Art verstüm„meln, daß die Ehemänner noch Ursache genung „hatten, sich über sie zu beschweren. Die Köni„ginnen pflegten an gewissen Tagen dem Volke „öffentliche Schauspiele zu geben, und **Mreo** „hatte die Hälfte davon abgeschnitten, wie sie von „andern Königinnen waren gegeben worden. „Außerdem war auch das Brod unter ihrer Re„gierung in der ganzen Insel übermäßig theuer, „und man wußte nicht wie es damit zugieng, „außer daß man die Schuld auf gewisse Zaube„rer, die sie im Solde hatte, schob, als welche „mit ihren Beschwörungen alles weghexen soll„ten.„

Diese Scherzschrift, und die Geschichte der Orakel, hätten beynahe dem Verfasser derselben ein großes Unglück zugezogen. Die Andächtigen rotteten sich zusammen, waren heimlich auf Verfolgung bedacht, und kamen mit ihren Klagen sogar bis zu den Füßen des Throns. Der Philosoph wäre verlohren gewesen, wenn er auf die Critiken, die wider ihn heraus kamen, geantwortet hätte: aber er vertheidigte sich gar nicht, sondern that vielmehr als ob er seine Meynung geändert hätte, und begnügte sich, sie heimlich bey sich zu behalten. Man sagt, daß er seit der Zeit sich bisweilen über gewisse kützliche und allzeit ehrwürdige Materien sehr frey heraus gelassen habe. Wenn die Sache wahr ist, so kann es doch nur unter vertrauten Freunden geschehen seyn. Man macht ihm sogar den Vorwurf, daß er schon als ein junger Schüler zu Rouen, wo ihn seine Mutter, die Schwester der beyden Corneille, Sonntags in alle Messen, Vespern und Predigten führte, von allem nicht ein Wort geglaubt habe. Man findet aber nicht, daß er ie von seinen Talenten einen schlimmen Gebrauch gemacht, oder durch Schriften wider die Religion sich den Weg zur Ehre habe bahnen wollen. Er hat sich nie geweigert Beyspiele der Unterwerfung und des Gehorsams zu geben; er hatte sich auch einen beständigen Beichtvater ausgelesen. So sehr er sich nun scheuete, für einen Ungläubigen gehalten zu werden, so sehr war er auch dem Haß und den Zänkereyen abgeneigt. Am meisten war er mit

sich zufrieden, daß er seine Feder niemals, oder fast niemals, zu satyrischen Versen gemißbraucht hatte. Der Gedanke, daß er sich die Theologen zu Feinden gemacht hatte, erschreckte ihn; er wollte daher lieber seine **Geschichte der Orakel** Preiß geben, als sie vertheidigen. „Man glaubt, „sagte er, daß der Pater Baltus Recht habe: „Gut, ich lasse mir es gefallen; der Teufel mag „wieder seiner vorigen Rechte genießen.„

Das Stillschweigen des Fontenelle ward aber weder von seinen Anhängern, noch von denen des Vandale nachgeahmt. Die holländischen Journalisten antworteten dem P. Baltus, und fuhren ihm sehr übel mit; sie rächten an ihm die unterdrückte und zum Stillschweigen verdammte Freyheit zu denken. Der Jesuit ergriff die Feder aufs neue, und stellte sich mit aller Hitze eines Theologen den Anfällen entgegen, die man auf ihn that. Er gab eine **Fortsetzung der Antwort auf die Geschichte der Orakel** heraus. Dieses Werk erschien im Jahr 1708. Der Jesuit schmeichelte sich, den Stolz der Verfasser der Bibliotheque choisie und der Republique des lettres ziemlich gedämpft zu haben: aber seine stärksten Feinde waren nicht in Holland. Ein französischer Grammaticus, dem es auch nicht am Genie fehlte, wagte es, ihm den Triumph zu rauben, worauf er so stolz war. Dümarsais, der noch jung war, der sich einen Namen zu machen suchte, und dabey noch nichts zu verlieren hatte, der ein großer Bewunderer des Fontenelle, und

ein noch größerer Philosoph, noch ein eifrigerer Verehrer der Freyheit zu denken, als er, war, schrieb, um ihn gegen die Zunöthigungen seines Tadlers zu rechtfertigen.

Diese Vertheidigungsschrift ist aber nicht öffentlich heraus gekommen, weil es dem Verfasser derselben ausdrücklich untersagt ward, sie weder in Frankreich noch auswärts drucken zu lassen. Dieses Verbot war die Folge seines Vertrauens gegen einige Mitbrüder des P. Baltus, denen er sein Werk zeigte, und welche diese bewiesene Achtung sehr übel belohnten. Man nahm die Obrigkeit wider ihn ein; man machte seine Religion sogar verdächtig, und daher rührt vielleicht sein ganzes Unglück. Der Neid fand darinne einen Vorwand ihn zu verfolgen, ihn als ein Ungeheuer abzumalen, und außer einigen wohl gegründeten Vorwürfen, noch tausend abgeschmackte Erzählungen von ihm vorzubringen. a) Man verurtheilte den Verfasser, und nicht das Buch, als welches der Religion mehr vortheilhaft als zuwider ist, indem es dem Aberglauben die Waffen aus den Händen reißt. Es sind nur noch Stücken von dem Werke des Dümarsais übrig, die aber von dem Genie des Verfassers zeugen. Hier ist ein kurzer Abriß davon:

Der

a) Fontenelle sagt von ihm: C'est le nigaud le plus spirituel, & l'homme d'esprit le plus nigaud, que je connoisse.

Der Verfasser setzt sich darinne dreyerley vor: 1) zu beweisen, daß die Teufel keine Orakelsprüche gegeben haben; 2) auf die Einwürfe des P. Baltus zu antworten; 3) die Zeit zu untersuchen, wenn die Orakel eigentlich aufgehört haben, und zu zeigen, daß sie aus ganz natürlichen Ursachen verstummt sind.

Einige listige Betrüger machten sich das Verlangen zu Nutze, das wir alle haben, die Zukunft zu wissen; sie gaben sich für begeisterte Menschen aus, und weissagten durch Orakel. Diese Betrügerey fand Liebhaber, und ward mit großer Hitze aufgenommen. Allenthalben sahe man nun Schreyer, die sich für Wahrsager ausgaben. Es ist gar nicht glaublich, daß die Orakel ein Werk des Teufels waren; viele Heyden, verschiedene philosophische Secten, die angesehensten Kirchenväter, die heilige Schrift selbst, sind für eben diese Meynung; sie ist außerdem auch den Vortheilen der Religion gemäß. Wenn dieses nicht wäre, so könnte man die Heyden ihrer Irrthümer wegen entschuldigen.

Die Antwort auf die Einwürfe des P. Baltus, ist von eben der Art, wie der vorhergehende Artickel. Dümarsais beweist, das man den alten Traditionen widerspricht, wenn man die Orakel den bösen Geistern zuschreibt; daß die Priester, um das Volk zu betrügen, sich ausgehöhlter Bildsäulen bedienten; daß man die Ehre des Heylandes nicht schwäche, sondern vielmehr befestige, wenn man die Orakel natürlichen Ursachen zuschreibt;

schreibt; daß man dem Teufel nicht andere Dinge mehr zuschreiben müsse, weil ihm, nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift, bisweilen einige besondere Erlaubnisse gegeben worden; daß dieses Wunder zur Unterstützung des Christenthums nicht nöthig gewesen; daß man, wenn man falsche Wunderwerke behauptet, die wahren zugleich verdächtig mache, wenn sie ie verdächtig seyn könnten. „Man glaubt heut zu Tage keine leib„haften Besitzungen des Teufels mehr, ob man „gleich die glaubt, von denen die Schrift redet.„ Diese Meynung des Wiedertäufers Vandale, welche Fontenelle annahm, ärgerte den P. Baltus; aber eben dieser Jesuit hatte, indem er die Orakel vertheidigte, die Meynung eines Lutheraners Moebius angenommen, und Dümarsais nahm daher Gelegenheit, einen wie den andern einen Ketzer zu schelten, und zu sagen, ein Anabaptist sey **wenigstens einen Lutheraner werth.** a)

Endlich beweist er, daß die Geburt Jesu Christi nicht die vornehmste Epoche sey, wo die Orakel aufgehört haben. Verschiedene sind schon vor der Ankunft des Messias zerstört worden, und verschiedene andere haben bis ins vierte und fünfte Jahrhundert fortgedauert, und sind auch wohl noch

a) Das that er als ein liebreicher und vernünftiger Catholik, der sich wenigstens drey Anabaptisten und eben so viel Lutheraner werth zu seyn dünkt.

noch bis auf diesen Tag unter den Heyden anzutreffen. Der Pater Baltus hält selbst von dem Orakel nichts, wodurch die Geburt des hebräischen Kindes verkündigt wird; er räumt ein, daß die Orakel nicht auf einmal aufgehört haben, sondern nach und nach, so wie die christliche Religion zunahm. Dieses Aufhören aber ist gar nichts wunderbares, es war vielmehr eine sehr natürliche Folge eines neuen Gottesdienstes. Mit dem Fall des Heydenthums mußten nothwendig auch die Orakel fallen, die Teufel verschwinden, und die Betrügereyen der Pfaffen an den Tag kommen. Welches ist demnach die wahre und einzige Ursache, daß die Orakel verstummt sind? Die Bekehrung der Heyden zum christlichen Glauben; der Verdacht, oder vielmehr die überzeugende Gewißheit einer Betrügerey bey dieser Menge von Orakeln, und endlich die Edicte der christlichen Kayser.

Das ist der Entwurf des Werks des Dümarsais. Fontenelle war darüber vor Freuden ganz außer sich. Vielleicht hätte dieses berühmte academische Mitglied, das so richtig, so fein, so gründlich, so reizend dachte, und dessen Einsichten sich auf alles erstreckten, es nicht besser gemacht, wenn er auch selbst zu seiner Vertheidigung die Feder ergriffen hätte. Er hätte gewiß nicht so viel erhabenes und feuriges dabey gezeigt. Der Dichter Rousseau hält ihn für gekünstelt, und sagt, daß bey ihm alles **mit Orangenblüten bestreut wäre.** Wenn auch gleich seine Feinde,

mit aller ihrer List, ihn nicht ganz unglücklich machen konnten, so erfuhr er doch, wie gefährlich es sey, in Dingen Recht zu haben wo andere angesehene Männer Unrecht haben. So wie man bey seinem Leben von ihm sprach, so wenig Eindruck machte sein Tod. Die Ursache ist, daß man durch sein hohes Alter zu diesem Verluste schon vorbereitet war, und daß sein Tod sich unter den schrecklichen Umständen ereignete, da ganz Frankreich wegen des Lebens des besten Königs, der durch ein Ungeheuer verwundet worden, in Sorgen war. Vier Frauenzimmer haben sich in die Verlassenschaft des Fontenelle getheilt, und eine fünfte ist die Vollzieherinn seines Testaments gewesen. Man hat daher auch nicht ermangelt, zu sagen, daß er bis auf seine letzten Verordnungen seine Neigung zur Galanterie beybehalten habe.

Addison

und

Pope.

Addison hatte schon die Helfte seiner Laufbahn zurück gelegt, als Pope erst anfieng die seinige zu betreten. Es empfand einer gegen den andern jene geheime Eifersucht, welche große Geister nur kleinen Seelen überlassen sollten.

Aber es ist selten, daß die alten Günstlinge des Apollo nicht eben so, wie die alten Soldaten, ihrem Ruhme mit einigem Verdrusse sollten nachaltern sehen. Der größte Lobspruch, den man dem Corneille machen kann, ist, daß er sich in keine Cabale wider den Racine eingelassen.

Pope war zu London im Jahr 1688 gebohren, und stammte von einer alten adelichen Familie aus der Grafschaft Oxford her. Seine Aeltern, die römischcatholischer Religion waren, hinterließen ihm kein Vermögen, weil das ihrige fast ganz durch die doppelten Auflagen, und andere Strafgesetze, die der König Willhelm diesen Religionsverwandten auflegte, war erschöpft worden. Pope, der von Kindheit an einen schwachen Körper hatte, ward nicht in die öffentliche Schule geschickt, sondern zu Hause von geschickten Leuten erzogen. Man kann ihn unter die Zahl der glücklichen Genies setzen, die niemals Kinder gewesen sind. In seinem zwölften Jahre machte er eine Ode auf das Landleben, welche die Engeländer den besten Oden des Horaz gleich schätzen. Im vierzehnten Jahre gab er einige übersetzte Stücke aus dem Statius und Ovidius heraus, die sie den Originalen vorziehen. Im sechzehnten erschienen Hirtengedichte von ihm, die einem Virgil, einem Theocrit Ehre gemacht haben würden. Der **Versuch über die Critik** kam im Jahr 1709 heraus, und man schätzte dieses Gedicht der **poetischen Dichtkunst** des Boileau gleich, wo man es nicht gar derselben vorzog. Aber in den Augen

der

der Unpartheylichkeit wird der Vorzug unter diesen beyden Lehrgedichten dem Despreaux zugesprochen. So viel Ordnung und Zusammenhang man in der **poetischen Dichtkunst** findet, so viel Verwirrung der Materien trifft man in dem **Versuche über die Critik** an. Die **geraubte Haarlocke** ward im Jahr 1712 gedruckt. Es ist dieses ein Gedicht in fünf Gesängen, das galanter und munterer als der **Poltergeist** des Boileau, und eben so leicht geschrieben ist, als der **Vertvert** des Gresset. Es ist dem Gedichte des Gay über den Fächel weit vorzuziehen, ob dieses gleich voller Annehmlichkeiten natürlicher Schönheiten und feiner Scherze ist. Man hat The Fan, so wie die Fabeln eben dieses Autors, eines schätzbaren Dichters, und sehr guten Freundes des Pope, übersetzt. Der **Versuch über den Menschen** erhielt ebenfalls allgemeinen Beyfall: aber das beträchtlichste von allen Werken des Pope war seine poetische **Uebersetzung der Iliade und der Odyssee.** Ganz Engeland subscribirte zu dieser Uebersetzung, und man sagt, daß der Verfasser auf zweymal hundert tausend Thaler damit gewonnen habe. Der Begriff, den man sich von diesem **englischen Homer** gemacht hatte, ward noch größer, als er heraus kam, und man setzte ihn in dieser enthusiastischen Hitze noch über den **griechischen Homer.** Dieß war die Zeit, wo Pope im größten Ruhme stand; aber auch zugleich die Zeit, wo ihm der Neid die meisten Feinde auf den Hals zog.

Addison und seine Anhänger beschlossen den Untergang dieser Uebersetzung; sie zogen ihr eine andere vor, die in der That frostig und elend war. Alle schlechte Poeten in Engeland wurden herbey gerufen, um die Fehler auszuposaunen, die sie in einem Werke gefunden zu haben vorgaben, welches keinen andern Fehler hatte, als daß es zu schön war. Man streuete tausenderley persönliche Tadel wider das Vorbild der Uebersetzer aus. Pope sahe sich also in sehr kurzer Zeit von einem Schwarm kleiner Geister umringt, die sichs recht angelegen seyn ließen, ihm zu schaden. Sie griffen seine Gestalt und seine Mine an, und gaben vor, daß er kein Griechisch verstehe, weil er übel röche, häßlich und bucklich wäre. Pope war in der That ein zweyter Dechant von Killerine. Diese anzüglichen Reden, die allzu grob waren, als daß sie die Eigenliebe hätten beleidigen sollen, brachten doch die seinige in Bewegung. Er warf sie mit Heftigkeit zurück, und nahm völlig den beleidigenden Ton seiner Feinde an.

Unter den verschiedenen Schilderungen, die seine von Wuth und Rache beseelte Feder damals entwarf, war das Portrait des Addison noch das bescheidenste. Dieser Schriftsteller verdiente auch diese Zurückhaltung, da er selbst sehr zurückhaltend gewesen war, selbst zu der Zeit, da er alles wider den Pope aufbrachte. Er verdiente durch seinen Caracter und seine untadelhafte Aufführung den Namen eines Weisen vollkommen, den man ihm wirklich gab, da er in allen seinen Schrif-

ten

ten sich bemühete, den Geist der Engeländer an Ordnung, Regelmäßigkeit und Wohlstand zu gewöhnen. Er führte sich im Reiche der Wissenschaften stets als ein vorsichtiger Hofmann auf. Im Herzen war er ein abgesagter Feind vom Pope; aber von außen nahm er sich sehr in Acht, es zu scheinen. Diese Schüchternheit und die heimlichen Kunstgriffe wurden von Popen bald bemerkt. Er stellt daher seinen heimlichen Feind von lächerlichen Witzlingen umgeben vor, wie sie ihm aus Gewohnheit ihre Aufwartung machen, wie sie mit einander um die Wette seine Sittensprüche wiederholen, und einen einfältigen Gedanken, den er ihnen mit Nachdruck vorgesagt hat, als einen schönen Einfall allenthalben herum tragen und bekannt machen. Er sagt, daß das Lob des Addison allemal ein versteckter Tadel, und immer eine Tücke dahinter verborgen sey, wenn er etwas für schön ausgäbe; daß er nicht selber spotte, aber wohl andern zu spotten Gelegenheit gäbe; daß er zwar gern verwunden möchte, aber sich fürchte zuzuschlagen; daß er gegen einen Fehler, den er anmerkt, Aufmerksamkeit errege, aber nicht Herz genug habe, ihn zu verwerfen; daß er, in Lob und Tadel gleich zurückhaltend, ein eben so furchtsamer Feind, als sehr ungewisser Freund sey. So viel Genie, setzt er hinzu, dieser Schriftsteller auch von Natur hat, um in allem glücklich zu seyn, was er unternimmt, so erregt doch alles Argwohn in ihm. „Er will allein auf dem Par„naß regieren, und so wie der Großtürk will er

„keinen seiner Brüder den Thron mit sich theilen „lassen. Eben die Talente, die ihn berühmt ge„macht haben, sind eben das, was ihm Haß zu„zieht.„

Doch Pope räumt, indem er die Fehler und das Lächerliche an seinem Feinde aufsucht, ihm auch seine Verdienste ein; und Addison hatte wirklich Verdienste. Die Engeländer werden sein Gedicht auf den Feldzug im Jahr 1704, seinen **Cato** und seinen **Zuschauer** nie vergessen. Man machte ihm auch, ob er gleich ein Poet war, zum Staatssecretair.

So sehr aber Addison geschont ward, so sehr wurden die Werkzeuge seiner geheimen Eifersucht und Rache mit den heßlichsten Farben abgemalt. Mylord Harvey hatte sich, um in Ansehen zu kommen, an die Spitze dieses Trupps unbekannter und wider den Pope verschworner Schriftsteller gestellt. Dieser Mylord zog sich dadurch auch die empfindlichsten Spöttereyen von Seiten des Pope zu, der ihn in einem satyrischen Briefe folgender Gestalt anredet: „Zittere, Sporus! zittere du mit Seide bekleidete a) Maschine, du b) „Auswurf von Eselsmilch. Aber ach! Sporus, „es ist vergebens, daß die Satyre ihre Pfeile wi„der dich braucht: du bist weder fähig sie zu füh„len noch die Vernunft zu erkennen. Muß man „erst ein großes Rad mühsam in Bewegung setzen, „um

a) automate,

b) excrément de lait d'anesse.

„um einen Schmetterling zu tödten? Man lasse „mich diese Wanze, dieses im Koth erzeugte In„sect, mit goldenen Flügeln, das nur sticht, nur „alles vergiftet, mit den Fingern zerdrücken. „Sein Sumsen erschreckt jede Schöne und jeden „Mann der denken gelernt hat. Er ist so sehr „außer Stande, Begriffe von Verdiensten zu ha„ben, als das Schöne zu fühlen . . . Sollte „man, wenn er spricht, nicht glauben, eine Ma„rionette zu hören, welcher Brioche die Worte in „den Mund legt? . . Was ist das für ein „Mensch, dessen Caracter ein schändlicher Wider„spruch, ein elender Gegensatz ist, ein zweydeuti„ges Thier, das zu gleicher Zeit den Kopf mit „Nichts, und das Herz mit Lastern angefüllt „hat:„

Wenn Pope so unwürdige Feinde, und ihr ohnmächtiges Geschrey großmüthig hätte verachten wollen, würde er sich viel Verdruß erspart haben. Aber er hielt es für seine Pflicht, sich der Cabale, jenem Schwarme boshafter Menschen, die auf eine lächerliche Weise den Kopf mit Reimen und Sylben angefüllt hatten, zu widersetzen. Sie sumsten aber nur desto ärger. In dem Sumpfe des englischen Helicons versteckt, trieben sie schreckliche Ausdünstungen hervor, denen endlich Pope ein Opfer ward. Da ist kein Bubenstück, das sie ihm nicht in Reimen vorwarfen, keine Narrheit, die sie sich nicht einfallen ließen. Sie nannten ihn einen **Unwissenden**, einen **Esel, Narren, Ungeheuer, Menschenmör-**

der, **Giftmischer, Verräther.** Ein Reimschmidt, der witziger seyn wollte als die andern, machte ein Gedicht, um zu beweisen, daß Pope ein Dummkopf wäre.

Dieser große Dichter, der unter allen seiner Nation durch die Zierlichkeit, Reinigkeit, und den Wohlklang seiner Verse, die meiste Ehre macht, war damals am wenigsten seiner mächtig. Er verunehrte seine Muse und sein glänzendes poetisches Feuer durch eine schreckliche Satyre. Ich rede von der berüchtigten **Dunciade.** Der Verfasser geht darinne die Schriftsteller, und selbst die Buchhändler in London durch. Er schämte sich nach der Zeit dieser so anzüglichen Satyre, und warf sie ohne Bedenken, im Beysenn des Doctor Swifts, ins Feuer, der sie aber geschwind wieder heraus zog, und ihm den Possen that, sie vom Untergange zu retten. Swift, der englische Rabelais, fand sehr viel Geschmack an der **Dunciade.** Ein anderer englischer Schriftsteller ruft über die, die darinne angegriffen sind, aus: „Ihr Schaa„ren von Dummköpfen, deren Dummheit der „Pinsel eines großes Meisters so wohl geschildert „hat, durch dieses Gedicht wird euch die Unsterb„lichkeit gegeben. Man wird von euch reden, „so lange man englisch sprechen wird. Der be„rühmte Pope hat aus Mitleiden gegen euch, der „Nachwelt von eurem Genie, von euren Werken, „von eurem Geschmack, von euren Sitten, von „der Zeit eurer Geburt und eures Todes Nach„richt gegeben. Es waren sehr lebhafte Farben

„nöthig,

„nöthig, um euch zu malen. Sie sind gleichsam „die Tafel, auf welcher mit großen Buchstaben „die Ursachen geschrieben stehen, die euch eine so „harte Begegnung zugezogen haben.„

Die Feinde des Pope, denen in der **Dunciade** so übel mitgefahren ward, und die den Pope in satyrischen Schriften weit stärker fanden, als sich, wurden ganz rasend, und brachten ihm wieder einen wichtigen Stoß bey. Sie beschimpften ihn auf die grausamste Art, indem sie eine Nachricht von einem Schillinge ausstreueten, den er bekommen haben sollte. Die Nachricht ward auf allen Gassen der Stadt London herum getragen und ausgerufen. Der Titel war: **Wahrhafte und merkwürdige Nachricht von dem grausamen und schrecklichen Schillinge, den Meister Alexander Pope, der Poet, bekommen hat, als er in aller Unschuld zu Homwalks, an dem Ufer der Temse spazieren gieng, und auf Verse zum gemeinen Besten sann. Dieser Schilling ist ihm von zween Uebelgesinnten, aus Verdruß und Rache, wegen einiger Liederchen gegeben worden, die dieser Poet, ohne böse Absicht, auf sie gemacht hatte.**

In dieser Nachricht wird gesagt, daß die beyden Uebelgesinnten, nachdem sie den armen Pope bis aufs Blut gepeitscht, ihn kaum hätten laufen lassen, als er sogleich von der Jungfer Blount, einer mitleidigen und dem Poeten sehr nahe wohnenden Person, in diesem erbärmlichen

Zustande sey erblickt worden. Diese habe sogleich den kleinen Menschen in ihre Schürze genommen, habe ihm die Hosen wieder angezogen, ihn an das Ufer des Flusses getragen, und auf ein kleines Schiff gesetzt, um ihn nach ihrer Behausung zu bringen. Die Jungfer Blount war eine sehr artige Engeländerinn, welche Pope sehr lieb hatte.

Diese Begebenheit, sie mag wahr oder falsch seyn, verdroß Popen aufs äußerste. Er begnügte sich nicht damit, daß er eine **Nachricht an das Publicum** drucken ließ, in welcher er versicherte, daß er an dem in jener Nachricht bemerkten Tage, nicht aus seinem Hause gekommen wäre; sondern er wollte auch, um sich an seinen Feinden zu rächen, seine **Dunciade** noch einmal durchgehen, und neue satyrische Züge hinzu thun. Aber alle diese Bewegungen der Rache waren nichts, als vergebene Bemühungen eines Menschen, der unter einer schweren Last, die er nicht von sich abwälzen kann, seufzt, und endlich unterliegt. Er ist im Jahr 1744 auf einem Landhause nicht weit von Londen, nicht so wohl an seiner Krankheit, als vielmehr an dem nagenden Verdrusse, den er über die Satyre empfand, gestorben.

Außer der Ehrbegierde, diesem eitlen Rauche, um den sich insgemein die Dichter bestreben, war seine Hauptleidenschaft die Freyheit. „Möchte „ich doch, sagt er in einem seiner Briefe, in der „Unabhängigkeit leben und sterben! im Friede le„ben und sterben! die Bequemlichkeit und die

„Wür-

„Würde eines Dichters bis an mein Ende be„haupten! nach meinem Gefallen meine Freunde „sehen, und Bücher lesen können! zu groß seyn, „um einen Beschützer nöthig zu haben, ob ich gleich „bisweilen gern einen Minister meinen Freund „nennen wollte! das ist mein ganzer Stolz. Ich „bin weder für den Hof, noch zu großen Geschäff„ten gemacht. Ich bezahle meine Schulden; „ich glaube an Gott, und bete ihn an.„ Die englische Sprache ist diesem vortrefflichen Schriftsteller eine Eigenschaft mehr schuldig, welche sie zuvor nicht hatte. Addison und er haben es so weit gebracht, daß sich das unangenehme und dem Gehör empfindliche Gezische in etwas sanftere und wohlklingendere Töne verwandelt hat.

Johann Baptista Rousseau und Joseph Saurin.

Welcher von diesen beyden ist der Verfasser der berüchtigten Sinngedichte? Das ist die Frage, die noch nicht beantwortet ist. Sie ist eins von den Räthseln, die man nie lösen wird: so wie die Ursache der Verweisung des Ovids, oder der Mann mit der eisernen Masque, der auf diese geheimnißvolle Art in die Bastille gesetzt ward. Diese Sinngedichte waren die Folge eines unschul-

digen

digen Vergnügens, das sich einige Personen auf einem Caffeehause mit einander machten. Die Zwietracht kam diese gelehrten Zusammenkünfte zu stören; Achtung, Nachsicht und die nothwendigsten Pflichten der Gesellschaften verschwanden hierauf in kurzer Zeit. Man tadelte einander auf die empfindlichste Weise. Man sprach hin und her mit der größten Unbedachtsamkeit, und alle Tage entstanden neue Zänkereyen. Aus dieser Zwietracht entstanden endlich Feindschaften und sogar Bosheiten. Man brachte die abscheulichsten Dinge in Verse, und alles was der Witz, von Haß, Rache und Lüderlichkeit beseelt, ungeheueres erdenken kann, war in diesen Sinngedichten beysammen anzutreffen. So geschickt sie sind, dem Witz eines Poeten Ehre zu machen, so sehr schänden sie sein Herz. Sie wurden zu verschiedenen Zeiten gemacht, und auch auf verschiedene Weise ausgestreut. Man warf anfänglich einige unter die Tische im Caffeehause; hernach schickte man sie mit der Post von Versailles an die Wittwe **Laurent**. Man steckte verschiedenen Personen heimlich welche zu, und that auf diese Weise innerhalb zehn Jahren der Bosheit des Publici allen möglichen Vorschub. Alle berühmten Schriftsteller in Frankreich wurden darinne angegriffen.

Die Unverschämtheit stieg aufs höchste, und die, die sich beleidigt fanden, fiengen an sich zu rächen: einige ließen es dabey bewenden, daß sie über Verläumdung schrien; andere aber griffen

zu

zu den Waffen der Satyre und zu Repressalien; noch andere ließen es bis zu Thätlichkeiten und zu Schlägen kommen. Alle gelehrte Männer geriethen darüber in Bewegung und Furcht. Die Sinngedichte hatten Folgen die man nicht vermuthete. Die öffentliche Ruhe erfoderte, daß man die strengen Gesetze wider die Pasquille und alle Arten von Schmähschriften aufs neue einschärfte. Es war nöthig, ein Muster aufzustellen; die Obrigkeiten hielten es für ihre Pflicht streng zu verfahren, und forschten nach dem Verfasser der Sinngedichte. Alle Welt nannte den Rousseau.

Dieser Dichter, der durch seine Talente und durch seine Widerwärtigkeiten so berühmt ist, ward zu Paris im Jahr 1669 gebohren. Der Name des Großen, den man ihm giebt, zeigt, was für einen Begriff man sich von seinem Genie gemacht habe. Wir haben keinen Poeten, der mehr Poet als er ist. Wenn auch seine Comödien und seine Opern nicht gerathen sind, so ist er doch in der Ode unnachahmlich. Seine Oden sind der Triumph der Dichtkunst und der gesunden Vernunft. Man findet ihn hier wahrhaftig groß, erhaben, harmonisch, göttlich, fruchtbar an neuen, kühnen und schimmernden Gedanken, an glücklichen und nachdrücklichen Wendungen. Es hat sich bis ietzt fast noch kein Nachahmer in der Cantate und in der Allegorie gefunden; zwo Dichtarten, die er, so zu sagen, neu geschaffen hat. In der Uebersetzung der Psalmen ist er bisweilen

dem

dem David gleich. Er hat jene starken Ausdrücke, jene malerische Schreibart, die man nur in den Propheten antrifft, glücklich in unsere Sprache übergetragen. Einige seiner Briefe, die von allerhand nützlichen Materien handeln, zeugen von seinem guten Geschmack, von seiner richtigen Beurtheilung und von seiner großen Gelehrsamkeit. Selbst seine Sinngedichte, und die sogar, welche die freyesten darunter sind, tragen Merkmale des Genies an sich. Wenn doch so seltene Eigenschaften nicht so sehr wären gemißbraucht worden! Er ist zu gleicher Zeit der Pindar, der Horaz, der Martial und der Anacreon von Frankreich. Selten wird man Nachläßigkeiten bey ihm antreffen, oder ein schönes Gedicht von ihm durch matte und müßige Verse verunstaltet sehen. Das einzige was man ihm abgesprochen hat, sind die angenehmen Empfindungen; er ist weit unter sich selbst, wenn er die Sprache der Zärtlichkeit und der Empfindung reden will. Das ist die poetische Gestalt des Rousseau, nun wollen wir ihn auch in der Gestalt des Menschen auftreten lassen.

Man hat ihn hin und wieder als einen unruhigen, eigensinnigen, verwegenen, rachgierigen und neidischen Mann vorgestellt; als einen Mann, der auf die Talente, auf das Glück, und auf den Ruhm anderer sehr eifersüchtig wäre. Sein Umgang hatte nicht viel angenehmes, wenn man nicht etwan von den schönen Wissenschaften sprach, oder sich über andere aufhielt, oder ihn einige Sinngedichte von seiner Erfindung vorlesen hörte. Er

hatte

hatte nicht die geringste Kenntniß von Geschäfften, und die Menschen waren ihm beynahe eben so unbekannt. Wenig Leute sind so rachgierig gewesen, als er, so daß man ihm alle Bosheit und Tücke, die dem gesellschaftlichen Leben so zur Last sind, zuschreibt. Man hat gesagt, daß seine Aeltern, a) seine Freunde, seine Patrone, alle gleiches Recht

a) Man hat ihm sogar vorgeworfen, daß er seinen Vater verläugnet habe. (Man sehe den zweyten Theil der Anecdoten S. 348. No. II. nach.) Dieses gab Gelegenheit zu dem bekannten Liedchen im Geschmack eines Gassenliedchens, das mit einem Kupferstiche begleitet ward, und den Rousseau nicht wenig verdroß:

Or, écoutez petits & grands,
L'histoire d'un ingrat enfant,
Fils d'un cordonnier, honnete homme,
Et vous allez entendre comme
Le diable, pour punition,
Le prit en sa possession.

„Hört ihr Großen und Kleinen die Geschich-
„te von einem undankbaren Kinde, von dem
„Sohne eines ehrlichen Schusters, und ver-
„nehmet, wie ihn zur Strafe der Teufel ge-
„holt hat.„

Dieser Vorwurf würde weniger in Erstaunen setzen, wenn er nicht einen Mann von Genie beträfe. Der größte Adel eines Poeten besteht darinne, daß er von einem Homer, Pindar und Virgil sein Geschlecht herleitet. Titon, in der Fortsetzung des französischen Parnaß, spricht davon sehr ernstlich.

Recht sich über ihn zu beschweren gehabt hätten. Ist es bey einem solchen Caracter, er sey gegründet oder nicht, wohl zu verwundern, daß Rousseau so wenig Freunde hatte? daß alles, als seine Sinngedichte heraus kamen, wider ihn schrie?

Man glaubte in diesen Sinngedichten seinen Geist und seine Rasereyen zu finden. Ein Haufen Werke von ihm, die alle äußerst unverschämt waren, zeugten wider ihn. Welche Folgen konnte man nicht aus seinen abscheulichen **Epigrammen**, die er das Gloria patri seiner Psalmen nannte, aus seiner **Mosaide**, die man ihm zuschrieb, ob gleich ein anderer, Namens Bourdet, der nichts weiter als dieses abscheuliche Stück gemacht hat, Verfasser davon ist, aus seinen unverschämten Comödien, aus seinen freyen Erzählungen, aus seinen kleinen ärgerlichen Gedichten ziehen? Man suchte alle Umstände hervor, alle Reden die man ihn hatte halten hören. Man bemerkte, daß die Personen, die in den **Sinngedichten** angegriffen wurden, eben die Personen waren, mit welchen er sich am meisten überworfen hatte, welchen er vorwarf, daß sie den Fall seiner Comödie der **Eigensinnige**, verursacht, und daß sie ihn sowohl um eine Besoldung am Hofe, als um einen Platz in der französischen Academie gebracht hätten. Man kannte keine andere Feder, aus welcher so viel Galle fließen, und bey welcher so viel Genie angetroffen werden konnte. Außerdem hatte auch Rousseau schon gestanden, daß die fünf ersten Couplets von ihm wären. Die andern also, die

noch

noch zweifelhaft waren, schienen aus keiner andern Hand kommen zu können, als aus der seinigen. Der Ton war in beyden gleich ausschweifend, gleich rasend; einerley höllische Begeisterung, einerley Reichthum an Reimen.

Dieser Vermuthungen ohngeachtet, war es doch nicht möglich, ein sicheres Urtheil in der Sache zu fällen. Man hatte keine überzeugende Gewißheit. Rousseau wäre auch deßwegen nie verurtheilt worden, wenn er es dabey hätte bewenden lassen, diese Couplets von sich abzulehnen. Aber ein allzu großes Vertrauen auf sich selbst, die Begierde, dem Publico Stillschweigen zu gebieten und seine Feinde zu beschämen, der declarirte Schutz zweener Minister, Pontchartrain und Voisin, verleiteten ihn alles zu wagen. Saurin sollte das Opfer dieser verhaßten Sache und der mannichfaltigen Verbrechen werden, deren Bestrafung zur Sicherheit eines ieden Bürgers so nothwendig war. Seine Rachgier verblendete ihn, und Saurin ward von ihm nicht anders als ein Feind angesehen, den er ins Unglück stürzen müßte, um sich daraus zu retten.

Man muß den **Joseph Saurin** nicht mit dem **Jacob Saurin**, dem besten und berühmtesten Prediger der reformirten Kirche, verwechseln. Ihre Familien gehen einander gar nichts an. Joseph Saurin verließ Frankreich zwey Jahr vor der Widerrufung des Edicts von Nantes. Er ward Prediger in der Schweitz; von der Gnade aber, wie er sagte, gerührt, und begierig, sich wie-

der in den Schooß der wahren Kirche zu legen, kam er in sein Vaterland zurück, und begab sich unter die Zucht des berühmten Bossuet. Man hat allezeit an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung gezweifelt. Die Geschichte, die Saurin selbst davon herausgegeben hat, ist eine Art von Roman. Unterdessen fand er doch sein Glück in Frankreich: er erhielt eine Besoldung vom Hofe, und ward in die Academie der Wissenschaften aufgenommen. Man hat keine andern Werke von ihm, als Auszüge in dem Journal des sçavans, einige mathematische Anmerkungen, und das vortreffliche Factum, das er über die wider ihn erhobene Klage aufsetzte.

Diese Klage ward so hitzig betrieben, und das Verfahren war so eilfertig, daß der Criminallieutenant le Comte, in weniger als vier und zwanzig Stunden ihn aufsuchen, gefangen nehmen, verhören, confrontiren, und wieder zurückbringen ließ. Ein solches Verfahren war ganz unerhört. Der Kanzler gab dem Criminallieutenant einen Verweiß, welcher aber auf Befehl, den man ihm in Gestalt eines Bittschreibens von den beyden Staatssecretairen, die Patrone des Rousseau waren, überbracht hatte, so geschwind hatte verfahren müssen.

Willhelm Arnold, ein junger Schuhflicker und ein einfältiger Mensch, war, wie man sagt, das Werkzeug, dessen sich Rousseau bediente, um seinen Feind zu untergraben. Dieser Willhelm Arnold zeigte wider Saurin. Er sagte aus, daß

er

er von ihm die Verse, über die man iezt Untersuchungen anstellte, erhalten, und sie einem kleinen Schuhputzerjungen gegeben habe, damit er sie weiter in andere Hände bringen möchte. Der Proceß gelangte unterdessen vom Chatelet an das Parlament.

Alle Freunde des Saurin waren seinetwegen in Sorgen: da er aber die Geschicklichkeit besaß, einige angesehene Personen, die ihm entgegen waren, einzunehmen, seine Sitten besser vorzustellen, als die Sitten seines Feindes, und zu beweisen, daß er in seinem Leben weiter kein Liedchen gemacht habe, als auf eine seiner Maitressen, so rettete er nicht allein seine Ehre, sondern auch sein Glück. Er vertheidigte seine Sache mit einer sonderbaren Stärke, und aller möglichen Kunst; Rousseau hingegen vertheidigte die seinige nur mit Scharfsinn und Hitze. Der Mathematicus schrieb sein Factum als ein Poet, und der Poet das seinige als ein Mathematicus. Endlich fiel der Stein, womit Rousseau seinen Feind zu Boden werfen wollte, auf seinen Kopf zurück. Saurin klagte ihn an, daß er falsche Zeugen angestellt, und den einfältigen Willhelm Arnold mit Gelde bestochen habe. Die Beweise für diese Bestechung schienen sehr deutlich zu seyn, und Rousseau ward nunmehr verurtheilt. Er hatte sich einige Zeit vorher in den Orden der Jesuiten, unter der Direction des P. Sanadon, begeben wollen: aber seine andächtige Gesinnung ward bey dergleichen Umständen sehr übel ausgelegt. Das Parlament

verbannete ihn auf Zeitlebens aus dem Reiche. Dieses Verbannungsurtheil ward den siebenden April 1712 gegeben, und auf einer Tafel an den Greveplatz angehangen. Willhelm Arnold ward ebenfalls verwiesen, aber nur auf neun Jahr.

Rousseau war bey diesen Umständen kein großer Philosoph. Seine Verbannung machte sein ganzes Leben unglücklich. Die Stadt Brüssel, so sehr er auch daselbst geachtet ward, konnte ihn wegen Paris nicht schadlos halten. Er versuchte daher alle mögliche Mittel, um wieder in sein Vaterland zurück zu kehren. Endlich kam der erwünschte Augenblick: der Herzog von Orleans, als Regent, ließ ihm schreiben, daß er mit aller Sicherheit wieder nach Frankreich kommen könnte. Aber dieser Poet, der seine Zurückberufung nicht einer außerordentlichen Gnade, sondern einem gerichtlichen Ausspruche schuldig seyn wollte, bat, daß man vorher seinen Proceß noch einmal untersuchen möchte; diese Bitte aber ward ihm abgeschlagen. Er blieb also noch ferner zu Brüssel, und zwar allemal in der höchsten Ungeduld. Doch ließ er sich seine Widerwärtigkeiten nicht abhalten Sinngedichte zu machen. Man warf ihm vor, daß er dergleichen wider seine alten und neuen Freunde, und selbst wider seine Wohlthäter gemacht habe. Er fiel auch in der folgenden Zeit bey dem Prinzen Eugen in Ungnade; wovon die Ursache von seinen Anhängern und

von

von seinen Widersachern sehr verschieden angegeben wird. a)

Das Publicum, das immer gern die Parthey der Unglücklichen nimmt, fieng indeß an ihn zu beklagen. Man sahe den Rousseau als einen der vornehmsten Poeten der Nation, und als einen Poeten an, der das Opfer der Eifersucht geworden war. Lamotte, sein Nebenbuhler, schien allzu glücklich; der Ruf, den er hatte, und den man für unrechtmäßig hielt, der Beyfall den man ihm überall gab, und die Art von Herrschaft, die er sich in der gelehrten Welt erworben hatte, brachten alle Gemüther wider ihn auf, und neigten sie dagegen auf die Seite eines berühmten Verbannten, dessen Verdienste keinen Verdacht mehr erweckten. Ein Gelehrter, der nach Brüssel verwiesen war, schien ihnen mehr zu beklagen, als der blinde und kranke Lamotte, der aber zu Paris lebte.

Der Graf du Luc und der Herr de Senozan, bedienten sich dieser für den Rousseau so günstigen Umstände. Sie ließen ihn heimlich in sein Vaterland zurück kommen, und er hielt sich allda drey Monate auf. Der berühmte Maler, Aved, nahm ihn zu sich ins Haus; aber die Sachen

a) Es haben einige versichern wollen, daß er dem Prinzen Eugen aus keiner andern Ursache mißfallen habe, als weil er die Parthey des Grafen von Bonneval, seines guten Freundes, zu eifrig nahm.

liefen nicht so, als man sich eingebildet hatte. Rousseau sahe sich genöthigt im Jahr 1740 Paris zum zweytenmal mit Thränen in den Augen, und dem Dolche im Herzen, zu verlassen. Er ließ bey seiner Abreise in den Händen des Abts d'Olivet einen schriftlichen Aufsatz zurück, in welchem er sich über alle Puncte rechtfertigte. Er bezeugt seine Unschuld hier in den stärksten Ausdrücken. Der Abt d'Olivet las diese Schrift in der Versammlung der französischen Academie öffentlich vor.

Rousseau starb ein Jahr darauf zu Brüssel im zwey und siebzigsten Jahre seines Alters. Sein Tod war überaus erbaulich. Nachdem er die letzte Oelung bekommen hatte, wiederholte er nochmals seine Protestation. Das sonderbarste ist, daß die, denen er diese Couplets vorwirft, Zeit ihres Lebens gegen ihn eben dasselbe gethan haben. Wer kann sich nun darein finden? Ist es wahrscheinlich, daß Rousseau noch in seinen letzten Augenblicken, wo die Wahrheit sonst allemal durchbricht, die Welt habe hintergehen wollen? Wenig Leute zweifeln ietzt mehr an der aufrichtigen Bekehrung des Rousseau.

Rousseau war um so viel unglücklicher, ie älter er ward. In diesen Jahren, wo die Glücksgüter am unentbehrlichsten sind, lebte er blos von der Unterstützung einiger Freunde. Er verlohr, als die ostendische Compagnie eingieng, eine Summe von zehn tausend Livres, die er in dieselbe gegeben hatte. Er hatte diese Summe mit

einer Ausgabe seiner Werke zu London gewonnen. Man muß es zum Ruhm des Herzogs von Aremberg, des Grafen von Lannoy, und des Fürsten von Thurn und Taxis sagen, daß sie ihn in seinen unglücklichen Umständen nie verließen.

Dieser langwierige Streit wegen der Couplets war nun fast gänzlich in Vergessenheit begraben, als er auf einmal wieder vom neuen rege gemacht ward. Der berüchtigte Boindin, königl. Procurator und Schatzmeister, dieser ewige Erzähler aller Neuigkeiten von Paris, der in dem **Tempel des Geschmacks**, unter dem Namen **Bardou**, als ein Mann ohne Religion, a) aber von strenger Lebensart, so wohl geschildert wird, hatte eine Schrift hinterlassen, in welcher man einige deutliche Spuren zu finden vermeynte.

Er starb im Jahr 1752, und die Schrift, die man nach seinem Tode fand, ist eine sehr sonder-

a) Er nannte sich einen molinistischen, und den Dümarsais einen jansenistischen Gotteslängner. Man hat auf ihn folgende Verse:

Cy git Boindin, je ne sçais où;
Mais, en quelque lieu qu'il répose,
Il fut ou bien sage, ou bien fou;
Je vous laisse à juger la chose.

„Hier liegt Boindin, ich weiß aber nicht „wo; Nun, er mag liegen wo er will, so war „er doch entweder sehr klug, oder ein großer „Narr; ich überlasse euch die Sache zu ent„scheiden.„

bare Sache. Er giebt vor, daß er die Urheber eines schrecklichen Geheimnisses der Bosheit entdecken wolle. Er beschuldigt darinne, nach mehr als vierzig Jahren, den Lamotte Houdart, den Joseph Saurin, und den Kaufmann Malafaire, daß sie die Stifter dieses ganzen Unfugs gewesen wären. Dem Chatelet und dem Parlamente wird vorgeworfen, daß sie die aller ungerechtesten Urtheile gesprochen. a) Nichts ist ernsthafter, als dieser Vorwurf, der gewissermaßen als das Testament eines Sterbenden, und als ein der Nachwelt übergebenes Bekenntniß anzusehen ist. Der Ankläger ist ein Mann, der um die Sache wissen konnte, ein Mann, dem in denen Couplets selbst sehr übel begegnet worden war, und den sein Gewissen zu nöthigen scheint, einen Unschuldigen zu rechtfertigen, da er die wirklichen Verbrecher anzugeben weiß.

Aber alle diese Betrachtungen scheinen dem Herrn von Voltaire keine zulänglichen Beweise zur

a) Wenn Rousseau, der Ankläger des Saurin, seine Anklage nicht beweisen konnte, ist dieses nicht hinreichend, das wider ihn ergangene Urtheil zu rechtfertigen? Und wenn Arnold mit Recht verdammt ward, so wie der Herr von Voltaire es von ihm gehört zu haben bezeugt, so konnte Rousseau wohl nicht mit Unrecht verurtheilt werden. Es kann unterdessen wohl seyn, daß Saurin, und nicht er, die letzten Couplets gemacht hatte: aber was geht dieses das Urtheil an, als welches nur wegen der Zeugenbestechung gefället ward?

zur Vertheidigung des Rousseau und zur Verdammung der andern zu seyn. Er glaubt, daß Boindin nur aus Rachgier und persönlicher Feindseligkeit allen dreyen die Sache auf den Hals wälzen wolle. Boindin, sagt er, war ein größerer Feind von ihnen als vom Rousseau. Der erste, der von einem hitzigen und zänkischen Caracter war, würde sich mit dem Saurin und Malafaire nicht lange vertragen haben, die eben so stolz und unbiegsam waren. Es waren öfters sehr lebhafte Auftritte zwischen ihnen vorgefallen. Lamotte hatte außerdem nie dem Boindin zu einer Stelle in der Academie behülflich seyn wollen, indem er ihm beständig sagte, daß er als ein offenbarer Gotteslaugner nie darzu gelangen könnte. Wie sollten, setzt er hinzu, drey Männer, deren Lebensart und Geschmack so verschieden war, von denen bekannt ist, daß sie sich seit der Zeit mit einander überworfen, und doch nie einander etwas vorgeworfen haben, was einige Beziehung auf die Couplets hätte, ein solches ehrloses, schweres und Nachdenken ersoderndes Unternehmen ausgedacht und ausgeführt haben? Es folgt demnach, daß die Nachricht des Boindin, die mehr als zwanzig Jahr vor seinem Tode geschrieben worden, eine Schmähschrift und ein Pasquill ist.

Es giebt indeß Leute, die von dem allen nicht überzeugt werden, und den Rousseau zu vertheidigen fortfahren; sie finden alles an der Schrift des Boindin wahrscheinlich. Es kann gar wohl seyn, sagen sie, daß Malfaire, Lamotte und Sau-

rin den Untergang des Rousseau, dem sie nicht günstig waren, unter [illegible]schlossen, und unter seinem Namen die schändlichen Dinge ausgestreut haben, von denen sie selbst die Urheber waren. Wäre es denn das erstemal, daß Leute von verschiedenem Stande und Caracter, durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt, ein Geheimniß, das sie nicht zu offenbaren wagten, mit ins Grab genommen hätten? Saurin und Malafaire werden alle boshaften Einfälle, alle ärgerlichen Anecdoten, alle anzüglichen und unverschämten Gedanken gesammelt, und Lamotte wird sie in Reime gebracht haben. Die Einbildungskraft dieser drey Verschwornen, die durch Rachgier erhitzt ward, hat sich leicht, durch ihre gegenseitige Unterstützung, bis zu dem poetischen Tone des Rousseau erheben, und jenen außerordentlichen Schwung, jenen Strom von Poesie, der aus seiner Galle hervor kam, nachahmen können. Man könnte den Versuch, den der Arzt, Procopius, in Engeland machte, anführen. Er befand sich kurz nach dem Streite über die Couplets zu London; er gab daselbst vor, daß er dergleichen eben so beissende Sinngedichte machen wollte, ohne ein so großer Dichter als Rousseau zu seyn, und hielt sein Wort. Procopius nahm den Zahnarzt Carmeline, seinen Schwiegervater, zum Gegenstande, und die Gedichte waren so beißend, daß man geschworen hätte, sie wären vom Rousseau.

Die Vertheidiger dieses großen Dichters spotten ferner über den Beweiß, den man von seinen Sit-

Sitten nimmt, wenn man sie gegen die Sitten seiner drey unversöhnlichen Feinde hält. Sie machen einen nach dem andern herunter. Ihrem Vorgeben nach hatte Lamotte nur den Schein eines sittsamen Wesens. Seine artigen und höflichen Manieren betrogen nur die, die ihn nicht kannten. Da er nun nie auf diese groben Vorwürfe geantwortet hat, so beruft man sich darauf, daß er auch bey andern Gelegenheiten gethan habe, als ob es ihm nichts angienge. Man kommt hernach auf den Malafaire, den man sehr hart und unhöflich abmalt.

Saurin aber wird unter allen dreyen am ärgsten gemißhandelt. Man beschreibt ihn als einen Bösewicht, der der abscheulichsten Niederträchtigkeiten fähig ist. Man setzt hinzu, daß er aus der Schweitz verjagt worden sey; man führt sogar einen Brief an, den er von Paris aus soll geschrieben haben, und in welchem er selbst sein Verbrechen gesteht. Ein Prediger, der entweder dem Saurin nicht gewogen, oder vielleicht nicht genugsam unterrichtet ist, hat ganz neuerlich öffentlich behaupten wollen, daß dieser Brief wirklich da gewesen sey. Es sind noch andere Geistliche auf seine Seite getreten, und man hat das Journal helvetique mit der Wiederholung dieser ärgerlichen Dinge angefüllt. Es fehlte nur ein Schriftsteller, wie der Herr von Voltaire, der sich wider diesen Brief erklärte. a) Und um zu erfahren, ob

a) Die Erklärung des Herrn von Voltaire, unter dem

ob er untergeschoben sey, hat er nicht allein den Herrn des Orts, wo Saurin Prediger gewesen, sondern auch die Dechante dieses Cantons darum befragt. Alle haben sich über einen so abscheulichen Vorwurf gewundert, und nichts davon wissen wollen.

Welche Parthey soll man nun ergreifen, die Parthey des Rousseau, oder seiner drey Anklåger? Man ergreife welche man will; ich entscheide nichts; ich habe nur die verschiedenen Meynungen darüber vortragen wollen.

dem Titel: Refutation d'un écrit anonyme contre la mémoire de feu Monsieur Joseph Saurin &c. ist in des berühmten Herrn Formey Lettres sur l'état présent des sciences & des mœurs, im fünften Briefe zu finden. Ich würde dieselbe hier ganz angeführt haben, wenn sie nicht ein wenig zu lang wäre. Es sind an angezeigtem Orte auch einige Anmerkungen dagegen von einem Geistlichen aus Genf beygefügt, die mir ganz beträchtlich scheinen, und deren Verfasser am Ende sagt, daß man leicht argwohnen könnte, daß der bekannte Haß des Herrn von Voltaire gegen den Rousseau an seiner Vertheidigung des Saurin eben so viel Theil haben könne, als seine Freundschaft gegen die Familie des Rousseau.

Johann

Johann Baptista Rousseau
und
Herr von Voltaire.

Ob sie gleich beyde Lieblinge des Apollo sind, so haben sie doch nicht gleich viel Ursachen mit der Vertheilung der Gaben der Natur zufrieden zu seyn. Der eine hat nur ein einziges Talent, das man ihm ohne Schwierigkeit einräumt; aber der andere hat sie alle beysammen, die Leyer und den Compaß, den Cothurn und den comischen Schuch, die Heldentrompete, und die Feder der Clio. Der Herr von Voltaire ist in der letztern Art fast unnachahmlich; er ist wenigstens ganz neu darinne. Die Verschiedenheit seiner Talente hat der Vollkommenheit derselben nichts benommen. Seine Schriften haben das Gepräge des Genies an sich; sie sind mit dem Stempel der Unsterblichkeit bezeichnet. Es ist nichts aus seinen Händen gekommen, was nicht voll Liebe zur Wahrheit und zum menschlichen Geschlecht wäre; man findet allenthalben eine geläuterte Philosophie, eine angenehme Schreibart, einen guten Geschmack, und eine sehr große Kenntniß des menschlichen Herzens darinne. Alles lebt, alles verschönert sich unter seiner Feder. Es finden sich unter den Alten und Neuern wenig Schriftsteller, die man mit ihm vergleichen könnte. Neid und Ver-

läumdung, die ihn seit langer Zeit verfolgt haben, sind beynahe zum Schweigen gebracht. Er hat keine Nebenbuhler. Sein Vaterland läßt ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, die man ihm nie in dem ganzen übrigen Europa versagt hat. Er darf nun seines Ruhms ungestört genießen, und ist bey seinem Leben schon, was er in den Augen der Nachwelt seyn wird, der vornehmste Schriftsteller seines Jahrhunderts. Man kann es nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn man dieß alles erwäget, und seine Werke, die lyrischen Gedichte ausgenommen, mit den Werken des Rousseau in Vergleichung stellen sieht. Der eine hat weniger vortreffliche Oden gemacht, als der andere Meisterstücke in den erhabensten und schwersten Arten der Dichtkunst geliefert hat.

Diese beyden berühmten Schriftsteller wurden mit einander im Jahr 1710 bekannt, und zwar bey Austheilung der Preiße im Collegio Ludewigs des Großen. Man rief dabey zu verschiedenenmalen den Namen Arrouet aus. Rousseau fieng an sich um den jungen Menschen zu bekümmern, so wie auch drey oder vier Damen, die sich mit ihm in einem Zimmer bey dem P. Tarteron befanden. Er sprach mit dem Jesuiten von dem Kämpfer, der so oft den Sieg davon getragen hatte, und hörte, daß es ein junger Schüler sey, der zur Poesie gebohren wäre, und von dem man, bey seinem noch zarten Alter, schon Stücke gesehen hätte, welche in Erstaunen setzten.

In

In der That stand der junge Arrouet schon als ein Poet in besagtem Collegio im Ruf. Er hatte durch eine Fabel, der **Wolf ein Moralist**, durch ein gewisses Gedicht auf eine Tabacksdose, und durch ein anderes, das einem Officier unter den Invaliden zu einer Pension verhalf, sich schon bekannt gemacht; er fieng von seinem siebenden Jahre an Verse zu machen. Durch diese frühen Talente, und seine große Liebe zum Lesen, ward die bekannte Ninon Lenclos bey ihrem Absterben bewogen, ihm ein Legat auszusetzen, wofür er sich eine kleine Bibliothec der besten Bücher anschaffen sollte.

Der P. Tarteron sagte gegen den Rousseau und seine Gesellschaft so viel gutes von ihm, daß die Damen begierig wurden, einen jungen Menschen zu sehen, der so große Hofnung von sich machte. Der Schüler ward gerufen, und zeigte sich mit der anständigsten Art von der Welt, fiel dem Rousseau um den Hals, und antwortete auf eine lebhafte und witzige Art auf alle Fragen, die man an ihn that.

Er war damals funfzehn bis sechzehn Jahr alt, und aus Begierde nach Ruhm sahe er diese Gelegenheit für einen sehr großen Vortheil an. Er setzte sich vor, die Freundschaft des Rousseau, so lange er lebte, zu schätzen, ihn über alle seine Arbeiten zu Rathe zu ziehen, und sie seinem Urtheil zu unterwerfen. Man muß es auch dem Herrn von Voltaire zum Lobe nachsagen, daß er die Critic iederzeit gern gehört habe, wenn sie

unpar-

unpartheyisch und billig war. Eben dieses Verlangen, sich unterrichten zu lassen und seinen Geschmack zu bilden, war der Grund zu der Freundschaft mit dem Sulli, Chateauneuf, Chaulieu und allen liebenswürdigen und geschickten Leuten in Frankreich; er hatte Erlaubniß, allen ihren gelehrten Zusammenkünften beyzuwohnen. Hier war es, wo seine Begriffe sich entwickelten, wo er sich diese Stärke der Vernunft, diese artige Munterkeit, diesen auserlesenen und sichern Geschmack erwarb, den man in seinen Schriften bewundert. Ich will dabey des Vortheils nicht erwähnen, daß, da er im Collegio war, der P. Sanadon ihn zu sich nahm, dessen Nebenbuhler und Ueberwinder er bisweilen war; noch auch, daß er unter dem P. Poree a) studirt habe, gegen welchen er stets Liebe und Achtung behalten hat.

Kaum war seine Freundschaft mit dem Rousseau gestiftet, als dieser aus Frankreich verbannet ward, und aller Vortheil, den sich der junge Arrouet von ihm versprochen hatte, verschwand mit ihm. Da er nun nicht mehr aus dem Umgange dieses

a) Dieser Jesuit schrieb an ihn: **Mein Herr, ehemals mein Schüler, und nun mein Lehrmeister.** Seine Neigung gegen den P. Poree, der seines Verstandes und Caracters wegen noch lange wird bedauert werden, erstreckte sich bis auf verschiedene andere Jesuiten. Er beklagte ihre strenge Art zu leben: „Ihr seyd, sag„te er einst zum P. Castel, die Verdammten in die„ser Welt.„

dieses großen Meisters in der Dichtkunst Nutzen schöpfen konnte, so unterhielt er wenigstens einen Briefwechsel mit ihm. Er zog ihn über seine ersten Versuche zu Rathe, und schickte zwey Oden, die er um den Preiß der Poesie in der französischen Academie zu erhalten, verfertigt hatte, an ihn; sie wurden aber nicht gekrönt. Der Abt dû Jarri, seiner pôles brûlans und pôles glacés ungeachtet, erhielt den Vorzug über einen so wichtigen Mitwerber. Die Geschichte des **Oedipus** schien hierauf dem jungen Dichter werth zu seyn, aufs neue gearbeitet zu werden, und er eilte Hand an das Werk zu legen. So bald er damit fertig war, schickte er dieses Trauerspiel an den, dessen Beyfall er allemal zuerst suchte, und dessen Einsichten und Critic ihm vollkommen sicher schienen. Rousseau fand das Stück im ganzen sehr gut, merkte einige Stellen an, und schloß mit einer Vermahnung an den Autor, daß er fortfahren solle in diesem Geschmacke zu arbeiten, und sich auf dem Wege eines Corneille und Racine in die Höhe zu schwingen. Hierinne war noch keine Spur von Eifersucht zu bemerken; aber sie brach in kurzen deutlicher aus.

Das große Glück, mit welchem der arbeitete, der ihn immer um Rath fragte, fieng ihm an bedenklich zu werden. Man hätte beynahe sagen mögen, daß Rousseau in Furcht gewesen sey, weil er ihn einen so gar hohen Flug nehmen sah. **Oedipus** war mit dem stärksten Beyfall aufgenommen worden. **Mariamne** ward vierzigmal

hinter einander vorgestellt. Kein Ruhm ist wohl so schmeichelhaft, als der, den man durch den Schauplatz erhält. Der lyrische Dichter wollte nun zeigen, daß er ebenfalls im Stande sey, sich an diesem Orte hervor zu thun. Er machte auch eine **Mariamne** nach dem alten Stücke des **Tristan**. Dieses seyn Trauerspiel schickte er an die Comödianten, die es nie gespielt haben, und an den Buchhändler Didot, bey welchem es niemand kaufen wollte. Das verschiedene Schicksal der beyden **Mariamnen**, welches so rühmlich für den einen, und so demüthigend für den andern ausfiel, veruneinigte beyde Autoren gewaltig mit einander. Rousseau konnte es dem jungen Dichter nie vergeben, daß er ihn verdunkelt, und in seinem Alter noch gelehrt hatte, wie gefährlich es sey, sich aus seiner Sphäre zu wagen.

Eine Reise, die der Herr von Voltaire in Gesellschaft der Frau von Rupelmonde nach Brüssel that, trieb ihre Uneinigkeit aufs höchste. Die beyden Poeten besuchten und sprachen einander, und speisten auch verschiedenemal bey guten Freunden zusammen. Der Verfasser des **Oedipus**, der **Mariamne**, und verschiedener anderer Werke, erhielt von allen Vornehmen der Stadt tausenderley Ehrenbezeugungen. Alles schien blos auf ihn aufmerksam zu seyn. Rousseau, der eifersüchtigste Mann von der Welt, gerieth darüber in Verzweiflung, und suchte alle Gelegenheit hervor, ihm zu schaden. Er erzählte, und zwar mit Zusätzen verbrämt, ich weiß nicht was für Auftritte,

die bald in der Kirche, bald bey der Frau de Prie, bald bey der Prinzeßinn de la Tour, und überhaupt an allen Orten sollten vorgegangen seyn, wo der junge Dichter sich nur hatte sehen lassen. Was aber den andächtigen Rousseau am meisten ärgerte, war, wie er in einem seiner Briefe sagt, der Brief an **Julien** oder **Uranien**, den er ihn hatte vorlesen hören. Wenn ihre Uneinigkeit und die Ursache derselben nicht schon bekannt gewesen wäre, so hätte man noch eher den Eifer des Rousseau für den Wohlstand für aufrichtig halten können.

Die, welche nicht zu sehr für ihn eingenommen waren, hatten ihn im Verdacht, daß er blos deßwegen die Person seines Gegners angriffe, weil er sich durch seinen Ruhm für verdunkelt hielte. Man sagt, daß der geringste Lobspruch, den er diesem Nachfolger der größten Meister in der tragischen Dichtkunst machen hörte, ihn aufs äußerste verdrossen habe, und daß er die Thränen der Wuth nicht habe zurück halten können, wenn er hörte, was für Thränen des Vergnügens bey einigen Meisterstücken seines jungen Antagonisten wären vergossen worden. Nichts aber ärgerte den Rousseau mehr, als die **Henriade**; dieses vortreffliche Gedicht, das vornehmste von allen, welche die Nation besitzt, weil es in der That das einzige ist, womit sie sich rühmt. Man glaubte zuvor nicht einmal, daß unsere Sprache sich bis zum Heldengedicht erheben könnte.

Die unzählichen Schönheiten, mit welchen die Henriade erfüllt ist; die wahren und wohl ausgeführten Caractere; die merkwürdigen und unpartheyischen Gemälde der bürgerlichen Uneinigkeiten; die Liebe zum gemeinen Besten, die überall empfohlen wird; die Triebfedern der menschlichen Leidenschaften, die so geschickt entdeckt werden: das von Gesang zu Gesang steigende Interesse; die bezaubernden Reize der Poesie, die hier so weit getrieben sind, als man sich nur vorstellen kann; alles dieses schien ein Verbrechen in den Augen des Rousseau. Seine Aufführung dabey läßt sich auf zweyerley Weise erklären. Als er dem Herrn von Voltaire, da sich dieser zu Brüssel befand, ein Manuscript von dem Gedicht auf die Ligue, das er gern sehen wollte, überreichte, rieth er ihm, den berühmten Herzog von Parma, Alexander Farnese, den größten Feldherrn seiner Zeit, eine ansehnliche Rolle spielen zu lassen. Dieser Herzog hatte, bey dem Abfall der Niederlande, noch einen Theil derselben Philipp dem andern erhalten; im Jahr 1590 belagerte er Paris, und zwey Jahre darnach Rouen; in seinem Zurückzuge übertraf er sich selbst, welcher eine der wundernswürdigsten Begebenheiten ist, von denen in der Geschichte Meldung geschieht. Ein Held von diesem Caracter nun, war sehr fähig, einem Heinrich IV das Gleichgewicht zu halten, wo nicht gar ihn zu verdunkeln. Vielleicht hatte auch Rousseau dabey keine böse Absicht, und glaubte, daß ein getheiltes Interesse

dem Gedichte selbst nicht schaden würde. In der Iliade interessirt man sich sowohl für den Achill, als für den Hector. Dem sey aber wie ihm wolle; der Verfasser der Henriade folgte diesem Rathe nicht. Er kam wieder nach Paris, und Haß und Neid folgten ihm nach; alle Pfeile der Lästerung, die ein Dichter nur schmieden kann, flogen nach ihm. Es schien als ob Rousseau der Spediteur der abscheulichsten Pasquille ohne Namen geworden wäre, die man beständig von Paris aus an ihn schickte, und einen Mann betrafen, der das Vergnügen und den Ruhm seiner Nation sein einziges Geschäffte seyn ließ. Die Schmähschriften, womit damals das Publicum überschwemmt ward, kamen alle, wie man sagt, von Brüssel, und breiteten sich in Europa aus. Dieser Meynung zu Folge glaubte der Herr von Voltaire nicht unrecht zu thun, wenn er den Rousseau als einem vom Neide besessenen abmalte, wie man in seinem Discurse **über den Neid**, in dem Briefe **über die Verläumdung**, und in dem **Tempel des Geschmacks** sehen kann. Der stürmische **Rufus** verdoppelte seine Wuth; man kann leicht urtheilen, wie diese **Natter, die ihre Wohlthäter sogar beschädigte**, sich gegen ihren Feind bezeigt haben werde. Er dünstete seine Wuth in lauter kleinen Schriften aus. Die Uneinigkeit dieser beyden berühmten Schriftsteller führte aber dennoch bisweilen einige leuchtende Züge bey sich; ihre Vorwürfe, die sie einander machten, waren mit einer gesunden Critic untermengt.

mengt. Der Vorwurf der Germanismen, den man dem Rousseau so öfters gemacht hat, ist gegründet. Was ist gefährlicher als diese gezwungene Nachahmung der marotischen Schreibart, jene gesuchten Ausdrücke und Wörter, die mehr ungewöhnlich als nachdrücklich sind? Wie viel abscheuliche Copien hat ein solches Original nicht schon hervor gebracht? Das Beyspiel des Rousseau hätte einen solchen Mischmasch von Schreibart in Ansehen bringen können. Er verdarb die seinige besonders in fremden Ländern. Sein Ausdruck ward immer ungeschickter und unrichtiger, je länger er sich zu Brüssel aufhielt. Es geschieht in der That selten, daß ein langer Aufenthalt eines Schriftstellers außerhalb seinem Vaterlande, zumal wenn di Jahre und die Schwachheiten des Körpers darzu kommen, nicht seine Schreibart verändern sollten. Nur dem Herrn von Voltaire ist es gegeben, eine Ausnahme von der Regel zu seyn: seine Feder ist immer einerley.

Ein Umstand, der dem Herrn von Voltaire zu allen Zeiten Ehre machen wird, ist der, daß er, so wie ganz Frankreich, den Tod des Rousseau mit großer Betrübniß vernahm. Er sahe nun in seinem Feinde nichts mehr, als den großen Mann, und streuete Blumen auf sein Grab, indem er an einen Herausgeber der Werke des französischen Pindars schrieb: „Seine Talente, seine Widerwärtigkeiten, und was ich hier von seinem Caracter gehört, haben alle Rachgier aus meinem Herzen verbannet, und meine Augen nur seinen Verdiensten geöfnet.„ Der

Der Herr von Voltaire
und
der Abt Desfontaines.

Peter Franciscus Gúyot Desfontaines war von Rouen eines Parlamentsraths Sohn. Er gieng in dieser Stadt bey den Jesuiten in die Schule, trat im Jahr 1700 in diesen Orden, und verließ ihn funfzehn Jahr darnach wieder, da er schon Prediger war. Seine Obern und Mitbrüder sahen seinen Abtritt aus der Gesellschaft als einen Verlust für dieselbe an. Das **Journal von Trevoux** ward ihm aufgetragen, und man hätte es nicht in bessere Hände bringen können. Bey seinem Eintritt in die Welt nahm ihn der Cardinal d'Auvergne auf, der den Gelehrten sehr günstig war, und behielt ihn eine geraume Zeit bey sich. Man gab ihm hierauf die Pfarre zu Thorigny in der Normandie; er nahm sie auch in Besitz: aber der Stand eines Pfarrers schickte sich für ihn noch weniger als der Stand eines Jesuiten. Seine Art zu leben und sein Geschmack an den schönen Wissenschaften, bewogen ihn endlich, sein Amt nieder zu legen, und sich wieder nach der Hauptstadt zu wenden. Er ward im Jahr 1724 dahin gerufen, um an dem Journal des Sçavans zu arbeiten.

Dieser Schriftsteller, der sich für so fürchterlich hielt, hat in verschiedenen Arten Versuche gemacht. Wir haben schlechte Verse, mittelmäßige Uebersetzungen und Geschichten von ihm, die kein Mensch lesen mag. Er hat seinen Namen durch nichts berühmter gemacht, als durch eine Art von Tribunal, das er eigenmächtig über alle neue Schriften errichtete. Seine Auszüge, die er in das Journal des Sçavans machte, übertrafen weder die Auszüge eines Sallo, des Gallois, noch eines Präsident Cousin, ob er gleich dieses Journal ein wenig interessanter und munterer zu machen wußte, als es zuvor war. Unterdessen kam er dadurch in einigen Ruf. Er hatte sich bisher durch nichts bekannt gemacht, als durch eine Critic über das Buch: **Beweiß der Wahrheit der Religion aus der Geschichte,** und durch eine andere über die Tragödie **Ines de Castro**, unter dem Titel: Paradoxes litteraires. Aber von dem Augenblicke an kann man sagen, daß er berühmt ward. Man suchte alles auf, was von ihm heraus kam. Die Verleger wollten zu Anfange des Jahrs 1723 das Journal des Sçavans nicht weiter drucken, weil es nicht Abgang fand, und das folgende Jahr hatten sie schon ihre Meynung geändert. Es ward eine von den periodischen Schriften, die am meisten gesucht wurden. So glücklich nun auch dem Abt Desfontaines diese Sache von statten gieng, so sagte er sich doch nach drey oder vier Jahren, einiger Mißvergnügen wegen, davon los.

Da

Da er kein Vermögen hatte, und unglücklicher Weise auch nicht geschickt war, sich welches zu erwerben, weil sein Caracter sehr unruhig, widerwärtig, und zur Unabhängigkeit geneigt war, so sahe er sich genöthigt, blos von der Feder zu leben: Aber er fand in ihr stets eine Unterstützung, die vielleicht alle andern nicht gefunden hätten. Die magere Fruchtbarkeit a) seines Genies, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, ob sie gleich seichte waren, die Fertigkeit in der Arbeit, die Geschwindigkeit, mit welcher er den Plan eines Werks entwarf und ausführte, und besonders seine Geschicklichkeit die Arbeiten anderer zu nutzen, und einen Theil des Vortheils von andern Werken zu ziehen, bey welchen er bisweilen die Aufsicht geführt, oder seine Feder und seinen Namen darzu hergegeben hatte; alle diese verschiedene Mittel verhinderten vielleicht, daß er nicht, wie so viele andere, auf niederträchtige Dinge verfallen, oder reichen und vornehmen Thoren Weyhrauch streuen durfte. Sein Talent trug ihm vom Tag zu Tage mehr ein. Gegen den Anfang des Jahrs 1735 erhielt er ein königliches Privilegium zu den Observations sur les écrits modernes. Er gab davon alle Wochen einen Bogen heraus.

Man wußte vor ihm wenig von der Art der Critic, welche, ohne in eine trockene und frostige Zergliederung, oder in eine ekelhafte Gelehrsamkeit zu verfallen, von der letztern nur das angenehmste aus-

a) La sterile fecondité.

aussucht. Die Spöttereyen und der Scherz, womit er seine Blätter würzte, machten, daß er mehr von dem großen Haufen müßiger Köpfe, als von wahrhaften Gelehrten gesucht ward. Das Frauenzimmer besonders fand dieselben überaus angenehm. Durch diese periodische Schriften nun hat sich Desfontaines in den Augen seiner Anhänger als der Aristarch unserer Zeit gezeigt, und ist nach ihrem Geschmack ein sehr scharfsinniger Kunstrichter, der ein sehr sicheres Gefühl und ein besonderes Talent hat, die schönen und schwachen Stellen eines Werks zu finden, sie dem Publico in dem rechten Gesichtspuncte und auf eine artige und muntere Art zu zeigen; ein Observateur, der den geringsten Kleinigkeiten einen Werth zu geben weiß, der die Kunst zu vergnügen und zu unterrichten versteht, der bey Gelegenheit die große Gelehrsamkeit, die er aus den besten alten und neuern Schriftstellern gesammelt hat, geschickt anzubringen gelernt hat. Ihrer Meynung nach, muß man ihn gewissermaßen mit dem Lucian, Horaz und Boileau vergleichen, indem er so, wie sie, ohn Unterlaß wider die Feinde des guten Geschmacks, wider die Unwissenheit, wider den falschen Witz, wider den Neologismus, und wider die gedrechselte Schreibart kämpft. Das gewisseste was man sagen kann, ist, daß die Bosheit seines Herzens, und die Partheylichkeit, die man seiner Feder vorgeworfen hat, manche Appellation wider seine vermeynten Urthelssprüche veranlaßt haben. Richtige und unpartheyische Anmerkungen

gen würden ihm nicht so viel Spöttereyen und Schmähschriften zugezogen haben; man würde auch nicht von ihm haben sagen können:

a) „Er hat keine Tugenden; er hat „nur Talente.„

So bald er sich nun einigen Namen in der gelehrten Welt erworben hatte, ließ er sich dem Herrn von Voltaire durch einen gemeinschaftlichen Freund vorstellen. Dieser berühmte Dichter nahm den Abt so auf, wie er alle diejenigen aufzunehmen gewohnt ist, die in einer Art von Rufe stehen. Sie wurden sogleich gute Freunde mit einander, und diese Freundschaft dauerte einige Jahre. Aber eine Betrachtung über das Trauerspiel: **Der Tod Cäsars**, und eine in den periodischen Blättern vorgebrachte Spötterey, trennte dieselbe wieder.

Diese Kleinigkeiten verdienten eigentlich nichts als Verachtung. Man hatte schon so viel Pasquille wider den französischen Homer ausgestreut, daß er dabey gar wohl unempfindlich hätte bleiben können. Was ihn aber am meisten in Erstaunen setzte, war die Hand, die ihm diesen Schlag versetzte. Man ist doch wenigstens seinen Freunden einiges Verschonen schuldig, und der Abt Desfontaines war stets einer von den eifrigsten Anhängern des Herrn von Voltaire gewesen. Der

a) Il n'a point des vertus; il n'a que des talens.

Der Abt gestand auch, daß sich der Herr von Voltaire mit Recht über ihn beschwere, und wollte sein Versehen wieder gut machen. Aber alles, was er auch that, um den Verfasser des **Tempels des Geschmacks**, und des Trauerspiels, **der Tod Cäsars**, wieder zu versöhnen, war nicht hinreichend, die Beleidigung wieder gut zu machen, die vielleicht allzu empfindlich war. Der eine glaubte, daß man ihn zu hart angegriffen hätte, und der Angreifer glaubte, daß er sich um die Verzeihung seines Fehlers zu viel Mühe gegeben habe. Beyde suchten sich mit einander zu versöhnen, konnten aber nicht damit zu Stande kommen. „Meine Geduld, sagte der Abt „Desfontaines, hat lange genug ausgehalten; „ich habe nun die Trauer, die ich um seine Freund„schaft getragen, abgelegt.„

Von der Zeit an kannte er auch kein Verschonen mehr gegen einen Schriftsteller, dessen größter Bewunderer und strengster Tadler er zu gleicher Zeit war.. Er verschrie, so viel es nur in seinem Vermögen stand, die Meisterstücke, die dieses Universalgenie dem Publico vorlegte. Man beschuldigte sogar diesen Abt, der ein vortrefflicher prosaischer Schriftsteller, aber ein schlechter Dichter war, daß er in einer Edition der **Henriade** Verse von seiner Erfindung untergeschoben habe. Doch nöthigte ihn die Stärke der Wahrheit bisweilen, seinem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Als die Comödie, **der verschwenderische Sohn**, heraus kam, theilte sich ganz

Paris,

Paris, um den Namen des Verfassers zu errathen, welcher sich nicht genannt hatte. Der Abt Desfontaines behauptete, daß das Stück von niemand anders, als dem Herrn von Voltaire seyn könnte, indem es von den Zügen des Genies und des Feuers angefüllt sey, welche den großen Meister verrathen. Das Räthsel ward endlich gelöst, und die Erklärung, die der wöchentliche Beobachter davon gegeben hatte, machte ihm viel Ehre.

So oft er von einer Merope, Alzire, Zaire, Stücke, die so oft auf dem Theater wiederholt worden sind, und stets ein neues Vergnügen erregt haben, zu reden hatte, strömte er in lauter Lobsprüchen aus: Aber diese Lobsprüche waren zu gleicher Zeit mit hämischen Betrachtungen begleitet. Er bemerkte vielleicht einige kleine Fehler darinne; die Billigkeit und der Vortheil der Wissenschaften verlangen dieses Geständniß: Aber wenn auch seine Critiken nicht immer ungerecht waren, kann man seinen Bewegungsgrund darzu eben so leicht rechtfertigen? Steht es außerdem in der Gewalt eines Menschen, Werke ohne alle Unvollkommenheit hervor zu bringen? Der Haß führte nur allzu oft seine Feder. Er sahe sich genöthigt, zu gestehen, daß der Herr von Voltaire in gewissen Stücken vortrefflich wäre, aber die Gabe zu erfinden sprach er ihm beständig ab.

Ein solcher Vorwurf, der die Wirkung einer persönlichen Feindschaft war, und noch bisweilen von seinen Echos wiederholt wird, wodurch sie sich eine wichtige Mine zu geben suchen, ist gewiß

eine

eine offenbare Ungerechtigkeit. Obgleich **Semiramis**, **das gerettete Rom**, **die chinesische Wayse**, **Tancred**, **der Versuch über die allgemeine Geschichte**, a) **die Zeiten Ludewigs des vierzehnten**, und das **Mädchen von Orleans**, ein Gedicht im Geschmack des Ariosto, das eben so seltsam als neu von Erfindung ist, zu den Lebzeiten des Abts Desfontaines noch nicht heraus waren, so hatte er dennoch Schriften genug von diesem feurigen und fruchtbaren Genie gesehen, um sich überzeugen zu können, daß dasselbe auch Schöpfer sey. Dieses boshafte Verfahren unsers vorgeblichen Aristarchs gegen den vornehmsten Schriftsteller der Nation, schien diesem überaus beleidigend, und gar keine Nachsicht zu verdienen. Desfontaines ist daher auch in dem **Discurse über den Neid**, in dem **Briefe an den Präsident Henault**, und in eini-

a) Ist es Bosheit oder Unachtsamkeit von dem Lobredner des Herrn von Voltaire, daß er Werke, in welchen nichts als die strengste Wahrheit herrschen sollte, in die Reihe der Fabeln setzt, die nur auf den Grund der Geschichte erbauet sind, und wodurch er beweisen will, daß der Herr von Voltaire ein schöpferisches Genie sey? Hat er vielleicht hier sein Absehen nur auf die Art des Vortrags oder der Einkleidung so wollen wir ihm allenfalls Recht geben: Aber der Herr von Voltaire verliert auf Seiten des Geschichtschreibers unendlich mehr, als er auf Seiten des Dichters gewinnen kann. Wie oft müssen wir ihm zurufen: Quod mihi monstras sic, incredulus odi!

einigen andern kleinen Stücken des Herrn von Voltaire nicht geschont, und man siehet zu seinem Verdrusse öfters die Merkmale der Rache unter den besten Lectionen der Moral und der Philosophie hervor stechen. Dieser Contrast fällt besonders denen in die Augen, die so viel rühmliches von diesem großen Dichter wissen. Man hat ihn gewissen Tadlern sehr artig begegnen sehen, von denen er wußte, daß sie aus schändlicher Gewinnsucht wider ihn geschrieben hatten. Er gab, ehe er nach Preussen gieng, bey sich verschiedene Schauspiele; ein junger Mensch, der hernach in Deutschland ein Comödiant ward, sollte in einem Stück eine Rolle spielen, wobey der Herr von Voltaire ihn einer gewissen Dame zeigte, und sagte: „Sehen Sie diesen Acteur? er hat Verse „in der Tasche, die er wider mich gemacht hat; „er würde sich zu Tode schämen, wenn ich ihm „sagte, daß ich es weiß.„

Die unglückliche Begebenheit vom Bicetere, wohin der Abt Desfontaines im Jahr 1725 gefangen gesetzt ward, brachte vollends seine Entrüstung gegen den Herrn von Voltaire aufs äußerste, welcher ihm doch damals gute Dienste that, indem er selbst nach Fontainebleau eilte, wo sich damals der Hof aufhielt, und seinen ganzen Credit anwandte, den er an dem Hofe des Herzogs hatte, bis er es so weit brachte, daß Desfontaines wieder auf freyen Fuß gestellt, und der Criminalproceß wider ihn aufgehoben ward. Der Abt aber trieb seine Undankbarkeit so weit, daß er die

Hand, die ihm geholfen hatte, nicht einmal kennen, und nicht eingestehen wollte, daß sich sein Wohlthäter so viel um ihn bemühet habe.

Unter den Freunden des Herrn von Voltaire, die das ihrige zur Befreyung des Abts Desfontaines beytrugen, muß man besonders den Grafen d'Argenson erwähnen. Ich will die Sache erzählen, so wie man sie von dem Pater des Oratorii und Canonico zu Tours, Vinot, welcher von dem Abt Desfontaines gebeten ward, ein Zeugniß für ihn abzulegen, erfahren hat.

Dieser Abt wandte sich, in seiner äußersten Gefahr, an alle Personen, die er nur kannte. Ob nun gleich der Pater Vinot wenig Umgang mit ihm gehabt hatte, so wollte er doch aus Mitleiden ihm einen Dienst nicht abschlagen. Er setzte hurtig ein Zeugniß von dem Leben und Sitten des Abts auf, von der Zeit an als sie mit einander bekannt gewesen waren, und gab diese Schrift dem Herrn d'Argenson, welcher, durch den Herrn von Voltaire schon vorbereitet, dieses Zeugniß nachdrücklich unterstützte. Der Abt kam nach vierzehn Tagen aus seinem Gefängnisse heraus, und der Policeyrichter nahm selbst die Mühe über sich, ihn zu rechtfertigen; er that dieses nicht allein in den Augen seiner Familie, sondern auch durch einen Brief, den er an den Abt Bignon schrieb; und da dieser Brief in der Versammlung der Journalisten öffentlich vorgelesen ward, so ward der Abt Desfontaines einmüthig wieder zum Mitgliede aufgenommen.

Es

Es ist nichts daran gelegen, ob der Herr von Voltaire zu viel oder zu wenig von diesem dem Desfontaines erwiesenen Dienste geredet habe. Es giebt Grenzen, die allemal von rechtschaffenen Gemüthern beobachtet werden müssen. Die Anfoderungen eines Wohlthäters geben nie ein Recht, daß man die erwiesenen Wohlthaten vergessen kann; und das ist es, was der Abt Desfontaines nicht genugsam überlegte, welcher allen Schriftstellern ohne Unterschied ganz unbarmherzig mitfuhr, wovon unter andern auch der berühmte Piron a) einen Beweiß abgeben kann.

Dem

a) Sie veruneinigten sich über ein **aber**, bey welchem sich Desfontaines spöttisch aufhielt, und dabey ein Fragment aus einem Briefe anführte, den Rousseau aus dem Haag an den jüngern Racine geschrieben hatte, welcher einen großen Lobspruch des Piron enthielt. Dieser machte, um sich wegen des zweydeutig vorgebrachten **aber** zu rächen, über sechzig Sinngedichte auf den Desfontaines. Man hat davon das folgende aufbehalten:

Cet écrivain, si fertile en libelles,
Croit que sa plume est la lance d'Argail;
Au haut du Pinde, entre les neuf pucelles
Il s'est placé comme un épouvantail.
Que fait le bouc en si joli bercail?
Y plairoit-il? Penseroit-il y plaire?
Non: C'est l'eunuque, au milieu du serrail,
Qui n'y fait rien, & nuit à qui veut faire.

Ich lasse dieses saubere Sinngedichtchen am liebsten unübersetzt.

Dem Herrn von Voltaire unterdessen begegnete er am allerübelsten. Die **Voltairomanie** ist ein ewiger Schimpf dieses Abts. Sie ist so ein abscheuliches Werk, daß sie, außer dem Pöbel, wohl niemanden belustigen kann, und daß er selbst sie vor dem Policeygerichte abläugnete. Diese Abläugnung, die er mit eigner Hand unterschrieb, ward in verschiedenen Zeitungen gedruckt. So stand z. E. in der Amsterdammer Zeitung Dienstags den 19 May 1741. **Ich würde mich für einen ehrlosen Menschen halten, wenn ich den geringsten Theil an diesem infamen Pasquille hätte.** Aber niemand ward dadurch hintergangen, und man hat nicht unterlassen die **Voltairomanie** mit in das Verzeichniß seiner Schriften zu setzen, das man seit kurzem geliefert hat. Diese Schrift, sagt man, war nichts als eine Antwort auf das Préservatif oder Critique des Observations sur les écrits modernes. Aber welche Vertheidigung! Erstlich berechtiget ein Fehler noch nicht zu einem andern; zweytens ist das Préservativ in einem ganz andern Tone; und drittens, ist dieses Werk auch gewiß vom Herrn von Voltaire? Gehört es nicht vielmehr dem Herrn Chevalier von * * zu?

Diese beyden Schmähschriften hätten die traurigsten Folgen haben können; es wurden darüber gerichtliche Klagen angebracht, und es schien, als ob die Geschichte der Couplets des Rousseau wieder erneuert werden sollte. Zu gutem Glücke ward

die

die Sache unterdrückt: aber der Haß des Abts Desfontaines ward dadurch nur noch unversöhnlicher, und der Herr von Voltaire empfand bey allen Gelegenheiten Proben davon. Es kamen im Jahr 1743 neue Schmähschriften wider ihn heraus, da ihm, zur größten Verwunderung Frankreichs und des ganzen Europa, eine Stelle in der französischen Academie abgeschlagen ward. Man errieth ohne Mühe den Verfasser dieser heimlichen Schriften. Der Poet hätte sie zwar mit Verachtung ansehen können: aber die boshaften Kunstgriffe machten, daß er, wie Tasso, mehr als einmal, den Apollo und alle seine göttlichen Begeisterungen verwünschte. Einer Dame, die ihn fragte, ob er nicht ein großes Vergnügen über die schönen Sachen empfände, die er gemacht hätte, antwortete er: „Ich bin wie ein Mann „einer Coquette, die allen zu Diensten steht, ihn „allein nur ausgenommen.„

Der Abt Desfontaines starb endlich zu Paris im December des Jahrs 1745. Einer seiner ehemaligen Mitbrüder, der P. Segaud, bereitete ihn zum Tode. Man kann sich leicht einbilden, daß man ihn auch hier nicht werde geschont haben. Er starb an der Wassersucht, und diese gab Gelegenheit zu spöttischen Anspielungen auf andere Gefahren, in denen er sich bisweilen befunden hatte. Wenig Leuten ist seine Grabschrift bekannt:

a) Hic jacet authorum terror simul ac pue-
rorum.

Nichts giebt uns einen bessern Begriff von ihm, als die Antwort, die er einem Minister gab, als ihm dieser vorwarf, daß er aus der Satyre ein Handwerk mache. **Ich muß zu leben haben**, sprach er, und der Minister versetzte kaltsinnig darauf: **Was das für eine nothdringende Ursache ist!** Dieser seiner Fehler ungeachtet, hat man ihn doch sonst für einen leutseligen, höflichen, und im Umgange artigen Menschen gehalten. Daher kommt ohne Zweifel die boshafte und unbequeme Anwendung der bekannten Verse des Marot:

Sentant le hart de cent pas à la ronde,
Au demeurant, le meilleur fils du monde.

Der Abt Desfontaines hatte wenig glückliche Einfälle. Viele von denen, die man von ihm anführt, sind erdichtet. Man mußte mit ihm von gelehrten Materien sprechen, und ihm alle Gelegenheit zur Uebereilung und Partheylichkeit benehmen, wenn man an ihm etwas finden wollte. Außerdem hatte sein Umgang nicht viel angenehmes. Selbst in seiner Gesichtsbildung war nichts, was einen witzigen Kopf verrathen hätte.

a) Cy git qui fit frémir Apollon & Venus, hat es der Franzose ganz artig übersetzt.

Der

Der Herr von Voltaire
und
der Herr von Maupertuis.

Ihr Streit hat in Europa so viel Aufsehens gemacht, und man spricht so verschiedentlich davon, daß es dem Publico nicht anders als angenehm seyn kann, wenn wir ihm davon einen getreuen Abriß vorlegen.

Man muß den Anfang mit dem Streite des Maupertuis und des berühmten Königs machen. Dieser letztere war von Geburt ein Schweitzer, Professor der Philosophie und des Rechts der Natur in Holland, Bibliothecar des Statthalters und der Prinzessinn von Oranien, Mitglied der preussischen Academie der Wissenschaften, und einer der größten Mathematiker in Europa.

Maupertuis suchte sich in eben der Sphäre berühmt zu machen. Die Aehnlichkeit in ihrem Studiren und in ihren Talenten stiftete anfänglich eine genaue Freundschaft zwischen ihnen. Man sehe aber, worüber sie mit einander zerfielen. Ein academisches Mitglied zu Berlin überschrieb davon folgende Nachricht an einen Academiker zu Paris: „Der Herr von Maupertuis behauptet in „einem kleinen Tractate, unter dem Titel: Essais „de cosmologie, daß der einzige Beweiß der Existenz Gottes AR+NRB sey, welcher ein mini-

„mum seyn müßte. Er behauptet ferner, daß in „allen möglichen Fällen die Wirkung (action) stets „ein minimum sey, welches nicht weniger falsch „ist. Wider diese sonderbare Behauptung nun, „hat so wohl König, als auch andere Mathemati„ker geschrieben; er führt unter andern ein Frag„ment aus einem Briefe des Leibnitz an, wo die„ser große Mann vorgiebt, angemerkt zu haben, „daß in allen Modificationen der Bewegung die „Wirkung insgemein ein maximum, oder ein mi„nimum wäre. Der Herr von Maupertuis „glaubte, daß man mit diesem Fragmente ihm die „Ehre seiner vermeynten Entdeckung rauben „wolle, obgleich Leibnitz gerade das Gegentheil „sagt. Er zwang einige Mitglieder der Acade„mie zu Berlin, die von ihm abhiengen, daß sie „Königen auffodern mußten, daß Original von „dem Leibnitzischen Briefe vorzuzeigen; und da „sich dieses nicht mehr fand, so ließ er von eben „diesen Mitgliedern ein Urtheil verfassen, durch „welches er als ein Ehrenschänder des Herrn Mo„reau de Maupertuis angesehen ward, weil er sich „auf einen erdichteten Brief berufen hätte.„

König, der über ein solches Urtheil sehr aufgebracht ward, appellirte an das Publicum, und schickte sein Patent als Ehrenmitglied der berlinischen Academie zurück. Er ließ seine Appellation drucken, in welcher er die Academie als einen incompetenten Richter verwarf, deren Aussprüchen er sich nicht unterwerfen wolle, da sie kein Recht über ihn habe, und die Richter in der Sache entweder nicht

recht unterrichtet, oder zu partheyisch wären. Diese Appellation, die in der Sprache geschrieben ist, welche eine gerechte Empfindlichkeit eingiebt, zog das Publicum auf die Seite ihres Verfassers. Der Herr von Maupertuis fürchtete seinen Ruhm aufs Spiel gesetzt zu sehen, „und schrieb sowohl „selbst, als durch andere, an die Prinzeßinn von „Oranien, welche er um die Unterdrückung alles „dessen bat, was König etwan wider ihn schreiben „möchte. Diese Art des Verfahrens, da man ei„nen beschuldigt, und doch nicht zur Vertheidi„gung kommen lassen will, ist ein Mißbrauch un„sers Ansehens, wodurch man gelehrte Männer „an ihrer Freyheit zu hindern, und einen ehrlichen „Mann zu verfolgen gedenkt, der kein ander Ver„brechen begangen hat, als daß er mit uns nicht „einerley Meynung ist. Es haben verschiedene „Mitglieder der berlinischen Academie auch über „ein solches unbilliges Verfahren geeifert, und „würden gewiß die Academie verlassen, die der „Herr von Maupertuis beschimpft und tyranni„sirt, wenn sie nicht befürchteten dem Könige zu „mißfallen, welcher der Beschützer derselben ist.„ Man kann aus diesem Briefe urtheilen, wie viel Aufsehen diese Sache zu Berlin gemacht habe.

Der Herr von Voltaire, dem die Ehre der dasigen Academie sehr am Herzen lag, glaubte, daß sie ihren Rechten und Freyheiten schnurstracks entgegen handelte, wenn sie sich alles gefallen ließe, und den großen Vorzug der Gelehrten, die Freyheit und Gleichheit unter einander aus den Augen

verlöhre. Er wiedmete sich von Stund an der Ehre dieser Gesellschaft, und rächte sie gegen einen Tyrannen, der den Titel eines Präsidenten so gewaltig mißbrauchte, indem er wider den Maupertuis schrieb.

Außer der unüberwindlichen Liebe zur Freyheit, trieben ihn noch andere Ursachen, **die Geschichte des Doctors Akakia**, dieses in seiner Art einzige Werk, zu schreiben. Er war erstlich Königs sein guter Freund; diese Freundschaft rührte noch von den Zeiten der a) Frau von Cha-

a) Sie sprach Englisch, Italienisch, Lateinisch; verstand sich auf die Geschichte, die Mathematic, die Astronomie. Man muß sie nicht nach einem gewissen Portrait von der Madame du *** beurtheilen, welche sie als eine Frau von wenig Talenten und sehr hohen Einbildungen vorstellt. Die Frau Herzoginn von B*** ließ ihr in dem Neujahrsgeschenke, das sie ihr machte, mehr Gerechtigkeit wiederfahren:

Une étrenne frivole, à la docte Uranie,
Peut on la présenter? Oh! très bien, j'en répons.
Tout lui plait, tout convient à son vaste génie:
Les livres, les bijoux, le compas, les pompons,
Les vers, les diamans, les biribis, l'optique;
L'algèbre, les soupers, le latin, les jupons;
L'opéra, les procès, le bal & la physique.

Die

Chatelet, dieser außerordentlichen und über ihr Geschlecht weit erhabenen Frau, her. König unterrichtete sie in der Mathematic. Der Herr von Voltaire legte sich damals auch mit Fleiß auf diese Wissenschaft; Mathematic und Physic waren seine einzigen Beschäfftigungen. Zweytens hatte er immer bey dem Herrn von Maupertuis die Eifersucht rege gemacht. Man hatte ehemals in Frankreich schon gesehen, daß ihre Caractere sich nicht zusammen schickten. Wenn sie einander in Gesellschaft antrafen, war Maupertuis stets sehr mißvergnügt; er warf anfänglich einigen Glanz von sich: aber er ward traurig und verdrüßlich, wenn er sich von einem ihm überlegenen Manne verdunkelt sah, der im Umgange so viel angenehmes hatte; man suchte es daher immer so einzurichten, daß sie einander nicht trafen.

Da sie nun beyde die Favoriten eines Monarchen, wie der König von Preussen, geworden waren, da sie beysammen an seinem Hofe lebten, und nicht Umgang nehmen konnten einander beständig zu sehen, so nahm ihr Mißvergnügen immer mehr und mehr zu. Maupertuis sahe nicht

Die unsterbliche Aemilie antwortete auf dieses Register ihrer Verdienste durch folgende vier Zeilen:

Hélas! vous avez oublié
Dans cette longue Kirielle,
De placer le mot d'amitié;
Je donnerois tout le reste pour elle.

ohne viel Verdruß den Gegenstand seiner Eifersucht einige Jahre nach ihm zu Berlin ankommen. Der Präsident der Academie wollte weder sein Ansehen noch die Gunst des Prinzen mit einem andern theilen. Es gab schon einige Spötter, welche wetten wollten, daß diese beyden berühmten Franzosen auf preussischem Grund und Boden nicht drey Monat beysammen seyn würden, ohne sich mit einander zu überwerfen.

Der Herr von Voltaire fand auch bald Gelegenheit sich zu beschweren. Er wollte verschiedene berühmte Schriftsteller in die Academie aufgenommen wissen: Maupertuis aber wollte sie nicht annehmen, und erregte hier und da Feinde wider ihn, unter andern den Verfasser des **Was wird man davon sagen, der Merkwürdigkeiten der Frau von Maintenon**, und einiger andern Werke, welche weniger Talent als Dreustigkeit und Hintansetzung der Sittsamkeit verrathen. Der junge Verfasser derselben wollte sich einen Namen in der Welt machen, und in der That hat er sich auch durch nichts bekannter gemacht, als durch seine Entrüstung gegen die Person und die Schriften eines großen Mannes. a)

Mau-

a) Man hat den La Beaumelle sagen hören: **Niemand schreibt besser als der Herr von Voltaire.** Warum aber machen sie ihn so herunter? fragte man ihn, und er gab zur Antwort: **Weil meine Werke dadurch besser abgehen, und** weil

Maupertuis, der sich Anhänger zu verschaffen suchte, zog den la Beaumelle, der sich damals zu Berlin aufhielt, mit leichter Mühe auf seine Seite. Dieser ernsthafte Präsident erzählte ihm, daß der Herr von Voltaire gegen den König über der Tafel von dem **was wird man davon sagen**, und von dem Verfasser desselben nicht viel gutes gesagt, und dieses Werk als eine Beleidigung Sr. Majestät ausgegeben habe, indem man ihn darinne „mit den kleinen deutschen Fürsten vergliche, und seine Räthe als Zwerge und Hofnarren behandelte.„ La Beaumelle fand sich dadurch sehr beleidigt; er beschwerte sich, daß man seine Gedanken sehr übel auslegte, und der folgenden Betrachtung einen bösen Sinn gäbe, den sie nicht hätte: „Der König von Preussen hat gelehrte Leute mit Wohlthaten überhäuft, so wie die deutschen Fürsten ihre Hofnarren und ihre Zwerge beschenken.„

Alle

weil er mich in einem von seinen Werken, das vor kurzem erst gedruckt ist, so wenig schont: aber ich will ihn mit Commingen antworten. Diese Commingen waren die Anmerkungen über die Zeitgeschichte Ludewigs XIV; Anmerkungen, denen es mehrentheils an wahrscheinlichen Gründen fehlt, und die einem wider alle Beschimpfungen abgehärteten Autor sehr anständig sind. Wie hat ihm auch der Herr von Voltaire die Ehre erweisen können ihm zu antworten?

Alle diese Händel waren angesponnen, alle diese Schlingen waren gelegt, ohne daß der Herr von Voltaire das geringste davon gemerkt hatte. Er sagt es selbst in einem Briefe, den er um dieselbe Zeit schrieb: „Ich war mit nichts, als mei„nem Studiren beschäftigt; ich kannte fast kei„nen einzigen Minister, noch sonst einen Mann „am Hofe; ich machte sogar noch keine von denen „Aufwartungen, die man öfters nothwendig ma„chen muß. Ich hatte bisweilen an der Tafel „des Königs, mit Personen gespeist, deren Na„men ich nicht einmal wußte. Aber die besonde„re Neigung des Königs zu mir, eine starke Be„soldung, die Gnade, daß ich ihn in gewissen be„nannten Stunden besuchen, und mich mit ihm „von den Werken unterhalten darf, bey welchen „der König von seinen Regimentsgeschäfften aus„ruht, haben mir einen Haufen Neider und Fein„de zugezogen.„

Die schlimmen Absichten eines am berliner Hofe in Ansehen stehenden Nebenbuhlers, wurden dem Herrn von Voltaire bald verrathen. Er ließ sich aber weiter auf nichts ein, als daß er einige Spötterenen darüber vorbrachte. Er gab gab um diese Zeit seinen Doctor *Akakia* heraus. Wenn ie der Name des Maupertuis, sagen seine Widersacher, auf die Nachwelt kommen sollte, so wird es durch dieses Werk geschehen, welches eine sehr muntere, und zum Unglück sehr gerechte Critic aller der seinigen ist. Dieser Geometer, so viel Achtung er sonst auch verdient, hat in seinem

Felde

Felde wirklich nichts neues erfunden. Die Critic beschäfftigt sich daher mit den sonderbaren und lächerlichen Meynungen, auf die er blos aus Begierde etwas neues zu sagen verfallen ist; mit seiner Schreibart, durch die er sich eben so unterscheidet, als er sich durch seine Art zu kleiden, aufzuwarten und zu sprechen, unterschied.

Der Doctor Akakia hält sich besonders über den Einfall auf, eine lateinische Stadt anzulegen; über den schönen Vorschlag, daß man die Aerzte nicht bezahlen solle, wenn sie den Kranken nicht gesund machen; über den Cometen, der uns den Mond stehlen, und selbst die Sonne nicht unangetastet lassen soll; über die neuen Bemerkungen in der Erzeugung; über das reife Alter, welches der Tod, und nicht das männliche Alter seyn soll; über die algebraische Demonstration der Existenz Gottes; über das Mittel, die Zukunft zu erforschen und zuverläßig vorher zu sagen; über den Vorschlag, das Gehirn einiger Riesen eilf Fuß in der Länge, und mit Haaren bewachsener Menschen, die einen Schwanz tragen, zu untersuchen, um die Natur des menschlichen Verstandes zu erforschen. Eben dieser Doctor begreift den **Gebürtigen von Saint-Malo** nicht, wenn er vorgiebt, daß man die Seele mit Opium modificiren könne; daß man mit eingerührten Mehle, Aale, und mit Getreydekörnern Fische erzeugen könne; daß man unter dem mitternächtlichen Pole gerade ausschiffen, und ein Loch bis in den Mittelpunct der Erde graben könne, weil man wenigstens ganz Deutsch-

land

land ausgraben müßte, um die gehörige Oefnung zu diesem Loche zu machen, welches dem Gleichgewichte von Europa einen merklichen Nachtheil zuziehen würde. Akakia endigt seine Critik, indem er zu dem geschwornen Feinde des Professor Königs sagt: „Er mag ja niemanden in einen „Streit über ein Nichts, welches die Eitelkeit als „etwas wichtiges angesehen wissen will, verwi„ckeln; er rufe in dem Kriege der Ratten und der „Frösche ja keine Götter zu Hülfe; er schreibe „nicht Briefe über Briefe an eine große Prinzes„sinn, um seinen Gegner zum Schweigen zu zwin„gen, und ihm die Hände zu binden, damit er ihn „ermorden könne.„

Diese wider den Verfasser der **naturforschenden Venus** verschossene Pfeile erschreckten alle seine Anhänger. Sie stellten sich ihnen entgegen, weil sie meynten, daß man sich an den Versen vergreifen wollte, die zu seinem Lobe gemacht waren, um sie unter sein Bildniß zu setzen, in welchen er als ein Lappländer vorgestellt wird, der die Pole der Erde platt macht:

a) „Diese nicht recht bekannte Erdkugel, die er „zu messen gewußt hat, wird ein Denkmal „sei-

a) Ce globe, mal connu, qu'il a sçu mésurer,
Devient un monument où sa gloire se fonde.
Son sort est de fixer la figure du monde,
De lui plaire & de l'éclairer.

„seines Ruhms; Sein Schicksal ist die „Gestalt der Erde zu bestimmen, ihr zu ge„fallen, und sie zu erleuchten.„

Wenn der Herr von Voltaire sich Genugthuung verschaffte, da er den Rathschlägen der Rache Gehör gab, so zog er sich doch auch zu gleicher Zeit eine sehr merkliche Ungnade zu. Der König von Preussen hatte ihm in dem Streite des Maupertuis mit Königen befohlen neutral zu bleiben. Da man nun den Akakia bey einem Buchhändler in Berlin gedruckt fand, so wurden alle Exemplare weggenommen. Der König von Preussen wollte wissen, ob das Werk nicht an einem andern Orte gedruckt wäre. Er erfuhr, daß man es Königen in Abschrift zugeschickt habe. Der König von Preussen ließ sein Mißvergnügen darüber merken, über welches der gemeine Ruf aber nicht überein stimmt, so daß man nichts gewisses davon weiß.

Man hat sagen wollen, daß dieser Prinz, da er dem Herrn von Voltaire, den er so sehr an seinem Hofe zu sehen gewünscht hatte, seine Ungnade ankündigte, ihn mit diesen Worten angeredet habe: „Ich jage euch nicht fort, weil ich euch „her gerufen habe; ich entziehe euch auch eure „Pension nicht, weil ich sie euch gegeben habe: „aber ich befehle, daß ihr euch nicht weiter vor „mir sehen lasset.„ Es ist aber nichts weniger wahr als dieses. Der Herr von Voltaire hatte alle Freyheit am Hofe zu erscheinen. Seine

Maje-

Majeståt erwiesen ihm sogar die Gnade, ihn mit sich nach Potsdam zu nehmen; gaben ihm den Kammerherrnschlůssel, und den Orden pour le mérite, den dieser Dichter ihm wieder zurůck gegeben hatte, und den er in der That nur einige Zeit darnach verlohr. Die vier Verse, die er bey dieser Gelegenheit dem Kônige schickte, sind bekannt:

a) Ich nahm sie mit Zårtlichkeit an, und gebe „sie mit Betrůbniß zurůck, wie ein Liebha„ber im Zorn das Bildniß seiner Maitresse „zurůck giebt.„

Der Herr von Voltaire, der nunmehr das Opfer der Eifersucht geworden zu seyn schien, und selbst von einem Prinzen darzu bestimmt ward, von welchem die Geschichte noch lange reden wird, und dem zu Liebe er Vaterland, Freunde, Anverwandte, Bedienung, Ruhe und alles verlassen hatte, sahe endlich, aber zu spåt, ein, daß er die Kônige noch nicht gehôrig gekannt habe: Vielleicht håtte er sich nie darůber zu beschweren gehabt, wenn er sich in die Kunst bey Hofe zu leben, recht håtte schicken kônnen. Er verlangte nun nichts mehr, als bald den berliner Hof zu verlassen; alle seine Wůnsche waren nach seinem Vaterlande gerich-

a) Je les reçus avec tendresse,
Et je les rends avec douleur,
Comme un amant, dans sa fureur,
Rend le portrait de sa maitresse.

gerichtet; der Zustand seiner Gesundheit erlaubte ihm auch nicht, sich noch lange in Preussen aufzuhalten. Er brauchte dieses bey dem Monarchen zum Vorwande, welcher ihn aber verwarf, und ihn noch ferner um sich haben wollte. Als aber der Dichter immer verdrüßlicher, immer schwächer ward, so war er endlich so glücklich seinen Abschied zu erhalten; aber allezeit auf sehr schmeichelhafte Bedingungen für ihn. Seine Unterredung mit dem Prinzen, als er Abschied von ihm nahm, war interessant und sonderbar. Der Monarch zeigte sich sehr zärtlich, und bat ihn auf die gnädigste Art, wieder in seine Staaten zurück zu kommen, wenn er sich besser befinden würde. Der Poet selbst ward so davon gerührt, daß er nach Paris schrieb, er fände allemal, wenn er den König von Preussen wiedersähe, diesen **bezaubernden König** in ihm.

Dieser Ausdruck schickt sich für ihn sehr wohl. Es ist kein Merkmal der Hochachtung und Ergebenheit, das er nicht dem Herrn von Voltaire gegeben hätte. Dieser Prinz hatte schon ehemals, ganzer funfzehn Jahre lang, einen Briefwechsel mit ihm unterhalten, der sowohl die philosophischen Wissenschaften, als den Geschmack betraf, sowohl in Prosa als in Versen geführt ward; ein Briefwechsel ohne Beyspiel zwischen einem Monarchen und einer Privatperson. Der Held, den man den nordischen Salomon und Alexander nennt, schickte mitten aus seinem Lager nach einem erhaltenen Siege, oder einer eroberten Stadt,

Briefe oder Verse an den Herrn von Voltaire. So schrieb Cäsar in seinem Zelte, mitten unter dem Geräusch der Waffen, seine Nachrichten, und grammaticalische Anmerkungen. Der König von Preussen, der mit großem Verlangen sein Orakel an seinem Hofe wünschte, schrieb nach dem Tode der unsterblichen Aemilie, in diesen Ausdrücken an ihn: „Ich habe gegen eine funfzehn„jährige Freundschaft mit der Frau du Chatelet „alle Ehrerbietung gehabt; aber iezt bin ich eine „von euren ältesten Bekanntschaften.„ Man sagt, daß er, als er erfuhr, daß Voltaire auf dem Wege nach Preussen sey, ausgerufen habe: **Nun habe ich ihn!** Sein Gesandter d'Ammon, pflegte im Scherz zu sagen, daß sein Herr alles, nur Schlesien ausgenommen, um den Voltaire würde gegeben haben.

Dieser leztere verließ Preussen im Merz des Jahrs 1753, das ist, nach einem Aufenthalte von drey oder vier Jahren in diesem Königreiche. Er wollte erstlich nach Plombieres gehen, um daselbst das Bad zu brauchen; aber seine schwache Gesundheit nöthigte ihn, sich in Leipzig aufzuhalten. Alle Zeitungen redeten von seiner Ankunft in dieser Stadt. Ganz Europa beschäfftigte sich mit ihm, und mit seiner Ungnade; selbst der Pöbel fieng an sich um ihn zu bekümmern.

Man erstaunte, daß sein Widersacher so lange schwieg: aber er lag damals an einer Brustkrankheit sehr hart darnieder. Sobald er wieder gesund war, gab er dem Verfasser des Akakia in

einem Schreiben, folgenden Inhalts, davon Nachricht: „Ich melde Ihnen hiermit, daß mir meine „Gesundheit nunmehr erlaubt, Sie allenthalben, „wo Sie sich aufhalten, zu finden, und die voll„kommenste Genugthuung von Ihnen zu fodern. „Danken Sie es der Ehrerbietung und Unter„thänigkeit, die meinen Arm bisher zurück gehal„ten haben. Zittern Sie!

Maupertuis.

Die Antwort des Herrn von Voltaire auf diese Ausfoderung, auf diese Rodomontade ist sehr lustig. Die Bittschrift, die der Doctor Akakia der Universität zu Leipzig übergiebt, das Decret dieser Academie, der Brief eines Lappländers von St. Malo an den Secretair der Academie, zeigen noch von einer überaus muntern Einbildungskraft, die über alle Krankheit, über alle Ungnade, und alle Begebenheiten des Lebens erhaben ist. Man kann sich des Lachens nicht enthalten bey dem Bilde „eines alten Reuterhauptmanns, der „in einen Philosophen verkleidet, mit einer zer„streuten Mine und übereilten Schritten einher „geht; runde kleine Augen, und eben so eine Pe„rüque, eine eingedrückte Nase und eine schlechte „Physionomie hat; der voll im Gesichte, und in „den Gedanken voll von sich selber ist.„

Auf diese Art fuhr der Herr von Voltaire, bey seinem Aufenthalte zu Leipzig, seiner Widerwärtigkeiten, und selbst der Drohungen des Geometers ohngeachtet, in seinem angenommenen

Tone fort; aber Betrübniß und Verwunderung bemächtigten sich seiner, als er in der Utrechter Zeitung folgende Worte las, die der König von Preussen zu ihm sollte gesagt haben: „Es war „nicht nöthig sich krank zu stellen, um den Abschied „zu erhalten . . . Ich hasse alle unruhigen „Köpfe.„

Er ward, als er noch zu Leipzig war, von verschiedenen deutschen Fürsten an ihre Höfe verlangt. Eine Schwester des Königs von Preussen, die Marggräfinn von Bayreuth, schickte einen Courier an ihn, der ihn an ihren Hof einladen mußte. Diese Bemühung um ihn, die ihm in seinen Umständen nicht anders als zum Ruhme gereichen konnte, bewog ihn auch nach Bayreuth zu gehen. Dieß ist eben die erlauchte Prinzessinn, die ihre Tugenden, und die philosophische Ode, die der Dichter auf sie nach ihrem Tode verfertigte, unsterblich gemacht haben.

Er war zweifelhaft, ob er sich von Bayreuth nach Plombieres, Lüneville oder nach Mannheim wenden sollte. Er entschloß sich endlich nach Strasburg zu gehen. Eine von seinen Niecen, Madame D***, kam geschwind dahin; sie erfuhr aber, daß er zu Frankfurt krank läge, und begab sich zu ihm nach Frankfurt. Hier bekamen sie alle beyde Arrest und Wache. Und was war die Ursache? Der Onkel hatte eine Schrift in den Händen, die kein Contract, sondern eine bloße Wirkung des Willens des Königs von Preussen war, und nicht nothwendig von Folgen seyn

mußte,

mußte, a) und eine Sammlung von Gedichten von eben diesem Prinzen, welcher nur einige Exemplare davon hatte drucken und an verschiedene Personen austheilen lassen, unter denen der Herr von Voltaire auch war. Der König von Preussen foderte diese beyden Pfänder seiner ehemaligen Gewogenheit und Gnade zurück. Der in Ungnade gefallene konnte sie nicht wieder geben, weil sie, nebst seinen andern Papieren, zu Hamburg oder zu Paris waren. Er versprach indessen, daß er sie, so bald sie in seinen Händen seyn würden, ausliefern wolle; mit dem Zusatze, daß er als ein Majestätsbeleidiger gegen den König von Frankreich, seinen Herrn, und den König von Preussen angesehen seyn wolle, wenn er sein Wort nicht hielte. Warum aber seine Niece zugleich mit arretirt ward, konnte man nicht einmal eine erdichtete Ursache angeben. Das Verfahren gegen sie war so außerordentlich, daß der König von Preussen gar nichts davon wissen wollte, und unverzüglich den Gefangenen ihre Freyheit wieder geben ließ.

Zur Zeit dieses verdrießlichen Zufalls brachte man die Alzire, Zaire, Merope, und verschiedene andere Stücke von eben diesem Verfasser auf den französischen Schauplatz, und das Publicum ward dadurch sehr für ihn eingenommen. Nach seiner Befreyung brachte er einige Zeit zu

a) Erklärung des Herrn von Voltaire zu Frankfurt gegeben.

Manheim bey dem Churfürsten von der Pfalz zu. Von Maynz aus schrieb er an seine Niece, die nach Paris zurück gegangen war, den bekannten Brief, worinne er die traurigen Umstände beschreibt, in denen sie sich befunden hatten. „Es „scheint mir alles als ein Traum zu seyn; es „scheint mir als wenn alles das ehemals zu Syracus geschehen sey, u. s. w.„

Man that ihm Unrecht, wenn man ihn einen Preussen nannte. Er selbst ruft deßwegen aus: „Kann man im Ernste sagen, daß der Verfasser der **Zeitgeschichte Ludewigs** XIV „kein Franzos sey? Sollte man dieses vor den „Statüen Heinrichs IV, Ludewigs XIV, und ich „setze noch hinzu Ludewigs XV, zu sagen sich erkühnen, weil ich der einzige von der Academie „war, der eine Lobrede auf ihn verfertigte, als er „uns den Frieden gab, und er selbst diese Lobrede „in sechs Sprachen übersetzte?„ Hierauf redet er den König von Preussen an: „Er wird sich „erinnern, daß er mein Schüler gewesen, und „daß ich nichts von ihm mitnehme, als die Ehre, „daß ich ihn im Stande gesehen habe, besser zu „schreiben als ich. Er wird mit diesem Vorzuge „zufrieden seyn, und sich nicht noch dessen, den „ihm sein Rang giebt, bedienen wollen, um einen „Ausländer zu kränken, der ihm bisweilen Unterricht gegeben, allezeit aber geliebt und verehrt hat.„

Maupertuis ward für den Anstifter aller dieser übeln Begegnungen gehalten. Es ward gesagt, daß er, auf seiner Reise nach Frankreich, mit dem Residenten des Königs von Preussen zu Frankfurt, alles vorher abgeredet habe. Als ein von diesem Monarchen öffentlich in Schutz genommener erschien er zu Paris, mit der zufriedensten Mine. Sein Sieg war vollkommen. Er hatte die Ehre am Hofe vorgestellt zu werden; aber dieser Triumph schadete ihm. Man untersuchte seine Talente, und über den zu glücklichen Menschen verlohr man den großen Schriftsteller ganz aus den Augen. Die Verfolgung hingegen gereichte seinem Feinde wirklich zum Vortheil. Sie entwafnete den Neid, und man fieng an ihn zu beklagen. Seine Widerwärtigkeiten waren die Folge des Urtheils das die Academie zu Berlin über Königen sprach. Fast alle Gelehrte in Europa fanden in diesem Verfahren der Academie etwas sonderbares. Einige ihrer alten Mitglieder geriethen in Versuchung, ihr, wie König gethan hatte, ihre Patente zurück zu schicken. Man erstaunte, als man einen Monarchen sich in einen Autorkrieg mischen sahe. Die Königinn **Christina** mengte sich zwar in die Zänkereyen der Gelehrten, die an ihrem Hofe waren; machte sich ein Vergnügen, wenn sie dieselben an einander hetzen konnte; kam mit ihrem Ansehen dazu, wo es nicht nöthig war; und übernahm selbst sehr eifrig die Vertheidigung des Salmasius gegen den Isaac Vossius: Aber

Friederich sollte sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgeben. Ein Umstand, den man nicht übergehen darf, und der dem Könige von Preussen sehr zur Ehre gereicht, ist der, daß er erkannte, er sey zu weit gegangen, und ein übereiltes Verfahren wieder gut zu machen suchte. Er hielt den, dessen Schriften so oft sein Lobspruch sind, der, ganz der Philosophie ergeben, nachdem er die Könige und die Großen kennen gelernt, die Unabhängigkeit und die Ruhe allen Höfen vorzieht, er hielt ihn, sage ich, durch öftere Briefe, die zugleich voller Hochachtung sind, schadlos, und fährt noch bis iezt damit fort. Der Herr von Voltaire dankte auch der Kayserinn von Rußland wegen der Ehre, daß sie ihn an ihren Hof berufen ließ. Da ihm beständig angelegen ward, daß er wieder nach Berlin kommen sollte, so antwortete er dem Monarchen, gegen den sich sein Herz nie geändert hat: **Ich kann weder mit Ihnen noch ohne Sie leben.** Das Beyspiel dieses Dichters, und die Verse des Alain Chartier, sind eine sehr gute Lection; a)

Curia dat curas, ergo si tu bene curas
Vivere securus, non sit tibi curia curæ
Curia curarum genitrix cultrixque malorum,
Justis injustos inhonestos æquat honestis.

a) Die Erzählung dieser berühmten Streitigkeit ist, wie sie der Autor vorträgt, in der That sehr einseitig und unrichtig. Er, als ein Anbeter des Herrn von Voltaire, läßt sich überall die Augen

so blenden, daß er an seinem Helden nichts als große Eigenschaften gewahr wird, und ihn selbst da noch bewundert, wo ihn alle rechtschaffene Gemüther verabscheuen. Es ist kein Wunder, wenn er ihn in dieser Trunkenheit, selbst dem Caracter nach, über einen Maupertuis, König, Beaumelle u. a. wegsetzt; und wenn auch der letztere nicht allemal im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, oder der holländische Professor uns nicht bekannt genung seyn sollte, so hat doch der Herr von Maupertuis noch nach seinem Tode den Nachruhm, daß er ein ehrlicher und rechtschaffener Mann gewesen, und in diesem Stück gewiß einen Vorzug vor dem Herrn von Voltaire verdiene, den ihm dieser mit allen glänzenden Eigenschaften seines Genies gewiß nicht streitig machen oder compensiren kann. Es läßt sich allenfalls begreifen, daß Voltaire nicht alles werde verstanden haben, was Maupertuis geschrieben hat; aber ist deßwegen die ungezogene und muthwillige Schrift des Doctors Akakia eine auf den Maupertuis anständige Satyre? Sollte sich Voltaire ihrer nie zu schämen haben? und sollte sie ihm wohl mehr Ehre machen, als seine heillose Pucelle d'Orleans und sein abscheulicher Optimisme? Schriften, durch die er noch lange nach seinem Tode sündigen wird. Es ist zwar an dem, daß die Nachrichten, die wir von dieser berüchtigten Streitigkeit haben, etwas widersprechend und dunkel lauten; und eben so sind auch die Ursachen beschaffen, die man wegen der Entfernung des Voltaire vom Berliner Hofe anführt: aber man kann doch sehr leicht schließen, daß es nicht die schuldige Ehrerbietung gegen einen Monarchen, nicht die Verträglichkeit mit andern Gelehrten, nicht Aufrichtigkeit und Unschuld gewesen sind, die dem Herrn von Voltaire daselbst geschadet haben. Man lese die **Antwort des Herrn von Beaumelle auf das Supplement**

zur Zeitgeschichte Ludewigs XIV, (aber bey Leibe nicht in der deutschen Uebersetzung, sie ist höchst elend, ohne Vernunft und Sinn) und man wird finden, daß sie nicht so schlecht sey, als sie unser Verfasser ausgiebt; man wird sehr wenig geneigt seyn die Parthey des Herrn von Voltaire zu nehmen, wenn man auch nicht ganz die Parthey des Herrn von Beaumelle sollte nehmen können. Gewiß ist es, daß der Herr von Voltaire diesen letztern für einen sehr gefährlichen Nebenbuhler angesehen habe, und in der That würde Beaumelle sich selbst sehr Unrecht thun, wenn er seine Streitschrift gegen den Doctor Akakia vertauschen wollte. Die Liebe zur Wahrheit, die Achtung die man einem Manne von Verdiensten schuldig ist, (worunter der Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht das geringste ist,) hat mir diese Anmerkung abgedrungen. Sollte ich künftig zuverläßigere Nachrichten über diese auf mehr als eine Weise merkwürdige Streitigkeit, in die Hände bekommen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, sie der Welt bey Gelegenheit vorzulegen.

Allgemeine
Streitigkeiten,
oder
Streitigkeiten
über wichtige Materien.

Allgemeine

Streitigkeiten,

oder

Streitigkeiten

über wichtige Materien.

Diese Streitigkeiten, die sich mit ordentlichen Kriegen vergleichen lassen, können auf fünf Artickel gebracht werden, welche die fünf Abtheilungen dieses zweyten Abschnitts sind. Die erste betrifft die französische und lateinische Sprache; die zweyte, die Beredsamkeit; die dritte, die Poesie; die vierte, die Wissenschaften; und die fünfte, die schönen Künste.

Erste Abtheilung.

Ueber die lateinische und französische Sprache.

Sollen die Aufschriften auf öffentlichen Denkmälern in Frankreich in lateinischer oder französischer Sprache seyn?

Dieser Streit ward mit großer Hitze unter Ludewig XIV getrieben, zu der Zeit, da er in Holland eine Eroberung nach der andern machte. Man hatte beschlossen, dem Monar-

Monarchen einen Triumphbogen aufzurichten, und dieses Denkmal sollte mit schönen Aufschriften geziert werden. Die Gelehrten befanden sich dabey in nicht geringer Verlegenheit, wegen der Sprache, die sie darzu wählen sollten, ob die französische oder die lateinische. Einige waren für unsere, die andern aber für die römische Sprache. Der mehr als zu berühmte Perrault, dieser eifrige Vertheidiger der neuern, wollte diese Aufschriften in französischer Sprache haben; eben dieser Meynung war auch der große Colbert: aber die Santeuils, die Commiren, alle Universitäten, alle Collegia hielten diese Neuerung für den tödlichsten Streich, den man den Künsten und Wissenschaften versetzen könnte. Sie wollten das Latein in dem langen Besitze, die Thaten der Helden auf die Nachweit zu bringen, nicht stöhren lassen; sie wollten Ludewig den XIV in keiner andern Sprache verewigt wissen, als die einen Cäsar, August, Titus und Trajan unsterblich gemacht hatte.

Es war dieses indeß nicht das erstemal, daß man von einem alten Gebrauche abgehen wollte. Seit 1636 hatte sich schon eins der berühmtesten academischen Mitglieder in Frankreich, der Herr de la Chambre, zum Vertheidiger unserer Sprache aufgeworfen. Er hatte behauptet, daß sie sich zu allen Gelegenheiten anwenden ließe, und wollte nicht, daß man bey öffentlichen Denkmälern seine Zuflucht zu einer fremden Sprache nehmen sollte. Ein Advocat im geheimden Raths-

colle-

collegio, mit Namen Belot, hatte wider ihn geschrieben. Belot behauptete, daß die lateinische Sprache ganz allein eine vorzügliche Achtung verdiene, und daß es für den Staat und die Religion gleich gefährlich sey, die französische an ihre Stelle zu setzen. Er schrieb die Ketzereyen der letztern Zeiten, und besonders den Unfug der bürgerlichen Kriege in Frankreich, auf die Rechnung unserer Sprache. Er schrieb so, daß man nur über ihn lachen mußte.

Die Gelehrten nahmen an diesem Streite wenig Antheil. Das Latein war dazumal noch zu sehr Mode; da es hingegen unter Ludewig XIV anfieng weniger geachtet zu werden, ie mehr große Schriftsteller von unserer Seite aufstanden, und das Genie unserer Sprache sich entwickelte. Sie hatte sich schon mit einer guten Anzahl Meisterstücken bereichert, welche ihr den Vorzug vor allen europäischen Sprachen verschafft haben, als man in Ueberlegung nahm, ob man endlich das Joch der lateinischen Sprache abschütteln, und die unsrige zu den Aufschriften auf dem Triumphbogen vorziehen sollte. Man stritt darüber in Frankreich mit aller Hitze, die man von einer Nation erwarten kann, die für ihre Sprache eingenommen ist, und sich freuet, sie alle Tage durch die Feder so vieler Originalschriftsteller vollkommener gemacht zu sehen. Die meisten waren der Meynung, daß man der französischen Nation die grossen Thaten ihrer Könige, und die Tugenden ihrer Bürger, auch in französischer Sprache bekannt

machen müßte. Die Academie, die blos zu der Absicht errichtet ist, die Sprache zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, deren sie fähig ist, vergaß sich bey dieser Gelegenheit auch nicht. Es erklärten sich wenigstens drey Viertel von dieser Gesellschaft für die französische Sprache; einige Mitglieder derselben schrieben zwar noch zur Vertheidigung der lateinischen Sprache.

Mitten unter diesen Unruhen, und der Ungewißheit, wie sich der Streit noch endigen würde, wagte es **Charpentier**, zum Vortheil unserer Sprache den Ausschlag zu geben. Dieser gelehrte und arbeitsame Academiker, von dem wir die Uebersetzung der Cyropädie haben, gab im Jahr 1676 seine **Vertheidigung der französischen Sprache in Absicht der Aufschrift auf den Triumphbogen**, heraus. Alles, was man gutes darüber sagen konnte, fand sich in diesem Werke beysammen, selbst nach dem Geständniß derer, die mit dem Verfasser nicht einerley dachten. Die Sache, die er vertheidigte, konnte ihm auf keine Weise nachtheilig seyn. Da er seine meiste Lebenszeit auf die griechische und lateinische Sprache verwandt hatte, so durfte er nicht besorgen, daß man sein Urtheil in dieser Sache verwerfen, oder ihn in dem Verdacht haben würde, daß er diese Sprachen zurück setze, weil er nichts davon verstehe.

Sein Buch erregte auf dem Parnaß ein gräuliches Lärmen. Santeuil machte bey dieser Gelegenheit eine Elegie. Andere lateinische Dichter

bezeug-

bezeugten auf andere Art ihren Unwillen: aber niemand widerlegte den Charpentier heftiger und nachdrücklicher, als der P. Lucas, Professor der Rhetoric in dem Collegio Ludewigs des großen. Dieser Jesuit, ein Mann von großen Verdiensten, hielt den 25 November 1676 eine lateinische Rede, in welcher er, ohne sich an iemandes Person zu vergreifen, zu beweisen suchte, daß die Aufschriften auf öffentlichen Denkmälern in lateinischer Sprache seyn müßten. Die Versammlung, vor welcher er redete, war zahlreich und auserlesen: aber es waren nicht alle Zuhörer seiner Meynung. Man begnügte sich, die Schreibart und die sinnreichen Gedanken des Redners zu loben, ohne ihm in der Sache selbst Recht zu geben.

Unterdessen machte doch die Rede viel Aufsehens, selbst unter Leuten von der großen Welt, die sich sonst um die schönsten Reden, die in den Schulen gehalten werden, sehr wenig bekümmern. Diese verdiente wenigstens widerlegt zu werden, und es geschah zum Unglück von zween sehr mittelmäßigen Schriftstellern, vom Abt Tallemant dem jüngern, und dem Abt Maroles. Dieser letztere, der wahre **Pitaval** seiner Zeit, suchte zu beweisen, daß die französische Sprache der lateinischen in keinem Stücke weichen dürfe, und war so einfältig, daß er seine eigenen Schriften zum Beweise anführte.

So gut die Sache auch war, so konnten dergleichen Vertheidiger sie doch auf einmal verderben. Charpentier sahe den Augenblick, wo alle

seine Vorschläge zu nichte gemacht wurden. Er schmiedete daher sogleich neue Waffen, um wider den Jesuiten und seine Anhänger zu kämpfen. Er widerlegte den P. Lucas, indem er seine Rede, die in den Augen aller Latinisten unwidersprechlich war, im Jahr 1683 ein Buch von 2 Bänden in Duodez, unter dem Titel: **Von der Vortrefflichkeit der französischen Sprache**, entgegen setzte. Es wird diese Materie in diesem Buche mit vieler Ordnung, Einsicht und Geschmack abgehandelt. Das Eigenthümliche unserer Sprache ist darinne sehr gut vorgestellt. Man zeigt, daß keine Wissenschaft sey, die nicht in französischer Sprache eben so gut als in griechischer oder lateinischer gelehret werden könne. Das Werk ward wohl aufgenommen, und öffnete vielen Leuten die Augen, die bisher noch Sclaven der Gewohnheit gewesen waren. Dem Könige selbst gefiel es, wenn künftig die merkwürdigen Begebenheiten seiner Regierung von allen Menschen gelesen und verstanden werden könnten. Charpentier freuete sich über das Glück seines Buchs so sehr, daß er dem Grafen von Büssi sogleich Nachricht davon gab: „Ich habe ietzt, schreibt er in „einem Briefe an ihn, sehr vornehme Anhänger, „und ich konnte meiner Meynung kein größeres „Glück wünschen, als dieses, daß sich der König „entschlossen hat, alle lateinische Aufschriften auf „allen historischen Gemälden der großen Gallerie „zu Versailles auslöschen, und französische an deren Stelle setzen zu lassen, dergleichen man nunmehr daselbst siehet.„

Es

Es ist gewiß, daß die Meynung dieses für unsere Sprache eifernden Academikers viel beytrug, daß die Gemälde der Gallerie zu Versailles mit französischen Aufschriften versehen wurden; aber es ist auch nicht weniger gewiß, daß die Aufschriften, die er selbst verfertigt hatte, nicht behalten wurden. Er hatte sie mit lächerlich hochtrabenden Beywörtern überladen. Man setzte die Aufschriften des Rainsant an die Stelle derer vom Charpentier, welche weit natürlicher waren.

Da die Meynung, daß man in Frankreich nur Französisch schreiben müsse, einmal von dem Monarchen angenommen war, so gefiel sie auch bald der ganzen Nation. Man fieng an sie für die schönste Sprache auf der Welt zu halten; man glaubte alle Vorzüge aller andern europäischen Sprachen, ohne die Fehler derselben, in ihr zu finden; man machte, mit einem Worte, eine ganz vollkommene Sprache aus ihr. Aber giebt es wirklich eine solche in der Welt, die alle unsere verschiedenen Empfindungen und Begriffe, alle kleinen Unähnlichkeiten, die sich an ihnen bemerken lassen, ausdrücken kann? Man bezeichnet tausend Dinge, die unendlicher Verschiedenheiten fähig sind, mit allgemeinen Benennungen. Es giebt daher keine Sprache, die nicht eben so unvollkommen wäre, als wir selbst sind. Die französische hat vielleicht nicht den Ueberfluß, nicht die Biegsamkeit der italienischen, nicht die Pracht der spanischen, nicht den Nachdruck der englischen Sprache. Wir wollen zwar diese Meynung nicht so

weit treiben, als **Deodati** gethan hat. Er hält mit allzu großer Dreustigkeit die französische Sprache für arm, mager und hart. Der Herr von Voltaire aber hat ihm gezeigt, wie falsch, lächerlich und ungeschickt dieser Vorwurf sey. Wenn die lateinische Sprache in Ansehung der Endung ihrer mehresten Worte eine gewisse Rauhigkeit hat, so hat sie dagegen den Vortheil der Versetzung. Diese giebt ihr eine Kühnheit, eine Lebhaftigkeit, einen Wohlklang, den unsere Sprache nicht erreichen kann. Die französische Sprache ist in ihren Zusammensetzungen schüchtern, ihr Syntax ist immer einerley. Der Nominativus gehet insgemein vor dem Verbo vorher; der Accusativus folgt demselben. Wenn es eine vollkommene Sprache gäbe, so wäre es gewiß die griechische. Sie ist die wohlklingendste, die reichste an Ausdrücken, die mannichfaltigste in ihren Wendungen und die ordentlichste in ihrer Zusammensetzung; sie ist es, welche die verschiedenen Bewegungen unserer Seele am besten ausdrücket. Ihre langen und kurzen Sylben machen sie nicht allein zur Poesie, sondern auch zur Music bequem. Bey ihr ist alles Gemälde; man kann viele Ideen mit einem einzigen Worte auf einmal ausdrücken.

Das größte Verdienst unserer Sprache ist die Annehmlichkeit und die Deutlichkeit; dieses Verdienst ist auch hinlänglich gewesen, sie vor andern zur allgemeinen Sprache in Europa zu machen. Es ist keine Sprache zum Umgange geschickter, in

in Gesellschaften gewöhnlicher, mehr mit guten Büchern versehen als die französische, so daß es ihr vorzüglich gelungen, die Verschiedenheit des Geschmacks aufzuheben, und einen allgemeinen Geschmack daraus zu bilden. Sie ist so beliebt geworden, als unsere Gebräuche und unsere Moden. Man hat die Talente unserer guten Schriftsteller mit den Vorzügen unserer Frauenzimmer verglichen, welche, ohne schöner als die andern europäischen Frauenzimmer zu seyn, es doch mehr zu seyn scheinen; weil sie sich besser zu kleiden wissen; weil sie es in der Kunst sich zu putzen weiter gebracht haben, und dadurch sich mehr edle, ungekünstelte und natürliche Annehmlichkeiten verschaffen.

Die Vertheidiger unserer Sprache wollten sie dadurch vollends in Aufnahme bringen, daß sie dieselbe allein zu Aufschriften auf öffentlichen Denkmälern gebraucht wissen wollten. Es ist auch in der That noch ein Rest eines alten Vorurtheils, wenn man sich bey dergleichen Gelegenheiten einer andern bedient. Hat die französische Sprache nicht eben so viel Kürze und Nachdruck, als zu dergleichen Dingen erfodert wird? Man trage es nur einem Manne von Genie auf, und man wird sehen, was sich mit unserer Sprache ausrichten läßt. Es lassen sich Beyspiele davon anführen. a)

a) Gewisse Städte des Königreichs haben französische Aufschriften setzen lassen. Man liest dergleichen über

Es sind fast alle Aufschriften an den Bildsäulen unserer Könige lateinisch. Nur an der Statue Ludewigs XIII hat man eine andere Einrichtung beliebet: zwo Seiten des Fußgestells sind mit lateinischen, und die zwo andern mit französischen Aufschriften bedeckt. Unsern Zeiten war es vorbehalten, unserer Sprache vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; wenigstens schmeichelt man sich, daß man auf der Statue Ludewigs XV zu Paris, die glorreiche Regierung dieses Monarchen durch keine andere als eine französische Aufschrift verewigen wird.

Man

über ihren Thoren, oder an einigen ihrer öffentlichen Gebäude, die im Lateinischen nicht besser hätten können gesagt werden. Haben wir viele in dieser Sprache, die sich mit den vier Versen des Piron vergleichen lassen, die er für ein abgebrandtes Städtchen bey Troie in Champagne machte, welches durch einen Münzbedienten, den Herrn Grassein, wieder aufgebauet ward:

La flamme avoit détruit ces lieux:
Grassein les rétablit par sa munificence.
Que ce marbre, à jamais, expose à tous les yeux
Le malheur, le bien-fait & la reconnoissance.

„Die Flamme hatte diesen Ort verwüstet, „und Grassein bauete ihn mildthätig wieder „auf. Dieser Marmor lege zu allen Zeiten das „Unglück, die Wohlthat und die Erkenntlichkeit „vor aller Augen.„

Man sollte es in Ansehung unserer Fontainen, unserer Gärten, unserer Portraits und unserer Statuen eben so machen. Die Gelegenheiten zu Aufschriften sind so häufig nicht; aber mancher französischer Dichter könnte in dieser Art dem Santeuil die Wage halten. a)

Es giebt französische Namen, die man durchaus schwächt, wenn man sie übersetzt. Da sie durch eine allgemeine Verehrung gleichsam geheiligt sind, so rühren sie weniger, wenn man sie lateinisch macht. Welch lateinisches Wort wird den Eindruck machen, den das französische Fontenoy auf uns macht? Horaz und Virgil haben in ihrer Muttersprache gedichtet; Homer und Anacreon haben griechisch geschrieben, nicht aber hebräisch oder egyptisch: ein Franzos sollte also französisch schreiben, und nicht in einer Sprache, die seinen meisten Landsleuten unbekannt ist. Zween Freunde des Ariost, welche große Lateiner waren, und an ihm sehr viel Geschicklichkeit zur lateinischen Poesie bemerkten, riethen ihm, sich mit Fleiß auf selbige zu legen; er antwortete ihnen

a) Kann man etwas sinnreichers lesen, als folgendes Distichon auf eine Bildsäule des Amors:

Qui que tu sois, voici ton maitre;
Il l'est, le fut, ou le doit être.

„Du, wer du auch seyst, siehe hier deinen
„Beherrscher; er ist es; war es, oder wird
„es noch seyn.„

aber: „Ich will lieber der vornehmste italienische „Poet seyn, als mit einer niedrigen Stelle unter „den lateinischen Dichtern vorlieb nehmen.„ Unser berühmter Racine überlegte dieses bey Zeiten, da er, wie man sagt, alle Rapins und Commiren würde übertroffen haben, wenn er gewollt hätte. Eben dieses hätte sich auch der berühmte Cardinal Polignac sagen mögen.

Die Orthographie
und die
Aussprache.

Die Orthographie hat unter den Gelehrten eine große Spaltung verursacht. Einige haben geglaubt, daß man die alte aus eben dem Grunde verändern müsse, aus welchem man unsere alten Moden verändert hat. Die Italiener hatten dem ganzen Europa das Beyspiel dieser Veränderung gegeben. Trissino, dieser schöpferische Geist, der seiner Nation in so vielen Arten der Gelehrsamkeit die Bahn eröffnet hat, ist zugleich der erste, der seine Untersuchungen bis auf Dinge erstreckt hat, welche kein eigentliches Geschäffte der Einbildungskraft sind. Er wagte es, neue Buchstaben in das italienische Alphabet zu setzen, und andere dagegen heraus zu nehmen, die ihm entweder unnütz oder überflüßig schienen. Er war aber mit

mit dieser Neuerung nicht so glücklich, als mit verschiedenen andern, und besonders mit seiner freyen Versart (Versi sciolti.)

Um das Jahr 1531 versuchten gleichfalls einige französische Schriftsteller unsere Orthographie, nach dem Muster des Trissino, zu verbessern; es gieng ihnen aber nicht besser als jenem. Die Absicht dieser systematischen Köpfe gieng dahin, unsere Sprache schöner, leichter zu lesen, und besonders leichter zum Erlernen zu machen. Sie hielten es für widersinnig, daß die Orthographie nicht mit der Aussprache überein käme, und daß die eine ein beständiger Widerspruch der andern wäre. Der Plan, den sie erdachten, um dem, was sie einen Mißbrauch nannten, abzuhelfen, war ohne Zweifel gut; er hatte seine großen Vortheile; aber die Ausführung davon war nicht leicht. Nur ein Mann, der beständig in den besten Gesellschaften gelebt, seine Sprache vollkommen gut verstanden, und sie so gesprochen hätte, daß man nicht den geringsten Fehler der Natur, des Landes, der Unwissenheit, oder der schlimmen Erziehung gewahr geworden wäre, nur so ein Mann, sage ich, hätte diesen Plan ausführen können. Einer der gut ausspricht, wird auch allein im Stande seyn, die Sprache richtig zu schreiben. Wer waren denn aber die ersten und eifrigsten Verfechter der neuen Art zu schreiben in Frankreich? der eine aus Mans, mit Namen Jacob Pelletier, und der andere ein Gasconier, Namens Ludewig Maigret. Beyde wollten die Ortho-

graphie nach der gewöhnlichen Aussprache einrichten, und beyde richteten sie nach der Aussprache ihres Landes ein. Das lustigste war, daß sie sich einander Vorwürfe machten, und daß ein ieder die wahre und einzige Art auszusprechen zu haben glaubte.

Andere vernünftige Leute, die an diesem Streite keinen Antheil nahmen, lachten herzlich über die Einbildung so wohl des einen als des andern. Diejenigen aber, welche es mit der alten Art zu schreiben hielten, giengen viel weiter. Sie glaubten die Sache gewonnen zu haben, und daß künftig in dieser Materie weiter an keine Veränderung solle gedacht werden.

Unterdessen trat der berühmte Peter Ramus aus seinem Schulstaube hervor, und erfand eine neue Art zu schreiben, welche er überall einzuführen suchte. Er trieb diese Veränderung viel weiter, als sie vor ihm war getrieben worden. Seine Orthographie war so sonderbar, daß niemand seine Werke lesen konnte, und daß es ihm selbst sauer ward, dieselben zu lesen. Er mußte daher, wenn er etwas nach seiner verbesserten Orthographie drucken ließ, eben dieselbe Materie, nach der gewöhnlichen Art zu schreiben, an die Seite drucken lassen. Das Publicum wußte ihm dafür keinen Dank, sondern lachte ihn, so wie die andern, mit seiner Erfindung aus.

Da diese verschiedenen Versuche so wenig Glück gemacht hatten, so ward eine Zeit lang an keine neuen gedacht. Es gab endlich einige

Schrift-

Schriftsteller, die sich schmeichelten glücklicher zu seyn; man machte ihnen Einwendungen; aber nach und nach fiengen ihre Vorschläge an Wurzel zu fassen. Ihre wiederholten Bemühungen zur Verbesserung der Orthographie, schafften wenigstens den Nutzen, daß man einsahe, wie man eine neue nöthig habe. Sie untersuchten die Eigenschaft eines ieden Buchstabens. Selbst die Accente wurden nicht übergangen. Man wieß ihnen ihre eigenthümliche Stelle an, und erfand noch den Circumflex, um die Unterdrückung eines Buchstabens dadurch anzudeuten. Man machte Anmerkungen über die Puncte und Commata. Es sind über diesen letzten Artickel allein ganze Werke in Folio geschrieben worden. Der Abt Goujet redet von einem gewissen Doctor, der sich selbst die Peitsche gab, weil er wider das A b c gesündigt hatte. Man konnte nie mit mehrern Rechte, als damals, auf die Grammatiker den Gedanken anwenden: **Die äußerste Genauigkeit ist das Erhabene der kleinen Geister.**

Unterdessen verstärkte sich die Parthey dieser strengen Observationsmacher von Tag zu Tage, weil sie in Vertheidigung ihrer Sache nicht ganz ohne Grund waren. Die größten Schriftsteller traten auf ihre Seite, und diese waren es hauptsächlich, die ihren Meynungen ein Gewicht gaben, und die neue Orthographie in Aufnahme brachten.

Unter denen, deren Namen das meiste darzu beygetragen, muß man den Dü Marsais, den Abt Saint-Pierre, und den Herrn von Voltaire vor

andern merken. Der scharfsinnige Du Marsais, einer von den Männern, die das Genie der Sprachen am besten verstanden, und der die grammaticalischen Untersuchungen am weitesten getrieben hat, hat gezeigt, daß, wenn in der Orthographie der Gebrauch ein Gesetzgeber ist, dessen Gesetze man beobachten muß, er nicht selten auch ein Tyrann sey, dessen Joch man zu gelegener Zeit abzuschütteln wissen müsse. Er hat die Veränderungen bemerkt, die man darinne machen sollte. Er ist der Meynung, daß man die doppelten Buchstaben unterdrücken müsse, wenn sie nichts zur Aussprache beytragen. Der Abt Saint-Pierre ist noch verwegener gewesen: Da er in der alten Orthographie, so wie in der Regierung, nichts als Fehler und Mißbräuche sahe, so hat er auch an der Verbesserung derselben mit mehrern Eifer als Klugheit gearbeitet. Da er sich weder an die eingeführten Gewohnheiten, noch an die Schwierigkeiten einer allzu großen Neuerung, noch an das Beleidigende kehrte, das dergleichen Veränderungen bey sich führen, so lag ihm nichts weiter am Herzen, als wie er seine wunderlichen Einfälle der Welt aufdringen, seine Träume über die neue Rechtschreibung in Erfüllung bringen, und eine vollkommene Eintracht zwischen der Orthographie und der Aussprache stiften möchte. Die Veränderung, die er im Sinne hatte, betraf auch nicht unsere Sprache allein, sondern er wollte allen europäischen Sprachen eine andere Gestalt geben. Er suchte in einem seiner Bücher, la

Taille

Taille réelle, sein neues System der Orthographie in den Gang zu bringen; aber es ward den meisten sehr sauer dieses Werk zu lesen. Ein vornehmer Mann, der es gern lesen wollte, sahe sich genöthigt, es vorher nach der gewöhnlichen Art abschreiben zu lassen. Man liest daselbst: Saje, usaje, langaje, néglijence, peizam, Fransoés, Ejipsiens, u. s. w. Da der Autor vorher sahe, daß man Mühe haben würde, sein Werk zu lesen, so hatte er öfters die veränderten Worte nach der alten und neuen Art neben einander setzen lassen. Dieses wunderliche Gemische machte die Veränderung noch lächerlicher. Der Herr von Voltaire wird gleichfalls unter die Neographen gerechnet; die Art aber, die er beobachtet, und die durch ihn ziemlich gemein geworden, war vor ihm schon in Vorschlag gebracht worden. Seine Art zu schreiben kommt nur auf zwey oder drey Puncte an: Er schreibt connaître, aimait, Français, obgleich Ludewig XIV *allzeit* François sprach. Er schreibt das Wort Philosoph mit zwey F. Die Doppelbuchstaben sind selten bey ihm. Ueberhaupt schreibt er ais oder ois, nachdem es die Aussprache erfodert. Er entscheidet dadurch die Reinigkeit verschiedener Reime, und die wahrhafte Endung vieler Namen der Völker.

Man hat aber diese Neuerung noch weiter getrieben. Ein gewisser Schriftsteller hat sich Mühe gegeben, alle kleinen Abweichungen der Stimme genau mit Buchstaben auszudrücken. Er schreibt z. E. ele für elle.

Das System der allzu verwegenen Neuerungsmacher, in Ansehung der Orthographie, ward lebhaft durch diejenigen widerlegt, die ihr die alte vorzogen. Der Abt d'Olivet stritt für die alte Gewohnheit. Der Abt Desfontaines, der stets wider die Neologisten zu Felde lag, brauchte seine Feder gleichfalls eine Zeit lang wider die Neographen. Mit diesem furchtbaren Streiter vereinigten sich noch andere Schriftsteller. Sie wiederholten ohn Unterlaß, daß es von der äußersten Wichtigkeit sey, die Sachen auf dem alten Fuß zu lassen; daß die Policey der Wissenschaften, und selbst des Staats darauf beruhe; daß der Grammatic und der Sprache gleichviel an der Orthographie gelegen sey; daß man eben so viel Sorgfalt anzuwenden habe, die Sprache richtig als rein zu schreiben: Sie beklagten sich demnach, daß man diese Sache so auf die leichte Achsel nehme. Sie gründeten ihre Beschwerden auf die Nothwendigkeit, die Abstammung der Worte beyzubehalten, und unserer Sprache die rühmlichen Kennzeichen, die sie von der alten römischen an sich trüge, nicht zu benehmen; auf die Schwierigkeit, die man haben würde, den Singular vom Plurali zu unterscheiden; auf die Menge der Dialecte, die sich in die Sprache einschleichen würden, wenn es einem aus der Normandie, der Piccardie, Burgund, Provence erlaubt wäre, so zu schreiben wie er spricht; endlich, setzen sie hinzu, würden dadurch alle unsere Bibliotheken unnütz werden, und man würde alle vor der Neuerung

gedruck-

gedruckte Bücher aufs neue müssen lesen lernen. Der Unterschied, sagten sie, der sich zwischen unserer Orthographie und der Aussprache findet, ist in der englischen Sprache noch weit ansehnlicher. Es ist wahr, daß dieses unter allen bekannten Sprachen diejenige ist, wo dieser Unterschied am meisten in die Augen fällt. Die Engländer sprechen keinen von den fünf Vocalen, so wie andere Nationen aus. Ein Franzos, der ihre Sprache nicht verstünde, und einem Engländer z. E. i have, ich habe, vorläse, würde gar von ihm nicht verstanden werden. Diese Schwierigkeit, den Ton eines ieden Vocals, die verschiedenen Accente, und das Gezische in den Endsylben zu treffen, macht das englische in der Aussprache für einen Fremden überaus schwer. Es giebt viel Ausländer, die diese Sprache verstehen und lesen, aber sehr wenige, die sie reden, und im Stande sind, sich mit einem Engländer in ein Gespräch einzulassen.

Die eifrigen Vertheidiger der alten Orthographie sahen ihre Gründe als eine moralische Demonstration an; aber ihre Widersacher wollten sie nicht einmal als einen simpeln Beweiß gelten lassen. Sie widerlegten dieselben mehrentheils mit glücklichem Erfolg. Auf das, daß man die besten Bücher ins Feuer werfen müßte, weil sie durch die neue Orthographie unnütz gemacht würden, gaben sie zur Antwort, daß man sie nur aufs neue dürfte drucken lassen.

Dieser Streit verrieth übrigens auf beyden Seiten den hitzigen Caracter und die Grobheit gewis-

gewisser Schriftsteller; doch gab es auch einige die sich bescheiden darbey aufzuführen wußten, und an der Vereinigung beyder Partheyen arbeiteten. Der P. Büffier, Rollin und Restaut, giengen weislich die Mittelstraße. Sie mochten weder abergläubisch an der alten Gewohnheit kleben, noch sie grade zu und gänzlich verwerfen. Die Orthographie, deren sie sich bedienten, ist sehr vernünftig. Ein Fall, sagen sie, wo es lächerlich wäre, die alte Schreibart zu verändern, ist, wenn Worte einerley Klang, aber nicht einerley Bedeutung haben, als poids, poix, pois; ville, vile, welche alle von sehr verschiedener Bedeutung sind. Es ist gar keine Frage, ob man dem Auge einen Unterschied deutlich machen müsse, der dem Ohre nicht faßlich ist. Die sicherste Regel in Ansehung der Orthographie, die uns die verständigsten Schriftsteller geben, ist, daß man der gesunden Vernunft und der Gewohnheit zugleich folge. Diese Regel sagt alles, und verwirft alle Pedanterey und alles gezwungene Wesen.

Dieser Streit hätte, dem Ansehen nach, nicht lange dauern sollen. Um die Frage zu beantworten, hätte man ja nur unsere großen französischen Wörterbücher zu Rathe ziehen dürfen; ihre Orthographie hätte zum Muster dienen können: aber sie haben darinne selbst nicht einerley Art beobachtet.

Richelet hat bey verschiedenen Worten die Buchstaben weggeworfen, die nicht ausgesprochen werden. Er hat das kleine i an die Stelle des y

gesetzt;

gesetzt; ausgenommen in Wörtern, die griechischen Ursprungs sind; und darzu sind diese Veränderungen in den Auflagen, die man nach seinem Tode von seinem Wörterbuche gemacht hat, nicht einmal beybehalten worden. In den Dictionnairen des Füretiere, in dem Trevouischen und der französischen Academie hat man meistentheils die alte Orthographie beybehalten. Es ist nichts vernünftiger, als was man in der Vorrede zu diesem letzten Dictionnaire über den Streit der Orthographie wegen findet: „Die alte entwischt „uns alle Tage; und wie man sich keine Mühe „geben darf sie zu verwerfen, so darf man sichs „auch nicht so gar sehr angelegen seyn lassen, sie „beyzubehalten.„

Alle Arten von Veränderungen haben ihre Annehmlichkeiten. Eben so wie man die Orthographie größtentheils verändert hat, so hat man auch versucht, statt der gewöhnlichen Noten in der Music andere Zeichen einzuführen; diese Erfindung aber ist von dem Publico eben so wenig geachtet worden, als die Urheber derselben.

Wenn wir nun von der Orthographie auf die Aussprache kommen, so werden wir gleichfalls die Grammatiker getheilt sehen. Die Unmöglichkeit, zu wissen, wie man die meisten lateinischen Worte aussprechen müsse, und die Vorstellungen, die sich die neuen Lateiner davon machten, setzten ehemals die ganze Universität zu Paris und das königliche Collegium in Feuer und Flammen. Elende Zusammenschmierer einzelner Re-

densarten von einer Sprache, die man nicht ohne viel Mühe verstehen kann, gaben sich in der Aussprache für Orakel aus; sie, die sich mehr um Worte, als um Sachen bekümmerten. Aber der Unfehlbarkeit ohngeachtet, die sich ein ieder zuschrieb, waren sie doch unter einander selbst über die Aussprache der beyden Worte quisquis und quanquam nicht einig. Die Universität zu Paris wollte kiskis, kankam gesprochen haben. Einige Professoren des königlichen Collegii hingegen, die sich in der lateinischen Welt gern einen Namen machen wollten, waren der gegenseitigen Meynung, und behaupteten, daß man quisquis, quanquam sprechen müsse. Diese letzte Aussprache war damals etwas neues. Die Sorbonne hielt sie so wohl der Religion als dem Staate für gefährlich, und that alle in den Bann, die sich nicht nach der in den Schulen eingeführten Gewohnheit richten würden.

Die königlichen Professores lachten über dergleichen Censuren. Sie sprachen das Latein so aus, wie sie glaubten, daß es müsse gesprochen werden, und stifteten einen jungen Baccalaureus an, der für die neue Aussprache noch mehr eiferte als sie alle. Dieser Abt sprach den Befehlen der Sorbonne zum Trotz allenthalben quisquis und quanquam, und ward deßwegen sogleich vor die Gerichte der theologischen Facultät gefodert, welche ihm mit dem Verlust seiner Pfründe bestrafen wollte. Der Abt appellirte an das Parlament, und die Sache wäre bald für ihn schlimm

gelau=

gelaufen, wenn nicht die ganzen königlichen Professoren, welche Ehrenthalber den eifrigsten Vertheidiger ihrer Meynung nicht verdammen lassen durften, im Parlamente erschienen wären, und dem Hofe das ungerechte Verfahren der Sorbonne recht rednerisch vorgestellt hätten. Das Parlament sahe außer der Bitte auch auf den Stand der Bittenden; es setzte den Abt in alle seine Rechte wieder ein, und ließ einem ieden die Freyheit, das Latein so auszusprechen, wie er es für gut befand. Man erinnert sich darbey des Streits der Jesuiten mit der Universität über die Aussprache im Griechischen; ein Streit, der lange und heftig ist geführt worden, und noch nicht geendigt ist.

Ueber die Aussprache des Französischen ist noch weit mehr gestritten worden. Es entstehen darüber noch alle Tage Zänkereyen, und es giebt deren, die nicht leicht zu schlichten sind. Das beste Mittel, wenn man wissen will, woran man sich zu halten habe, ist, daß man auf die Quelle geht, und auf Leute am Hofe oder auf gelehrte Männer Achtung giebt. Ueberhaupt fehlt uns noch ein guter Tractat über die Prosodie, und der französischen Academie kommt es zu, uns einen zu geben, so bald sie ihr großes Wörterbuch wird geendigt haben. Alle Werke, die man bis iezt über diese Materie heraus gegeben hat, sind zu unvollständig und zu kurz. Das beste, was wir davon haben, ist das Werk des Abts d'Olivet; aber auch dieses ist nur ein kleiner Versuch.

Es ist lächerlich, daß gelehrte Leute den geringsten Fehler wider die griechische und lateinische Prosodie als ein Verbrechen ansehen, und doch in der französischen sich alles zu gut halten. Einem Weltmanne ist es noch weniger erlaubt, unwissend darinne zu seyn: eine gute Aussprache kündigt eine wohl erzogene Person an; bey einem Frauenzimmer nimmt sie eben so sehr, oder wohl noch mehr ein, als die Gestalt oder der Putz.

Die Uebersetzungen.

Die Art, die Schriftsteller und besonders die Poeten zu übersetzen, hat unter der arbeitsamen und oft sehr nützlichen Nation der Uebersetzer eine doppelte Ursache zum Streit gegeben.

Die erste Frage ist, ob eine Uebersetzung, wenn sie gut seyn und allen Lesern gefallen soll, buchstäblich oder frey seyn müsse. Diese Frage ist zu allen Zeiten aufgeworfen worden; man hat sie aber zu der unsrigen, bey Gelegenheit der Reisen des Gullivers, die der Abt Desfontaines übersetzt hat, aufs neue untersucht. Man weiß, daß er ein Mann von Geschmack und Einsicht war; er hat daher in dieser Uebersetzung beträchtliche Veränderungen gemacht, so wie auch in der Uebersetzung vom Lorenz Echard, Joseph Andrews u. s. w. Denn die englischen Romanschreiber

schreiber sind es hauptsächlich, bey welchen sich sehr viel verändern läßt, und besonders bey dem Doctor Swift, einem Originalautor voller Witz und Lebhaftigkeit, den man aber selbst in Engeland à low author, einen Autor nennt, der oft ins niedrige fällt.

Ein Mann von Genie, der einem der wichtigsten Posten des Staats vorgestanden hat, tadelte in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Versuche des Pope über die Critic und über den Menschen die Freyheit, die man sich mit dem Gulliver genommen hatte. Er schimpfte auf alle diejenigen, welche in ihren Uebersetzungen vom Originale abwichen, und wollte beweisen, daß man bey dem Buchstaben bleiben müsse; er unterstützte seine Meynung mit Beyspielen. Seine Uebersetzung des Versuchs über die Critic ist fast Wort für Wort gegen das Original, und daher der Uebersetzung, die der Abt Düresnel von eben diesem Werk in Versen gemacht hat, grade entgegen gesetzt.

Der Unterschied zwischen diesen beyden Uebersetzungen in Absicht auf die Treue, ist erstaunend; man sollte nicht glauben, daß es einerley Werk wäre. So sehr sich die eine bemüht, die ganze Stärke und den ganzen Nachdruck des Textes auszudrücken, so sehr sucht die andere denselben nach unserm Geschmacke einzurichten, und weniger zu unserm Unterrichte, als vielmehr für unser Vergnügen zu arbeiten. Der Abt Düresnel schickte ein Exemplar von seiner Uebersetzung an den engli-

schen Despreaux, der aber gar nicht damit zufrieden war, und es nicht der Mühe werth hielt darauf zu antworten. Pope glaubte ganz verunstaltet zu seyn. Es ist unterdessen gewiß, daß schöne und sehr viel sagende Verse in dieser Uebersetzung mit unter angetroffen werden. Das Mißvergnügen des Pope war aber auch nicht der einzige Verdruß, den sich der Abt mit seiner Uebersetzung zuzog; man machte ihm noch vielerley andere Händel, die ihn verhindert haben, eine neue verbesserte Ausgabe von seinem Werke zu besorgen.

Der Uebersetzer der **Reisen des Gulliver**, der sich von dem Uebersetzer des **Versuchs über die Critic** angegriffen sahe, war auf seine Vertheidigung bedacht, und legte seinen Unwillen deutlich an den Tag; man kann den Beweiß davon in seinen Blättern sehen. Da er die Uebersetzung in Prosa und die in Versen gegen einander hielt, so zog er diese jener in allem weit vor. Er fand an der ersten nichts als eine elende Copie eines sehr guten Originals. Er nahm daher Gelegenheit, seine Gedanken über die Freyheit, und die Art von Kühnheit, die ein ieder Uebersetzer haben soll, zu sagen.

Nach seiner Meynung sollen die Schönheiten, die nach dem Geschmacke aller Nationen sind, beybehalten werden; er hält es aber nicht für nöthig in Ansehung gewisser anderer Schönheiten, die nur an einem oder dem andern Orte schön sind; er rechnet darunter die Anspielungen auf beson-

besondere Gebräuche, welche nicht allen Lesern verständlich sind, und daher öfters zu abgeschmackten Räthseln werden. In diesem Fall räth er andere und bekanntere Anspielungen zu gebrauchen, ingleichen die übertriebenen Gedanken bisweilen zu mildern, die langweiligen Erzählungen abzukürzen, richtigere und edlere Gleichnisse an die Stelle der gezwungenen zu setzen, und von diesen Veränderungen allemal das Publicum zu benachrichtigen. Er spottet über diejenigen Uebersetzer, die unter dem Vorwande, einem Original seine natürliche Gestalt zu erhalten, den Nachdruck, die Zierlichkeit und die Deutlichkeit einer lächerlichen Treue aufopfern: „Man thut nichts anders, sagt „er, als was ein Schüler thut, der erst zu übersetzen anfängt, wenn man blos französische Worte „an die Stelle der Worte aus einer andern Sprache setzt. Und was hindert, fährt er fort, daß „man nicht zugleich zierlich und treu seyn könne?„

Der Uebersetzer in Prosa, ein geschworner Feind aller freyen Uebersetzungen, behauptete, daß man, aus Furcht, nicht genau und buchstäblich genug zu seyn, **die Worte den Sachen aufopfern** müsse. Nichts ist wahrer als dieses, antwortete der Abt Desfontaines, aber die Folgen davon sind gefährlich. Man verfehlt öfters den Sinn, wenn man blos nach dem Buchstaben übersetzt: so daß anstatt die Worte den Sachen aufzuopfern, man nicht selten die Sachen den Worten aufopfert. Die Ursache ist, daß man, wenn man die Worte, oder auch den Hauptver-

stand ausdrückt, nicht eben allemal die Neben-Ideen faßt, auf welchen doch alle Kunst und Schönheit eines Werks beruhet.

Der Graf von Roscommont wirft in seinem Gedichte über die Art zu übersetzen, den Uebersetzern unserer Nation vor, daß sie nichts als langweilige und frostige Umschreiber wären: „Ein „Zug, sagt er, ein Gedanke, den wir in einer einzigen Zeile sagen, würde einem Franzosen Stoff „zu ganzen Seiten geben.„ Die Umschreibungen sind die gemeinen Fehler aller Uebersetzer. Man führte diese Meynung des Grafen von Roscommont mit großem Frohlocken an, weil sie den buchstäblichen Uebersetzungen das Wort redet. Die Anhänger freyer Uebersetzungen aber kehrten sich daran nicht, und setzten dem Ansehen des Grafen den Ausspruch der Madame Dacier entgegen, welche eine sclavische und buchstäbliche Uebersetzung so beschreibt: „Sie ist nichts als ei„ne elende Nachahmung, welche durch eine allzu „gewissenhafte Treue sehr ungetreu wird: um den „Buchstaben zu erhalten, tödtet sie den Geist, und „dieses ist allemal das Werk eines frostigen und „trockenen Genies.„

Wenn man allzu genau seyn will, setzten sie hinzu, so wird man matt und trocken; man verfällt in eine Schreibart, die mehrentheils verworren und gezwungen heraus kommt. Ein ieder Uebersetzer steht zwar, so zu sagen, unter einem Herrn, welcher sein Autor ist: „aber dieser Herr „muß keine morgenländische und despotische Ge„walt

„walt über ihn ausüben, oder ihm wie einem Scla„ven Ketten anlegen. Die einzige Pflicht dieses „letztern ist, seinem Herrn stets zu folgen; aber „bisweilen in einer gewissen Entfernung; er er„weist ihm durch diese Art der Freyheit, die er „sich heraus nimmt, sogar eine Ehre. Er würde „einen sehr gezwungenen Gang annehmen, wenn „er ihm allzu ängstlich auf dem Fuße nachfolgen „wollte; seine furchtsamen Schritte, und alle sei„ne ungeschickten Wendungen würden zu schimpf„lichen Verräthern seiner niederträchtigen Scla„verey werden.„

Unsere Uebersetzungen sind fast alle schlecht, und man hört von sehr wenigen noch etwas erwähnen, weil man zwischen einer ängstlichen Genauigkeit und einer anständigen Freyheit die gehörige Mittelstraße nicht zu treffen gewußt hat. Die Uebersetzungen des Amiot sind ihrer muntern und fließenden Schreibart wegen lange Zeit gesucht worden. Man rechnet noch unter die guten, die Briefe des Plinius, die der Advocat Sacy übersetzt hat; die Briefe des Cicero an den Atticus vom Abt Mongaut; den Virgil vom Desfontaines; den Antilucrez vom Herrn von Bougainville; das Leben des Agricola und die Sitten der Deutschen vom Abt de la Bletterie. Außer diesen haben sich die Präsidenten Cousin und Bouhier, der Abt Prevot und d'Olivet durch Uebersetzungen berühmt gemacht. Diese kleine Anzahl von Uebersetzern hat Treue, Zierlichkeit und Hoheit mit einander zu vereinigen gesucht. Es ist

zu wünschen, daß die großen Geschichtschreiber der Griechen und Römer durch eine ihrer Größe würdige Feder übersetzt werden mögen. Wir erwarten einen Theil dieses Vergnügens von dem Verfasser des **Lebens des Julians** mit Ungeduld. Man wünscht durch ihn den Tacitus aufgestellt zu sehen, diesen Geschichtschreiber, der die falsche, herrschsüchtige, verstellte und grausame Seele des Tiberius, des abscheulichsten Betrügers, des wahren Musters eines Cromwells, so wohl geschildert hat; diesen Geschichtschreiber, der den Caracter der Römer so wohl getroffen; der zu beweisen sucht, daß alles, was in dem Rathe und bey dem Tiberius geschah, nichts als ein Gewebe von Schandthaten war; diesen Geschichtschreiber, bey dem man Ordnung und Zusammenhang, starke Reflexionen, tiefe Einsichten, und eine wunderbare Gabe zu malen findet.

Ein guter Uebersetzer muß seinen eigenen Plan haben. Der große Fehler von allen ist, daß sie blindlings fortschreiten, und die Sachen nicht nach einem interessanten Gesichtspuncte zurück zu führen wissen. Dieß ist vornehmlich die Ursache, warum man den d'Ablancourt nicht mehr liest, der doch so lange Zeit für **die Perle der Uebersetzer** ist gehalten worden. Man macht aus seiner Uebersetzung des Tacitus nichts mehr, welche man insgemein die **schöne Ungetreue** nannte. La Houssaye ist ein frostiger, kindischer und ermüdender Schwätzer. Wie langweilig, wie unrichtig, wie ungeziemend nachläßig ist die

Schreib-

Schreibart beym Crevier! es scheint, als ob er die Stellen des Tacitus, die er übersetzt hat, habe lächerlich machen wollen. Man beschwert sich ebenfalls über den Herrn d'Alembert, daß er nicht getreu genug ist; daß er nur Stückweise übersetzt haben will; daß er dem Tacitus vorwirft, als ob er läppische Dinge sage, wenn er z. E. „das „rothe Gesicht des Domitians dem blassen Ge„sichte der Unglücklichen, die man in seiner Ge„genwart hinrichtete, entgegen stellt, und die An„merkung dabey macht, daß diese Röthe, welche „natürlich war, das Gesicht des Tyrannen zu kei„ner Schaamröthe habe kommen lassen.„ Dieser Umstand bringt dem Geschichtschreiber, diesem Maler des menschlichen Herzens, keinen Nachtheil; er macht vielmehr das Gemälde so vieler unschuldigen Schlachtopfer und der grausamen Seele des Tyrannen, der sie vor seinen Augen ermorden sieht, noch gräßlicher. Die Bewunderer des Tacitus sind in Ansehung der Stelle selbst mit dem Herrn d'Alembert nicht zufrieden; sie sagen, daß der römische Geschichtschreiber alles im großen gezeichnet habe.

Wir wollen nun zu dem Streite über die Art wie man die Dichter übersetzen müsse, fortgehen. Muß man es in Versen, oder in Prosa thun, um alle Schönheiten derselben nachzuahmen?

Der berühmte Präsident Bouhier, dieser Gelehrte von einem so feinen und richtigen Geschmacke, hält es mit den Uebersetzungen in Versen. Er meynt, daß die in Prosa nicht so wohl zum

Vergnügen der Leser, als vielmehr zur Erklärung des Textes gemacht würden; er läugnet, daß man bey der sclavischen Genauigkeit, die sie verlangen, alle Schönheiten der Poesie ausdrücken könne; da hingegen, wie er sagt, jene glückliche Kühnheit, die Seele guter Verse, dem Uebersetzer allemal vortheilhaft ist. Der Präsident Bouhier hat das Beyspiel der benachbarten Völker für sich. Homer ist vom **Salvini**, Theocrit vom **Ricolotti**, Anacreon von verschiedenen guten Federn, Virgil vom **Annibal Caro**, Ovid vom **Angvillara** sehr glücklich in italienische Verse übersetzt worden. Auch die Engeländer sind in poetischen Uebersetzungen glücklich gewesen: der Homer des **Pope**, der Virgil und Juvenal des **Dryden**, der Lucrez des **Creech** sind bekannt genug.

Diesem allen setzten die Vertheidiger prosaischer Uebersetzungen den schlechten Erfolg unserer poetischen Uebersetzungen entgegen; sie führten den Virgil des **Segrais** an; die Oden des Horaz vom Abt **Pellegrin**; die Heldenbriefe und Elegien des Ovids vom **Thomas Corneille**, vom Abt **Barrin** und vom **Richer**, der in seinen Fabeln noch glücklicher gewesen ist; die Verwandelungen ebendesselben vom **Benserade**; den Lucan des **Brebeuf**. Sie setzten diese reimenden Copisten alle mit einander in die niedrigste Classe der Schriftsteller, und hielten sie für die grausamsten Verwüster der Wahrheit und der Originalschönheiten. Sie zogen ihnen ohne Bedenken die Unwissenheit und Mattigkeit des Marolle

rolle und Martignac, die Ausschweifungen des Catrou, die Versehen des Saint-Remi, das frostige Wesen des Bellegarde und Tarteron, das gezwungene des Dacier, den schwülstigen und systematischen Ton des Sanadon, die Unrichtigkeit und das Gewäsche des Abts Banier vor. Uebersetzung gegen Uebersetzung wollten sie sich lieber eine Stümperey in Prosa als in Versen gefallen lassen.

Der poetische Uebersetzer des petronischen Gedichts vom bürgerlichen Kriege, des Pervigilium Veneris und des vierten Buchs der Aeneis hatte bisher seine Gedanken nur überhaupt gesagt. Aber nun erklärte er sie ausführlicher in einer Vorrede, die er eben diesem Buche vorsetzte.

Der Abt Desfontaines war eben damals entschlossen, die ganzen Werke des Virgils zu übersetzen, und hoffte, daß seine Uebersetzung alle andern an Richtigkeit, Genauigkeit, Zierlichkeit und Deutlichkeit übertreffen würde. Desfontaines hatte aber dabey zu besorgen, daß seine vieljährige Arbeit vergebens sey, wenn die Meynung des Präsidenten Bouhier statt fände. Er konnte sich schmeicheln, eben so gut in Prosa zu schreiben, als der Präsident in Versen; er ermangelte daher auch nicht, in einem seiner Blätter gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was dieser in seiner Vorrede und an andern Orten gesagt hatte. Die Gelegenheit darzu gab ihm die neue Uebersetzung des Petronius, dieses von Satyre und Ausschweifungen erhitzten Hofmannes, oder besser zu sagen,

die-

dieses aufgeblasenen Schulfuchses, der den Hof nur vom Hörensagen kannte.

Die Anmerkungen, die unser Criticus machte, waren unterdeß sehr bescheiden und höflich eingerichtet; er schrieb aber nach der Zeit mit mehr Feuer und Strenge eine Abhandlung über die Uebersetzung der Poeten, die er seinem Virgil vorsetzte. „Die Prosa, sagt er, kann die Schönheiten der Poesie nur unvollkommen ausdrücken; „es fehlt ihr nemlich der Wohlklang und das Abgemessene der Verse. Außer diesem aber kann „sie alle Schönheiten vollkommen ausdrücken, alle „Bilder nachzeichnen und allen Wohlklang durch „eine andere Art von Wohlklange, der ihr eigen „und in seiner Art eben so viel werth ist, als der „in der Poesie, ersetzen.„ Er behauptet, daß der Uebersetzer in Versen und der in Prosa, an einerley Gesetze gebunden sind; daß sie beyde getreu seyn müssen; daß es eben so lächerlich ist, den einen sich in die Höhe schwingen und sein Original aus den Augen verlieren, als den andern sclavisch kriechen, und statt einer Uebersetzung eine ekelhafte und buchstäbliche Glosse verfertigen zu sehen.

Der P. Sanadon ist der Meynung, daß man sehr glücklich in Prosa übersetzen könne. Er erklärt sich darüber deutlich in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Werke des Horaz. Der Abt Desfontaines vergaß nicht sich auf dieses Zeugniß zu berufen, und führte die Worte des Jesuiten an: „Eine Uebersetzung in Versen muß

„noth-

„nothwendig öfters das wesentliche den zufälligen „aufopfern, und die Gedanken und Ausdrücke des „Autors verändern, um nur gut zu versificiren.„ Auf der andern Seite aber konnte sich der Präsident Bouhier wieder auf den Jesuiten Tarteron berufen, welcher die Satyren, die Briefe und die Dichtkunst des Horaz übersetzt hatte, sich aber wegen der Oden in zwanzig Jahren nicht entschließen konnte, weil er glaubte, daß sie nicht gut in Versen übersetzt werden könnten.

Alles dieses ward auf beyden Seiten mit so viel Bescheidenheit und Achtung gegen einander vorgebracht, die man unter gelehrten Leuten, welche in ihren Meynungen getheilt sind, sehr selten findet. „Das was mich am meisten furchtsam „macht, schrieb der Präsident Bouhier wider seinen Gegner, ist die Vergleichung ihrer vortref„lichen Uebersetzung des Virgils, wovon sie uns „einige Proben vorgelegt haben, mit meiner „schwachen Poesie.„ Dieser antwortete auf dieses Compliment durch andere Complimente, die für den Präsidenten eben so schmeichelhaft waren. Der Abt räumte ihm alles ein, was nicht seiner Meynung schnurstracks entgegen war. Er sagte, daß wenn er behaupte, daß man die Poeten in Prosa übersetzen müsse, er nur von langen Gedichten rede, wo es unmöglich ist, vom Anfange bis ans Ende in einem gleich poetischen Tone und gleich getreu zu bleiben. Er beruft sich auf eine Erfahrung, die ihm außer Streite zu seyn scheint, daß man nemlich, ohne verdrüßlich zu werden, nicht

nicht über eine halbe Stunde in einem Werke, das in französischen Versen, und besonders in alexandrinischen geschrieben ist, lesen könne, so schön es auch an sich selbst seyn möchte. Der Abt Trüblet, ein übertriebener Bewunderer einiger Schriftsteller, die in der Prosa glücklicher als in Versen sind, sagt beynahe eben dasselbe. Diese Sprache schickt sich nur für die schlechten Versificateurs, und diejenigen, welchen es an Begeisterung und vielleicht am Geschmacke fehlt, um die Reize der schönen Poesie zu fühlen. „Welches in der Mu„sic unersättliche Ohr, setzt der Abt Desfontaines „hinzu, könnte wohl eine ganze Oper bis ans En„de mit anhören, welche beständig in einem Tacte „fortgienge, und wovon ieder Tact aus vier glei„chen Noten bestünde?„

Er gesteht indeß, daß in Ansehung der kleinern Stücke, z. E. der Eclogen, der Idyllen, der Elegien, der Sinngedichte u. s. w. dieser Grund von keiner Gültigkeit sey.

Der Herr d'Alembert verwirft in seinen Anmerkungen über die Kunst zu übersetzen, die Uebersetzungen in Prosa ebenfalls. Er sagt, daß ein griechischer oder lateinischer Dichter gar nicht mehr kenntlich sey, wenn man ihn seiner vornehmsten Zierde, des Sylbenmaßes und der Harmonie beraubt; daß zwar das neue Kleid, das man ihm geben kann, sehr schön seyn könne, es sey aber doch nicht das seinige; daß man ihn zwar nachahmen, aber nie in seiner natürlichen Gestalt vorstellen könne; daß unsere

Poesie

Poesie mit ihren Reimen, ihren einander stets gleichen Zeilen, mit ihrem einförmigen Sylbenmaaße, und wenn man es sagen darf, mit ihrer Monotonie, nicht im Stande sey, die abwechselnde Cadenz der alten Poesie nachzuahmen; daß man endlich ihre Sprachen erlernen müsse, wenn man ihre Poeten kennen will. Dieser Verfasser macht ohne Zweifel eben die Ausnahme, die der Abt Desfontaines macht. Es wäre in der That auch sehr unbillig, wenn man die poetischen Uebersetzungen kleinerer Stücke verwerfen wollte. Man hat in dieser Art mancherley artiges aufzuweisen. Der Präsident Bouhier selbst hat verschiedene aus dem Griechischen und Lateinischen, mit aller möglichen Feinheit, übersetzt. Es giebt gewisse kleine Stücke in einem erhabenen Tone, wo man nicht allein Verse brauchen kann, sondern nothwendig brauchen muß. Der große Rousseau und le Franc haben verschiedene von der Art übersetzt: würden sie eben so sehr gefallen, wenn sie in Prosa wären?

Der lehrreiche Streit zwischen dem Abt Desfontaines und dem Präsidenten Bouhiers erreichte nunmehr seine Endschaft. Der Tod nahm diesen letztern im Jahr 1746 hinweg, und der Herr von Voltaire, der seine Stelle in der französischen Academie erhielt, erwähnte in seiner Antrittsrede diesen Streit seines Vorgängers über die Uebersetzung der Poeten, und gab ihm gewonnene Sache. Er behauptete, eben so wie sein berühmter Vorfahr, daß Poeten nur von Poeten übersetzt wer-

werden müßten. Er zeigte, daß es nothwendig, aber zugleich auch schwer sey. Der Unterschied des Genies der Sprachen, sagt er, macht, daß die großen Dichter des Alterthums bey unsern Nachbarn so glücklich, und bey den Franzosen so lächerlich in Verse übersetzt worden sind. Die französische Sprache will sich nicht bis zu gewissen kleinen Dingen herunter lassen; sie fürchtet ekelhaft zu werden, (so sehr sind wir verzärtelte Sybariten) wenn sie die Werkzeuge der Feldarbeit und der mechanischen Künste nennen soll. In der Sprache des **Dante**, des **Lopez de Vega**, des **Shakespear** hingegen ist kein Wort, das man nicht, nach dem Muster der Alten, mit einer Art von Anständigkeit sagen könnte.

Wenn wir gewissen verständigen Männern glauben, so ist kein Poet, den man nicht eben so gut in Prosa als in Versen übersetzen könnte; es kommt alles auf das Talent des Uebersetzers an. Wenn ein Racine oder Despreaux, und der beste prosaische Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts, einander zum Troß, den Virgil oder Horaz in unsere Sprache umgekleidet hätten, würden nicht beyde Uebersetzungen einander die Waage gehalten, und eine iede in ihrer Art einen gleichen Grad von Schönheit gehabt haben?

Man muß, wenn es uns an guten Uebersetzungen fehlt, die Schuld auf die Ungeschicklichkeit derer schieben, die uns insgemein damit versehen. Es giebt unter ihnen Leute, die das Französische eben so wenig als das Latein verstehen; Reimschmiede,

schmiede, die allen vernünftigen Leuten zum Ekel und Abscheu sind; Schriftsteller, die von der Feder leben, Bücher über Bücher schreiben, nicht um Ehre, sondern um Brod zu erwerben. Der Abt Desfontaines sagt von seiner Uebersetzung des Virgils, daß keine Zeile sey, die er nicht mit eben so viel Mühe und Fleiß bearbeitet habe, als Despreaux seine Verse. Es hat einen geschickten Uebersetzer gegeben, der über einer einzigen Redensart seines Originals zween ganzer Tage zubrachte; aber dergleichen Uebersetzer sind selten. Der gemeine Haufe derselben bildet sich nicht ein, daß Arbeit und Genie darzu erfodert werde. Ehe man ein Uebersetzer wird, muß man erst selbst Autor seyn. Uebersetzen, heißt zum zweytenmal schaffen, und ohne Unterlaß mit seinem Originale kämpfen.

Die andere Ursache, daß es uns an guten Uebersetzern fehlt, ist, daß man von ihrer Beschäfftigung eine allzu geringe Meynung heget. In Italien, in Engeland werden vortreffliche Copisten unter den Malern und Gelehrten den Originalen gleich geschätzt: aber in Frankreich würde man von einem Copisten in der Malerey, so wie in allen andern Dingen, glauben, daß er kein Genie habe. Es giebt wenige von unsern schönen Geistern, die es nicht für eine Beleidigung aufnehmen würden, wenn man ihnen diesen oder jenen großen Meister zur Nachahmung vorschlüge.

Alle mögliche Arten zu übersetzen müssen indessen in einem einzigen Puncte zusammen kommen:

men: Man muß nemlich eine Uebersetzung unaufgehalten fort, mit Vergnügen, ohne an den Text zu denken, und so lesen können, daß man ein schönes Original zu lesen glaubt. Man wird es aber nie so weit bringen, wenn man sich nicht bemüht, seinen Autor so reden zu lassen, als er selbst in der Sprache des Uebersetzers geredet haben würde.

Die Schreibart.

Unter allen Streitigkeiten der Gelehrten sind vielleicht diejenigen, welche die Schreibart betreffen, die wichtigsten. Sie ist es, welche den Ruhm großer Schriftsteller entscheidet, wenn sie sich mit erhabenen Gedanken, edlen Gesinnungen, richtigen und starken Urtheilen, einer schönen und glänzenden Einbildungskraft vereinigt befindet. Sie ist es, welche die große Kluft zwischen ihnen und den mittelmäßigen Schriftstellern verursacht. Die Menschen denken und empfinden beynahe auf einerley Art: aber die Art Gedanken zu entwickeln und auszudrücken, macht den Mann von Genie. Dieses Verdienst, in welchem vornehmlich die Kunst zu schreiben besteht, hat allein das Siegel der Unsterblichkeit dem Ruhme eines Demosthenes, Cicero, Bossuet und Pascal aufgedrückt. Sie werden weniger der Sachen wegen, die sie sagen, als vielmehr der Art wegen, mit

wel-

welcher sie sie sagen, gelesen. Diese Streitigkeiten über die Schreibart können, wegen der gegenseitigen, mit viel Ueberlegung gemachten Einwürfe, eben so belehrend als nützlich werden, und den Weg zeigen, auf welchem man am sichersten zu einer guten Schreibart gelangt.

In lateinischer Sprache.

Man stritt im sechzehnten Jahrhunderte mit großer Heftigkeit sich über die Schreibart des Cicero herum. Die Gelehrten jenseits der Gebirge, die sich in dieselbe verliebt hatten, behaupteten, daß ein guter Lateiner keine andere, als die Sprache des Cicero reden müsse, und daß alle andern Barbaren wären. Sie schlossen so gar so viel große Genies nicht davon aus, die zu ihrer Zeit die Bewunderung des alten Roms waren, und noch iezt von Liebhabern der lateinischen Sprache mit Vergnügen gelesen werden. Plautus, Terenz, Sallustius, Titus Livius, Cäsar, diese unsterblichen Schriftsteller, denen die lateinische Sprache so viel Verbindlichkeit hat, und welche sie mit so viel Schönheiten bereichert haben, wurden nicht gewürdigt Muster in derselben abzugeben. Diese Gelehrten machten es zur Regel, daß künftig alle lateinischen Redner sich nach dem Cicero ganz allein gebildet haben sollten.

Ein so widersinnisches Vorurtheil brachte fast das ganze übrige gelehrte Europa in Aufruhr. Man fürchtete die traurigsten Folgen einer solchen Meynung, und man hörte auf allen Seiten nichts als Klagen. Die lateinischen Gelehrten in Engeland, Deutschland und Frankreich verbanden sich wider die in Italien. Man machte sich wider den Cicero und seine Schreibart auf, und behauptete, daß es nichts weniger als barbarisch sey, wenn man anders als er schriebe.

Der berühmte Erasmus, der witzigste Kopf seiner Zeit, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften, ein unversöhnlicher Feind des abgeschmackten Schulgewäsches, und der Vater der wahren Philosophie, befand sich an der Spitze der verbundenen Gelehrten. Ob er gleich ein aufrichtiger Freund, ein guter Bürger war, so hatte er doch viele Feinde, weil er sein ganzes Leben hindurch die Thoren bekriegte; er war außerdem sehr nachgebend, und sehr wenig aufgelegt in Schwärmerey der Religion, des Stolzes oder des Glücks zu verfallen. Der Pabst Paul III bot ihm den Cardinalshut an, so wie Leo X. denselben dem Raphael angeboten hatte: er schlug ihn aber aus. Erasmus hatte sich von seiner frühen Jugend an mit den besten Schriftstellern der Zeiten des Augustus bekannt gemacht; er hatte den Terenz und den Horaz auswendig gelernt. Durch diese Mühe, mit welcher er die besten Blumen der Latinität sammelte, brachte er es endlich so weit, daß er selbst sehr deutlich, zierlich und angenehm schrieb,

schrieb, besonders in seinen **Gesprächen** und in seinem **Lobe der Narrheit.** Er schrieb auch stark und nachdrücklich, um die Schreibarten zu vertheidigen, die von dem Styl des römischen Redners abwichen.

Er gab sich mit dem Werke, zu welchem ihn sein Eifer trieb, um so viel mehr Mühe, da seine Ehre darauf beruhete. Der Titel desselben ist: **Der Ciceronianer, oder von der besten Art der Beredsamkeit.** a) Die Gründe, mit welchen er die Verschiedenheit der Schreibart entschuldigt, sind unumstößlich. Es ist auch in der That eben so lächerlich, die Schriftsteller auf eine einzige Schreibart einschränken zu wollen, als es lächerlich seyn würde, von allen Malern einerley Art zu verlangen, und daß sich alle Menschen auf einerley Weise kleiden sollten. Man kann sehr verschieden, und doch dabey sehr gut sprechen. Ein ieder hat seinen Ton, seinen Caracter, und das Genie zeigt sich gern auf verschiedenen Seiten. Warum, sagt Erasmus, soll man alles beym Cicero anbeten, bis so gar auf seine Fehler, seine Ausdehnungen, seine Digreßionen und seine unzähligen Wiederholungen, seine hochtrabenden Redensarten, seine übertriebenen und bis zum Ekel schönen Declamationen, seinen ewigen Egoismus, diesen Ueberfluß und zugleich Unfruchtbarkeit des Genies, wodurch er alle Arten, in

a) Ciceronianus, sive de optimo dicendi genere.

welchen er schreibt, vermengt und für eine einzige ansieht? Er behandelt alles mit einerley Enthusiasmus; er steht immer auf der Rednerbühne, ist immer Orator, selbst da, wo er nur Philosoph, nur Kunstrichter seyn sollte, so wie in seinen Werken über die **Moral**, über die **Natur der Götter**, und in seinen **Lehrbüchern der Beredsamkeit**.

So strenge Erasmus auch die Werke des Cicero tadelte, so fühlte er doch besser als iemand die Schönheiten, mit denen sie angefüllt sind, und niemand konnte sie deutlicher zeigen, als er. Er wollte aber nicht, daß man sich davon blenden lassen, und ihrentwegen die Feler ganz übersehen sollte, von denen sie begleitet werden, oder daß man alle guten lateinischen Schriftsteller neben ihnen verachten sollte.

Sein Buch machte indeß in Italien viel Lärm; die ganze ciceronianische Secte gerieth in Aufruhr. Sie sahe sich nach einem Manne um, der eine solche Beleidigung zu rächen im Stande wäre, und der dem Gegenstande ihrer Bewunderung diejenige Gerechtigkeit verschaffte, die sie ihm schuldig zu seyn glaubte.

Cäsar Scaliger trat auf und erbot sich, den Erasmus, wegen der Wahrheiten, die er zu sagen sich unterstanden, zur Reue zu zwingen. Niemand war auch geschickter, die gesuchte Rache auszuüben, als Scaliger. Es hatte dieser Schriftsteller den Ruhm, daß er alle seine gelehrten Mitbrüder nicht so wohl im Griechischen und Lateinischen, ob

er

er gleich beyde Sprachen sehr gut verstand, als vielmehr in Grobheiten, in einer lächerlichen Eigenliebe, in Großsprechereyen von allerley Art, in Neid und Zanksucht, in der Neigung zu Lästerungen, Satyren und Pasquillen überträfe. Gesetze in der gelehrten Republic vorzuschreiben, war seine Hauptleidenschaft. Er nahm stets eine wichtige Mine und einen entscheidenden Ton an. Er setzte zur Vertheidigung des Cicero eine absonderliche Rede auf, wo er nebst den Lobsprüchen, die er dem Vater der Beredsamkeit macht, die erschrecklichsten Schmähungen gegen seinen Widersacher vorbringt. „Scaliger, sagt Bayle, warf „allen möglichen Unflath dem Erasmus über den „Hals; hundertmal nannte er ihn einen Besoffe„nen, und behauptete, daß er in der Druckerey des „Aldus Manutius, wo er sein Brod als Corrector „verdiene, aus Besoffenheit eine Menge Druck„fehler gar nicht gewahr würde und stehen ließe. „Er schrie und schmälte, mit einem Worte, eben „so sehr als Cicero, da er eine erschreckliche Ver„schwörung wider den Staat entdeckte.„

Diese Rede erschien im Jahr 1531, und bald folgte eine andere in gleichem Geschmacke nach. Erasmus wird darinne der Sohn eines Priesters und einer liederlichen Frauensperson genannt. Es wird ihm vorgeworfen, daß er gar nicht wisse, was Schreibart sey; da er doch zu seiner Zeit der beste lateinische Schriftsteller war. Erasmus verachtete anfänglich diese beyden Schmähschriften, wie es auch billig war; aber nach der Zeit fieng er an

sehr empfindlich darüber zu werden. Seine Freunde unterdrückten, um ihn zu trösten, alle Exemplare, die sie habhaft werden konnten; sie stellten ihm vor, daß Scaliger ihn nicht so wohl zu demüthigen, als vielmehr seiner Frau und seinen Kindern durch seine Satyren den benöthigten Unterhalt zu verschaffen suche: es half aber nichts; Erasmus ward nur noch mehr aufgebracht. „Kann „er nicht betteln gehen, antwortete er seinen Freun„den, oder kann er nicht seine Frau für Geld an „andere überlassen? Ich halte dieses Verbrechen „für erträglicher, als wenn man den Nächsten „seiner Ehre beraubt.„

Erasmus starb für Verdruß zu Basel den 12 Julius 1536. Er war zu Rotterdam im Jahr 1467 gebohren. Seine Geburt ist stets für verdächtig gehalten worden, und die Feinde desselben haben daher Gelegenheit genommen, viel lächerliche Dinge zu erzählen. Man sieht noch zu Basel in einem Cabinette seinen Ring, sein Petschaft, seinen Degen, sein Messer, sein mit eigener Hand geschriebenes Testament, sein Bildniß von dem berühmten Holbein, mit einem Sinngedicht a) vom Theodor Beza. Erasmus ist auf dem Bilde nur

a) Ingens ingentem quem personat orbis Erasmum,
Hic tibi dimidium picta tabella refert.
At cur non totum? Mirari desine, lector;
Integra nam totum terra nec ipsa capit.

nur die Helfte vorgestellt, und dieser Umstand ist zum Verstande des Sinngedichts nöthig.

Julius Scaliger, der mit der Rache, die er an seinen Feinden ausübte, gern Parade machte, glaubte, daß der Tod eines Erasmus ihm eine neue Hochachtung erwerben würde. Auf eben die Art hatte er schon mit dem Schwerdt der Satyre den **Hieronymus Cardanus** ums Leben gebracht. Doch hatte er sich gestellt, als ob ihm der Tod desselben leid thäte, und eben so stellte er sich auch gegen den Erasmus. Er that, als ob er den Verlust, den die Wissenschaften durch den Tod dieses Mannes erlitten, beklagte.

Die ciceronianische Secte triumphirte nunmehr, da das Haupt der Gegenparthey abgeschlagen war. Ihre Meynung fieng an sich überall einzuschleichen. Da sie bisher nur auf Italien eingeschränkt gewesen war, so fieng sie nunmehr an auch andere Staaten, und besonders Frankreich zu gewinnen. Muretus, Longueil, Cossart, Jouvenci haben den Numerus und die Perioden der ciceronianischen Schreibart angenommen. Man siehet aus den Werken der größten Lateiner des vergangenen Jahrhunderts, daß diese Schreibart am meisten nachgeahmt worden ist. Man hielt so gar alles für gesucht und unnatürlich, was nicht in diesem Geschmacke geschrieben war.

Es wäre um die anticiceronianische Parthey gethan gewesen, wenn sich nicht ein Mann gezeigt hätte, der ihr wieder aufhalf, und ihr so gar einen Glanz verschaffte, den sie bisher nicht gehabt hatte; ein

ein Mann, der außer einer untadelhaften Frömmigkeit noch das Verdienst eines wahrhaftig schönen Geistes besaß; der nicht, man muß es gestehen, so rein und zierlich schrieb, als unsere guten lateinischen Redner, der sich aber zu einer weit lebhaftern und sinnreichern Schreibart gewöhnt hatte, welche ihm ein Seneca und Plinius würden beneidet haben, aus denen er doch nicht viel machte. Als er eines Tages den Panegyricus auf den Trajan zu lesen angefangen hatte, warf er mitten im Lesen das Buch für Unwillen auf die Erde. Dieß ist ein Umstand, den wir von einem Freunde des P. Poree erfahren haben. Dieser berühmte Redner hatte nach reiflicher Ueberlegung diejenige Art der Beredsamkeit ergriffen, die ihn so sehr von andern unterscheidet. Er glaubte, daß sie sich besser zu academischen Discursen schicke, daß sie den Geist junger Leute mehr schärfe, mehr ihre Einbildungskraft anspanne, und ihnen eine bessere Construction ihrer Redensarten, eine richtigere Symmetrie ihrer Ausdrücke lehre. Er fürchtete, daß seine Schüler, wenn er sie zu einer vollen und starken Schreibart gewöhnen wollte, in den Fehler des weitschweifigen und declamatorischen verfallen möchten; Fehler, welche man sehr oft bey den Ciceronianern antrifft. Seine Reden sind voller Gallicismen, und er sagte zur Entschuldigung derselben, daß er französischen Zuhörern habe verständlich seyn und gefallen wollen, für welche, ohne dieses Mittel, lateinische Worte nichts als unangenehme Töne gewesen seyn würden.

Man

Man muß unterdessen gestehen, daß, wenn der ernsthafte, periodische und zusammenhängende Styl seine Fehler hat, der entgegengesetzte glänzende, abgebrochene, epigrammatische vielleicht noch größere habe. Der eine verleitet zum Wortgepränge, der andere aber zu frostigen Antithesen, niedrigen Metaphern, gedrechselten Wendungen, zur Affectation und zu kindischen Spielwerken. Der P. Poree ward eines Tages mitten in einer Rede unterbrochen, durch einen Mann, der von seinem Sitze auffuhr und rief: **Es ist aus mit der lateinischen Sprache in Frankreich.**

So viel auch wider die abgebrochene und gezierte Schreibart geeifert und geschrieben worden ist, so ist sie doch noch nicht ganz aus der Mode gekommen. Die Sucht witzig zu seyn, und mit Worten zu spielen, hat unsere lateinischen Schriftsteller so sehr eingenommen, als unsere französischen. Auch sie haben sich von dem neumodischen Geschmacke hinreissen lassen. **Le Beau** selbst ist nicht frey davon. Wie vollkommen würden seine Werke nicht seyn, wenn er mit der glücklichen Wahl seiner Gedanken, mit der Feinheit und Zierlichkeit seines lateinischen Ausdrucks die Stärke und Reinigkeit eines Cicero zu verbinden gesucht hätte! Die Cardinäle Bembus und Sadolet erhielten vom Pabst die Erlaubniß ihr Breviarium in griechischer Sprache zu beten, damit sie ihr Latein nicht verderben möchten.

Endlich hat der Streit der Ciceronianer und Anticiceronianer, der in Italien entstanden war, auch

auch daselbst sein Grab gefunden. Man hat vor kurzer Zeit beyde Partheyen lächerlich gemacht, in einem zu Venedig 1740 in Octav gedruckten Werke, unter dem Titel: a) **Critische Anmerkungen die neue lateinische Sprache betreffend, vom Herrn Paul Zambaldi, einem feltronischen Edelmanne.** Der Autor setzt sich vor, zu zeigen, daß es lächerlich sey, wenn man diese Sprache gut schreiben, reden und verstehen wolle. Er sagt in seinem Buche zu einem jungen Menschen, der sich über diesen drey Stücken lange Zeit gemartert hat: „Sie haben „sieben Jahr den Cicero studirt: das sind sieben „Jahre verlohren, und Sie werden noch so viel „Jahre verliehren, als sie ferner darauf wenden „werden; denn es ist nicht möglich, daß ein „Neuerer im Stande sey eine todte Sprache gut „zu erlernen, die eigenen Bedeutungen eines ieden „Worts zu wissen, oder die Harmonie und das „Angenehme in der Aussprache zu treffen.„

Die größte Schwierigkeit, eine todte Sprache zu verstehen, liegt, nach der Meynung dieses Schriftstellers, in der eigenthümlichen Bedeutung der Worte. Wie viel Jdeen haben wir heut zu Tage, von denen die Alten nichts wußten? Wie soll man im Lateinischen die Veränderungen in der Religion, in der Moral, in den Gewohnheiten, in

a) Osservazioni critiche intorno la moderna lingua Latina, del Signor Paolo Zambaldi, gentiluomo Feltrino.

in der Kleidung, in den Bequemlichkeiten und Bedürfnissen des Lebens, in den Künsten und Wissenschaften ausdrücken? Man hat im Kriege neue Namen; man hat neue obrigkeitliche Aemter und Würden eingeführt, die mit den alten keine Aehnlichkeit haben. Außer der eigenen Bedeutung der Worte, gab es noch eine zufällige Bedeutung, die von der Stellung der Worte und Redensarten, und von dem Tone des Redenden abhieng. Zwey Personen denken sich oft bey einerley Worten ganz verschiedene Dinge.

Zambaldi macht daher den Schluß; daß ein ieder nur in seiner Sprache schön zu schreiben suchen solle, ohne daß er als ein Ciceronianer oder Anticiceronianer die lateinische Sprache durch seine Werke bereichern wolle. Im entgegengesetzten Falle trägt man Bley in eine Goldgrube.

Wir wollen uns nicht auf die Streitigkeiten über die andern lateinischen Schriftsteller einlassen. Die Schreibart des Ovids und des Phädrus ist sehr heftig angegriffen worden, so wie im Griechischen die Schreibart des Plutarchs.

In französischer Sprache.

Die erste Untersuchung in Ansehung der französischen Schreibart kommt darauf an, ob man sich, um gut Französisch zu schreiben, zu-

vor lange im Lateinischen müsse geübt, oder ob es wenigstens nöthig sey, dasselbe erlernt zu haben?

Diese Frage ist von vielen geschickten Männern untersucht worden. Der P. Brümoi bejahet sie. Die Meynung dieses berühmten Jesuiten ist von großem Gewicht, weil er den doppelten Vortheil besaß, im Lateinischen so wohl als im Französischen ein guter Schriftsteller zu seyn. Die Werke, die er uns in lateinischer Sprache hinterlassen hat, sein **Gedicht über die Leidensgeschichte** in zwölf Gesängen, und ein anderes über **das Glasmachen**, sind voller Feuer und Schönheiten, und wenigstens in Ansehung der Erfindung eben so gut, als das, was er im Französischen gemacht hat. Sein **Schauplatz der Griechen** hat ihn besonders unter Weltleuten bekannt gemacht. Die große Kenntniß, die er von griechischen und lateinischen Schriftstellern hatte, und die Mühe, die er sich gab, ihre Originalschönheiten auszulesen, und in unsere Sprache zu übertragen, brachten ihn auf die Gedanken, daß es andere eben so machen müßten. Er hielt seine Meynung für gegründet, und vertheidigte sie mit Beyfall. Der Abt d'Olivet, gleichfalls ein guter Richter in diesen Materien, ist seiner Meynung beygetreten. Der ganze Unterschied, der sich zwischen ihnen findet, ist der, daß der eine es für nothwendig hält, seine Meynung in Thätigkeit zu verwandeln, und der andere sich begnügt, zu sagen, daß die seinige große Vorzüge habe.

Unsere

Unsere schönen Geister aber sind meistentheils dieser Meynung sehr abgeneigt. Die Arbeit wird ihnen sauer, und sie behaupten daher, daß das Genie alles ersetze. Sie führen einige gute französische Schriftsteller an, die keine großen Lateiner gewesen sind. Besonders befand sich Boursault in diesem Falle, so wie die meisten unserer gelehrten Frauenzimmer. Wie viel von denen, die das Latein in ihrer Jugend erlernt haben, sind nicht, die es entweder nie recht verstanden, oder nachdem zu nachläßig getrieben und wieder vergessen haben? Eine gute französische Grammaire kann, wie man zu sagen pflegt, alles übrige ersetzen. Man kann daraus das Genie und die Schönheiten seiner Sprache am besten, und weit besser erlernen, als in dem Labyrinthe derjenigen, die man nicht mehr spricht.

Man hört bisweilen die Frage aufwerfen, ob es nicht besser sey, einen jungen Menschen vom Latein gar abzuhalten, als ihn Jahre lang darzu zu zwingen? Man führt zu Bejahung dieser Frage die Ursache an, daß die Erlernung dieser Sprache dem Geiste eine gewisse Steiffe und Trockenheit beybringe, die man schwerlich wieder los werden kann, und welche man selbst in den geringsten Kleinigkeiten gewahr wird. Einer der größten Köpfe dieses Jahrhunderts wünscht einem jungen Menschen von zwölf Jahren, der zu Hause erzogen ward, und den Anfang des Studirens mit seiner Muttersprache gemacht hatte, in einem Antwortsschreiben Glück, daß er nicht die öffentlichen

Schulen besuchen dürfte, weil er gewiß daselbst einen sehr schlechten Styl würde schreiben gelernt haben.

Das System der Latinitätsverächter ist aber nur bis auf einen gewissen Punct wahr. Diese Sprache verdient gewiß, daß man sie mit Fleiß erlerne. Welcher Unterschied zwischen einem, der sie versteht, und wohl studirt hat, und einem, der gar nichts davon weiß! Die Grundsätze, die man in seiner Jugend davon erhalten hat, sind ein beständiges Licht, das uns die Wege anderer Sprachen erleuchtet; und gesetzt auch, daß ein junger Mensch in öffentlichen Schulen schlecht Französisch, und einen barbarischen Styl schreiben lernte, so läßt sich doch dieser Fehler noch nach der Zeit durch Umgang und gute Gesellschaften verbessern. Der Umgang mit Frauenzimmern, die Witz und Geschmack besitzen, ist sehr nützlich, um glückliche Wendungen, natürliche, zierliche und sinnreiche Ausdrücke zu lernen. Das Verlangen ihnen zu gefallen, lehret einen jungen Menschen, sich munterer und leichter auszudrücken.

Bey dem allen behaupte ich nicht, daß man seine besten Lebensjahre blos auf die Erlernung der lateinischen Sprache wenden, und um sich in den Stand zu setzen, gut Französisch zu schreiben, darinne ganz vollkommen seyn müsse.

Der zweyte Streit betrifft die Verdorbenheit der Schreibart und die Ursachen derselben.

Bey den Griechen fieng sie gleich nach dem Tode des großen Alexanders an verdorben zu werden;

den; bey den Römern seit der Regierung des Tiberius; bey den Italienern nach dem Tode Leo des zehnten, und in Frankreich zu Anfange dieses Jahrhunderts. Man hatte schon zuvor etwas von ihrem Verfall bemerkt. Eine Gesellschaft von Precieusen zu Paris hatte daselbst ein lächerliches Gewäsche, das mit ihrem Caracter überein kam, eine romanhafte Art sich auszudrücken, einen stets affectirten und unnatürlichen Ton, den sie den **Ton der guten Gesellschaft** nannten, Mode gemacht. Ihr Unsinn war schon auf dem Theater lächerlich gemacht worden, und ward es noch mehr, als im Jahr 1660 ein Werk unter dem Titel heraus kam: **Großes Wörterbuch der Precieusen, oder Schlüssel zur Sprache der Wochenstuben:** Doch ward damals diese Thorheit noch nicht so weit getrieben, als es nach der Zeit geschehen.

Diese lächerliche Gesellschaft hat besonders die Oberhand gewonnen, nachdem die großen Schriftsteller der Zeiten Ludewigs XIV aufgehört haben zu seyn: ein Racine, Boileau, la Fontaine, Moliere, la Bruyere, diese unsterblichen Männer, deren Bekanntschaft der gelehrte Huetius für sein Glück hält, so wie sich Ovidius in einer Elegie eine Ehre daraus macht, den Horaz, Virgil, Tibull, Properz und Gallus gesehen zu haben. Unsere heutigen Schriftsteller, in welchen noch einige Funken des schönen Feuers glommen, welches die großen Geister des vergangenen Jahrhunderts beseelte, haben sich vergebens diesem Unsinne wider-

setzt, und den verderbten Geschmack in Frankreich zu verbessern gesucht. Der Abt Desfontaines gab das **neologische Wörterbuch** a) heraus, um sich dem reissenden Strome zu widersetzen. Das Werk ist überaus lustig: man spottet darinne über die gesuchten neuen Worte, über die räthselhaften Gedanken, über die gezwungenen Wendungen, über die kleinen verstutzten Sentenzen, und über alle jene Spielwerke einer verworrenen Einbildungskraft, welche der Witz der Thoren sind. Man ist mit dem Werke und dem Einfalle des Verfassers sehr zufrieden gewesen; aber man folgt nach wie vor der Gewohnheit.

Diese ist so stark, daß man eine periodische Schrift darwider herausgeben möchte, wenn man sie ausrotten, oder den Neuerungen in dieser Art zuvor kommen wollte. Es sollte ein Journalist in manchem Monate, in mancher Woche Materie genung zu dergleichen Anmerkungen finden. Er müßte ein Argus seyn, der über die Reinigkeit der Sprache wachte, und alle Bewegungen der Feinde sogleich anzeigte.

Einer von den Schriftstellern, dem man am meisten die Einführung dieser Schreibart zur Last legt,

a) Er hat sich dieses Wörterbuch zwar zugeeignet, es ist aber das Werk einer Gesellschaft gelehrter Leute. Ein sonderbares und neues Wort, das einem von ohngefehr entwischte, gab einem Mitgliede der Gesellschaft den ersten Gedanken darzu ein, und dieser führte es, nebst den andern Mitgliedern, gemeinschaftlich aus.

legt, der, so ein vortreffliches Original er auch ist, immer die schlechtesten Copien gemacht haben soll, ist der Herr von Fontenelle; man vergleicht ihn in der Prosa mit dem Seneca, und in der Poesie mit dem Ovid. Der Abt Trublet nimmt aber seine Vertheidigung auf sich. Dieser eifrige Lobredner eines Musters, nach welchem er sich, wie es scheint, so wie nach dem Lamotte hat bilden wollen, behauptet, daß Fontenelle gar keinem andern Schriftsteller gleiche; daß er in der Prosa nicht so abgerissen und zerhackt sey wie Seneca; in Versen nicht so weitschweifig wie Ovid; daß er vielmehr sinnreich und natürlich, gründlich und angenehm, tiefdenkend, deutlich und öfters munter sey; daß er endlich mit der Gründlichkeit und edlen Einfalt der Schriftsteller der Zeiten des Augusts, den Witz und die Lebhaftigkeit der Autoren des folgenden Jahrhunderts verbinde.

Man muß bey Gelegenheit der Streitigkeiten über die wahren Ursachen des verderbten Geschmacks in der Schreibart den Abt Dubos nicht vergessen, diesen Schriftsteller, der wenig gelesen, aber sehr viel nachgedacht hatte. Er hat einen Tractat über die Poesie geschrieben, ohne ein Buch dabey zur Hand gehabt zu haben; er hat zugleich von der Malerey gehandelt, ohne ein einziges Gemälde zu besitzen. In seinen Betrachtungen über diese beyden Künste, die sehr geschätzt werden, schreibt er den Verfall in allen Arten der Künste zum Theil der verschiedenen Beschaffenheit der Luft zu.

Der Verfasser des Esprit des loix sucht ebenfalls die Verschiedenheit der Regierungsformen, der Religionen, der Sitten und Gewohnheiten der Völker, hauptsächlich in der Verschiedenheit des Clima. Der Abt Dûbos hatte diese Meynung in Absicht auf den Geist und die Talente schon vor dem Herrn von Montesquieu gehegt. Wenn wir keine Schriftsteller, keine Maler mehr haben, die jenen großen Meistern gleich kommen, so liegt es, der Meynung dieses Abts zu Folge, an der Luft, die den neuern Genies nicht mehr so günstig seyn soll. Aber, die Bave und Mäve, pflegt man darauf zu antworten, die Pradons und Cotins haben ja mit jenen großen Männern, deren vortreffliche Werke ihrem Vaterlande so viel Ehre machen, unter einem Himmelsstriche und zu gleicher Zeit gelebt, und machen gleichwohl gegen jene eine sehr elende Figur. Kann die mehr oder weniger heitere Luft einen Einfluß auf die Schriftsteller und Künstler, so wie auf die Früchte und auf die Erndten haben? Man wird hierauf ohne Zweifel erwiedern, daß die allgemeinen Sätze des Abts Dûbos, zwar wohl Ausnahmen leiden, aber dem ohngeachtet nicht weniger wahr seyn können; und daß er sie auch nicht als die einzige Ursache annimmt, sondern noch verschiedene andere hinzu fügt, die zu einerley Endzwecke wirken.

Doch man sage zu seinem Vortheil, was man will, der jüngere Racine hat ihn widerlegt. Dieser hat neue Gedanken darüber vorgebracht; er setzt moralische Ursachen an die Stelle der physicalischen,

calischen, und es ist die Frage, ob die Sache dadurch deutlicher geworden ist. Er behauptet, daß die Gnade der Prinzen und der Minister nichts zur Entstehung großer Schriftsteller in allen Arten beytrage. Descartes war Descartes, sagt er, Corneille war Corneille, auch ohne die Wohlthaten des Cardinals Richelieu. Die einzige Ursache, die er annimmt, wenn sich in einem Jahrhunderte mehr gute Schriftsteller beysammen befinden, als in einem andern, ist die beständige Mühe, die sich diese guten Genies geben, und der glückliche Erfolg, der ihre Arbeiten erönt. Alle diese einzelnen Lichter werden zu einem allgemeinen Lichte der Nation, welches aber nur einige Zeit dauert, und wieder erlöscht, so bald man die Natur verläßt, und nur das sonderbare und gekünstelte sucht. Er beklagt hierauf die traurigen Folgen der Liebe zum Witzigen, welche in Frankreich alles verdorben hat. Er seufzt, so wie Petronius, daß der Styl ohne Nerven ist, daß man die Stärke und Einfalt im Ausdrucke kleinen gedrechselten, honigsüßen und mit Mohn bestreuten Redensarten vorzieht.

Diejenigen nun, welche sich wider die Meynung des Racine erklärt haben, finden seine Klagen sehr gerecht, aber nicht seine angeführten Gründe. Es scheint ihnen unglaublich, daß die Gunst eines großen Prinzen, eines Ministers wie Mäcenas, nichts zur Ausbildung oder zur Erschaffung der Talente beytragen sollte.

Ein anderer Schriftsteller hat über die Abnahme des Genies weniger geseufzt, aber mehr darüber nachgedacht. Da er einen ganz andern Weg nimmt, als der Abt Dübos und Racine, und auch noch in diesem Jahrhunderte Schriftsteller findet, die dem vergangenen Ehre machen würden, so hat er die wahren Ursachen des Unterschiedes beyder Jahrhunderte genauer untersucht und glücklicher entdeckt. Es verdienen demnach die Ursachen, die der Bischof Dü Puy in seinem critischen **Versuche über den gegenwärtigen Zustand der gelehrten Republic** vorträgt, unsere Aufmerksamkeit.

Es kommt bey ihm alles auf folgende Puncte an: 1) Auf die Neigung, alles bis aufs feine zu analysiren, und nichts zu empfinden; 2) Auf die lächerliche Liebe zu Antithesen, zum Gesuchten, zum Neuen, und daß alles niedlich herauskomme; 3) Auf die Unwissenheit und bisweilen Verachtung großer Muster; 4) Auf die unzeitige Autorsucht bey einigen, und bey andern auf die Einbildung Kenner zu seyn; 5) Auf den großen Fehler, daß man sein eigen Talent nicht kennt, und sich nach demselben richtet; 6) Auf den jungen Schriftstellern zu zeitig gegebenen Beyfall, wodurch sie mehr verderbt als ermuntert werden; 7) Auf den Zwang unserer Bedürfnisse, da man erst für seinen Unterhalt sorgen muß, ehe man für die Unsterblichkeit arbeiten kann; und endlich auf den Mißbrauch, den man mit seinem erlangten Ruhme macht, wenn man nachläßig wird,

und die letzten Werke den erstern nicht gleich kommen. Diese beleidigende Ungleichheit, die man bisweilen mit Erstaunen bey einem Manne gewahr wird, erinnert mich an dem, was die Italiener vom Tintoret sagen, daß er drey Pinsel, einen von Golde, einen von Silber, und einen von Eisen gehabt habe. a)

Diese vom Herrn Dû Puy so wohl ausgeführte Materie hätte vielleicht noch weiter können getrieben werden. Es scheint auch, als ob er nicht sowohl von den Ursachen des Verderbens, als vielmehr von den Wirkungen desselben gehandelt habe. Man kann immer noch fragen, warum diese Fehler nur zu einer Zeit, und nicht zur andern anzutreffen sind.

Der Herr von Voltaire hat sich sehr über die Ungleichheit in der Schreibart beschwert. Er hält in unserer Sprache nichts für unerträglicher, als die marotische Schreibart; ein Gemische von halb ernsthaften, halb närrischen Ausdrücken, von niedrigen und edlen, von veralteten und neuen Worten. Wer sollte sich, sagt er, nicht ärgern, wenn er neben der Flöte des Horaz die Pfeiffe des Rabelais hört, wenn er die plumpen Gestalten des Calot neben die Figuren des Raphael gestellt sieht?

Der letzte Streit über die Schreibart betrifft die Frage, ob es nicht gut, oder selbst nöthig wäre,

a) Tre penelli, uno d'oro, uno d'argento, altro di ferro.

eine lebendige Sprache, so wie die todten Sprachen, auf immer zu bestimmen?

Der Herr de Montcrif, Verfasser verschiedener Werke über die Moral und Literatur, so wie einiger Poesien, beneint diese Frage in einer Dissertation, die er in der französischen Academie vorgelesen hat. Er behauptet, daß man eine solche Sprache weder bestimmen könne, noch solle. Er giebt zur Ursache an, daß die Ausführung eines solchen Gedankens das Grab der Erfindungskraft und des Genies seyn würde. Er behauptet diesen Satz in eben dem Verstande, als einer unserer größten Acteurs, in dessen Gegenwart man von den Vortheilen einer durch Noten vorgeschriebenen Declamation redete, da denn dieser zur Antwort gab, daß sie von gar keinem Nutzen seyn würde; sie könnte vielleicht mittelmäßigen Talenten einige Hülfe leisten; aber sie würde gewiß dem Genie schaden, als welches keinen Zwang leidet, und sich blos durch eigene Einfälle, Erfindung und Kühnheit zeigt.

Das System des Herrn de Montcrif ist dem Verlangen des Despreaux entgegen gesetzt, welcher nichts so sehr wünschte, als unsere besten Schriftsteller zu classischen Autoren erhoben zu sehen, und die französische Academie bewegen wollte, daß sie an Verbesserung derselben arbeiten, sie von allen Sprachfehlern reinigen, ihnen die Kraft der Gesetze geben, und verhindern sollte, daß sie weder veralteten, noch von Tag zu Tage sich ihrem Verfalle näherten.

Wie

Wie viel haben Amyot, Montagne und selbst Corneille dieserwegen verlohren! Der letztere sieht nicht selten einem Fechter gleich, der voller Stärke und Nerven, aber bisweilen von aller Anmuth entblößt ist. Unterdessen wäre es doch ein gefährliches Unternehmen, wenn man die Schreibart dieser Schriftsteller verändern wollte. Die Probe, die man mit dem Wenceslaus des Rotrou gemacht hat, ermuntert eben nicht zu neuen Versuchen. Man erschrickt, wenn man sich vorstellt, daß die Franzosen mit der Zeit die Sprache eines Despreaux, de la Fontaine und Racine werden studiren müssen.

Wenn auch Montcrif den Vorschlag unsers französischen Horaz nicht billigte, so ist dagegen doch die Ausführung desselben von dem Abt Olivet, und neuerer Zeit von dem Herrn de la Curne de Saint-Palaye gewünscht worden. Dieser arbeitsame und schätzbare Academiker hat sich die ganze Zeit seines Lebens mit Fleiß auf die Untersuchung unserer ältesten, rohen und barbarischen Sprache gelegt. Er hat sich bemüht, das Chaos derselben zu durchdringen, den Zusatz von dem reinen Golde zu scheiden, und uns ein Wörterbuch zu geben, in welchem wir alle alten Wörter erklärt finden sollten. Diese Arbeit hat ihn besonders in den Stand gesetzt, den Mißbrauch zu erkennen, den man öfters mit denen sonst unstreitigen Rechten des Gebrauchs macht. In seiner Eintrittsrede in die französische Academie ermuntert er seine neuen Mitbrüder, daß sie doch der

Sprache einen gewissen bestimmten Gebrauch vorzuschreiben suchen sollten, woran sich alle Ausländer halten könnten, und wodurch ihre einheimischen Schriftsteller verhindert würden a) Neuerungen vorzunehmen. Er scheint mit großer Betrübniß voraus zu sehen, daß es den Schriftstellern der Zeiten Ludewigs XIV eben so ergehen werde, als denen der Zeiten des Augusts, die nach der Zeit von niemand mehr verstanden wurden, als von Gelehrten von Profession.

Der Abt Desfontaines war ebenfalls der Meynung, und behauptete sie mit der ihm eigenen Streitbarkeit. Er widerlegte den Montcrif, der ihm zwar antwortete, aber nicht mit den wichtigsten Gründen. Was sollte es auch wohl schaden, wenn man einige Schriftsteller zu classischen Autoren machte? Das Genie würde dadurch weder eingeschränkt noch unterdrückt. Man suchte ihm dadurch ja weiter nichts vorzuschreiben, als die Wendungen, den Geschmack und Gebrauch der Sprache, so wie er in großen Mustern zu finden ist. Die Streitigkeiten, die sich beständig darüber hervor thun, würden leicht beyzulegen seyn. Die Italienische Sprache würde nicht mehr

a) Dieß ist aber nicht möglich. Neue Gebräuche, neue Moden u. s. w. erfodern neue Worte. Wenn man verhindern kann, daß die Worte nicht veralten, so kann man doch nicht verhindern neue zu schaffen. Beydes gereicht einer Sprache zum Vortheil.

mehr vor der Französischen den Vorzug haben, daß sie auf immer bestimmt ist; denn die italienische Sprache hat ihre Autoren, die man als Gesetzgeber ansieht. Diese Sprache hat sich fast seit den Zeiten des Petrarch gar nicht verändert; oder sie ist, anstatt ärmer zu werden, wirklich noch reicher geworden.

Zweyte Abtheilung.

Ueber die Beredsamkeit.

Da ich bisher von der Beredsamkeit überhaupt gehandelt habe, so will ich iezt von der geistlichen und gerichtlichen reden. Ich will mich über unsere academische Beredsamkeit nicht in eine weitläuftige Untersuchung einlassen, sondern nur anmerken, daß dieselbe in Engeland, Deutschland, und überhaupt bey allen Fremden sehr wenig Beyfall findet, indem sie erstaunen, wenn sie nichts von einem academischen Discurse verstehen, da sie es doch so weit gebracht haben, unsere besten Schriftsteller zu lesen. Diese Art der Beredsamkeit ist ein bloßes Gewebe von Metaphern, Gegensätzen und Beywörtern; da es keine andere Absicht hat, als zu gefallen, so hat man sie insgemein die **Witz suchende** (la chercheuse d'esprit) genannt. Sie hat keine großen Strei-

tigkeiten

tigkeiten erregt, weil man sich nicht viel um dieselbe bekümmert hat; dahingegen die andern Arten, die mit wichtigern Gegenständen zu thun haben, sehr heftige Streitigkeiten veranlaßt haben.

Die Beredsamkeit überhaupt.

Zween berühmte Rhetoren, Rollin und Gibert, geriethen ihrentwegen in Streit. Beyde hatten ihr Leben mit Studiren der griechischen und lateinischen Schriftsteller, mit Erziehung der Jugend, und Verfertigung verschiedener ihrem Amte gemäßer Werke zugebracht. Sie waren lange Zeit Freunde gewesen, und hatten einander fleißig zu Rathe gezogen; sie hatten sich auf einerley Wissenschaften gelegt, und noch verschiedene andere Bande, die sie bis an ihren Tod mit einander hätten vereinigen sollen, machten ihren Bruch nur noch ansehnlicher. Man sahe daraus, wie wenig die Eifersucht sich in den Grenzen der Bescheidenheit zu erhalten wisse.

Das bekannte Buch, **über die Art, die schönen Wissenschaften zu lernen und zu lehren**, war der eigentliche Stein des Anstosses. Dieses Werk, die Frucht vieler im Unterricht der Jugend zugebrachter Jahre, von welchem seine Lobredner sagten, daß es Rollin so wie Cäsar seine Nachrichten verfertigt habe; dieses Werk, welches ein

ein Lehrbuch ist, woraus man die Ordnung im Studiren ziemlich zuverläßig erlernen kann, ist, so wie alle andern Werke des Herrn Rollin, auf eine ausnehmende Weise gepriesen worden.

Heut zu Tage weiß man diesen Schriftsteller, von dem so verschiedentlich ist gesprochen worden, nach seinem wahren Werthe zu schätzen. Man würde ihn weniger klein finden, wenn man nicht einen Colossus aus ihm gemacht hätte; er hat nichts von dem, was auf die Nachwelt bringt. a) Hat er die Gelehrsamkeit oder die Sprache mit irgend einem neuen Caracter bereichert? Denn dieses ist es, was einem Schriftsteller die Ewigkeit giebt. Seine Werke sind ohne Zweifel sehr nützlich; sie sind der Jugend, den Frauenzimmern, und denen, die nicht viel Zeit aufs Studiren zu wenden haben, zu einer großen Erleichterung; sie ersparen ihnen viel Mühe, und vertreten die Stelle der Originale; sie sind voll von Lehren der Tugend, der guten Sitten und der Religion: aber bemerkt man ein wahres Talent darinne? Arbeitet der Verfasser nicht mehr mit einem guten Herzen und gutem Willen, als mit Geiste und Genie? Findet man stets richtige Urtheile darinne? Wer-

a) Ich hätte Lust, hier ein Vertheidiger des Herrn Rollin zu werden; und mit wie gutem Rechte könnte ich es thun? Die Bekanntschaft der meisten, selbst deutschen Leser, mit den Werken dieses vortrefflichen Mannes, überhebt mich dieser Mühe. Ehre für uns, wenn er bey uns höher geschätzt wird, als selbst bey seinen Landsleuten!

Werden nicht die ernsthaftesten Erzählungen öfters durch Kleinigkeiten unterbrochen? Wie ekelhaft ist er, wenn er scherzen will! Er redet von den Kinderspielen, und sagt: „Ein Kügelchen, „ein Ball, ein Kreusel sind sehr nach ihrem Geschmack . . . ; beym Robert Stephan redete „alles, vom Dache bis auf den Keller, Latein.„ Er sagt vom Cyrus: „Sogleich kleidet man den „kleinen Cyrus als einen Mundschenken an; er „tritt ernsthaft einher, mit der Serviette über der „Schulter, und hält den Becher niedlich zwischen „dreyen Fingern.„

Das schätzbarste, was man am Rollin findet, ist sein vortrefflicher Caracter, seine Bescheidenheit, das aufrichtige und unverstellte Wesen seiner Seele. Anstatt sich seiner Geburt zu schämen, wie der Dichter Rousseau, war er vielmehr der erste, der davon redete. Doch hatte er zu gleicher Zeit eine Art von Eitelkeit, besonders in Ansehung seiner Werke, a) die er für unschätzbar hielt, weil seine Bewunderer es ihm so in den Kopf

a) Die Meynung, die er von sich hatte, oder besser zu sagen, seine Einfalt, gieng so weit, daß, da er einst im freyen Felde eine Person mit einem Buche fand, er sie fragte, was sie da läse? Die Histoire romaine, erhielt er zur Antwort. O ein vortreffliches Buch, erwiederte Rollin, ein vortreffliches Buch! Diese Worte waren weniger die Wirkung eines Stolzes, als einer gewissen Aufrichtigkeit und Vergessenheit seiner selbst, welche den Caracter dieses Gelehrten ausmachten.

Kopf gesetzt hatten. Er war einer von den Männern, welche eitel sind, ohne stolz zu seyn.

Gibert, der wirklich stolzer war, als Rollin, wollte dem allgemeinen Götzen des gelehrten Europa, von denen Prinzen an, a) bis auf den geringsten Bedienten der Universität, keinen Weyhrauch streuen. Er schrieb wider die **Anweisung, die schönen Wissenschaften zu lehren und zu lernen.** Er suchte, unter dem Vorwande der Liebe zur Wahrheit und zum gemeinen Besten, alle Fehler des Buchs auf. Gibert ließ sich den Titel eines Mitbruders und alten Freundes nicht abhalten, den Verfasser vor den Richterstuhl des Publicums zu fodern, und einen Versuch zu machen, ob er ihm den mit Unrecht eroberten Ruhm entreißen könne, wenn er die Welt urtheilen ließe, welcher von ihnen beyden den besten Geschmack, das größte Talent und die tiefsten Einsichten habe. Er wagte es sogar, seine Anmerkungen dem Rollin selbst zuzueignen. Der Anfang

a) Der Herzog von Cumberland, und der heutige König von Preussen, als damaliger Cronprinz, waren unter der Zahl seiner Bewunderer. Der letzte beehrte ihn lange Zeit mit Unterhaltung eines ordentlichen Briefwechsels. Dieser Monarch, von dem man sagt, daß er durch die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften wegen der Würde eines Königs schadlos gehalten werde, schrieb in folgenden Ausdrücken an unsern Rhetor: **Männer, wie Sie, gehen mit Souverainen in gleichem Paare.**

Anfang zur Critic ward mit dem Lobe der Person gemacht, die man angriff; aber man schickte diese Lobeserhebungen in keiner andern Absicht voraus, als um der darauf folgenden Critic desto mehr Eingang zu verschaffen.

Rollin ward getadelt, daß er den Cicero sagen ließ, ein Redner müsse seine Schreibart nach dem Geschmacke derer bilden, vor denen er reden soll. Gibert behauptete mit Recht, daß der römische Redner diesen Gedanken nie gehabt habe; daß man sich, wenn man öffentlich redet, nur in so fern nach dem Geschmacke derer, vor denen man redet, zu richten habe, als derselbe gut ist. Aber ist in der Stelle, a) worüber der Streit eigentlich entstanden, die Frage vom Geschmacke? Muß man sie nicht vielmehr so verstehen, daß sich der Redner nach der Beschaffenheit seiner Zuhörer, oder nach den Graden ihrer Einsicht richten müsse? Die alten Redner sprachen in der Rathsversammlung ganz anders, als vor dem Volke.

Ein anderer Punct, worüber sich unsere beyden Gelehrten herum stritten, war die Frage: ob das Erhabene sich mit der Simplicität vereinigen ließe. Rollin glaubt, daß es möglich sey; sein Antagonist aber behauptet das Gegentheil. Er sagt, eins sey dem andern grade entgegen gesetzt; ein grober Irrthum! Es ist nichts so erhaben, was man nicht auf eine sehr simple Weise ausdrücken

a) Semper oratorum eloquentiæ moderatrix fuit auditorum prudentia.

drücken könnte und sollte, ohne daß man den Worten Gewalt anthut und ins Unbegreifliche fällt. Denn das Erhabene, welches stets auf die Größe der Idee ankommt, hängt in keiner Sprache von den Worten ab. Das Große bleibt immer groß, auch ohne den erhabenen und glänzenden Ausdruck, und das Wahre und Schöne darf keinen fremden Schmuck entlehnen, um sich des Herzens zu bemeistern. Die häufigen Exempel des Erhabenen, die besonders durch ihren natürlichen Caracter und durch die Leichtigkeit merkwürdig sind, mit welcher man sie in alle Sprachen übersetzen kann, sind ein Beweiß, daß das Erhabene in den Gedanken gar wohl ohne das Prächtige im Ausdrucke bestehen könne. Und wieviel Arten giebt es denn sich auszudrücken? Die erhabene ist ein Wort ohne Bedeutung; die natürliche oder simple ist die einzige, deren man sich bedienen kann. Soll man die Sachen anders sagen, als sie die Natur will gesagt haben, als ein richtiges Gefühl sie uns vorstellt, und als der Gegenstand erfodert?

Unsere beyden Schulmänner stritten ferner noch darüber, ob die Regeln oder die Exempel zum Unterricht junger Leute am nützlichsten wären? Rollin hielt es mit den Exempeln. Er wollte die Regeln nicht vermehrt, den Geist gefesselt und mit beständigen Erinnerungen ermüdet haben. Sein Tadler fand an dieser Meynung verschiedenes auszusetzen. Er behauptete, daß man Grundsätze und Regeln vorschreiben,

und nur kurze Exempel beyfügen müsse, wenn man einen Redner bilden wollte. Aber dieser, in andern Stücken sonst scharfsinnige Mann, sahe nicht, daß der Weg, den er vorschlug, grade der längste war; daß man die Köpfe junger Leute, die sich der Beredsamkeit wiedmeten, zu allen Zeiten zu sehr mit pedantischen Kindereyen überhäuft hatte; daß ein einziges Stück aus dem Demosthenes, Cicero, Bossuet, einem zum Redner gebohrnen Genie weit nützlicher sey, als alle Regeln und Vorschriften des Aristoteles, Cicero, Quintilians, und aller ihrer Ausleger.

Dieß waren nur die vornehmsten Puncte, die Gibert in seiner Critic berührte. Man würde nicht fertig werden, wenn man sie alle anführen wollte. Er spricht sehr viel von der Nothwendigkeit die griechische Sprache zu erlernen, und wird darüber so weitläuftig, daß er fast die nothwendigsten Stücke der Beredsamkeit ganz mit Stillschweigen übergeht. Er sagt nichts wegen der Eintheilung des Rollin, welcher, nach dem Aristoteles und Cicero, drey Arten der Beredsamkeit annimmt, die natürliche, vermischte und erhabene, und Vergleichungen macht, die der vorangeschickten Erklärungen ungeachtet, die Sache mehr verdunkeln als aufklären. Kennt man diese drey Arten besser, wenn man liest, a) daß die eine einer mäßig eingerichteten Tafel, die andere einem schönen mit grünen Wäldern umgebenen

a) Encyc. art. Eloq.

nen Flusse, und die dritte einem Blitze oder einem Strome gleich sey, welcher alles, was ihm in den Weg kommt, mit sich fortreißt?

Eben so tadelt Gibert auch nicht die Definition der Beredsamkeit beym Rollin. So wohl die Alten als die Neuern beschreiben sie, als die Kunst zu überreden. Zwey Worte, die vielen heut zu Tage abgeschmackt vorkommen.

Die Beredsamkeit beruhet nicht blos auf der Ueberredung. Man könnte eine Menge sehr schöner Reden anführen, welche nichts beweisen, folglich auch nicht überreden, sondern die Seele blos in heftige Bewegung setzen.

Bey den Griechen und Römern, so wie auch bey den Engeländern, und überhaupt in allen Republiken, wo man nur mit großen Angelegenheiten des gemeinen Wesens beschäftigt ist, könnte man zwar das Wesentliche der Beredsamkeit in der Kunst zu überreden suchen; man könnte dieses wenigstens für die vornehmste Tugend halten, weil die andern alle unter dieser stehen sollen, und es billig ist, daß die Haupteigenschaft denen zufälligen vorgezogen werde: aber in Frankreich, und an allen andern Orten, wo die republicanische Regierung nicht Statt hat, muß man diese beyden Stücke von einander absondern. Man muß wissen, daß die Beredsamkeit zu blos speculativischen Materien kann gebraucht werden. Den Beweiß davon kann man sogar bey den Alten finden, wenn man sich nur ein wenig in ihren Werken umsehen will.

Die Beredsamkeit ist, nach der Meynung eines neuern, a) keine Kunst, sondern ein Talent, eine Gabe der Natur, so wie die Poesie. Der Redner und der Dichter sind einander in diesem Stück ähnlich. Man muß so wohl zu dem einen als zu dem andern gebohren seyn; man kann nicht weiter thun, sagt dieser Schriftsteller, als das Genie leiten und ihm gewisse Regeln vorschreiben. Wenn Arbeit und Nachdenken uns die Geheimnisse der Beredsamkeit aufdecken könnten, würden da die großen Redner seltner seyn als die großen Dichter und die großen Maler? Wer zu viel beweisen will, beweist gar nichts. Die Beredsamkeit ist so wohl eine Kunst, als ein Talent; eine Kunst an sich selbst, und ein Talent in der Person des Redners. Man könnte sonst auf eben die Weise, wenn sie richtig wäre, beweisen, daß die Malerey keine Kunst sey, weil die Regeln dem Maler das Genie nicht geben können. Die Poesie ist gleichfalls eine Kunst und ein Talent zugleich. Als Kunst führt sie den Namen Poetik. Kunst und Talent müssen sich vereinigen, um einen Redner zu bilden; die Kunst aber setzt das Talent voraus, sie verbessert es, aber sie giebt es nicht.

So eifersüchtig Rollin auch auf seinen Ruhm und den Werth seiner Werke war, so ließ er sich doch diesen Tadel nicht sehr zu Herzen gehen. Er legte seine gewöhnlichen Geschäffte nicht einen

Augen-

a) Encycl. art. Eloqu.

Augenblick bey Seite, um ihn zu widerlegen. Diese Nachläßigkeit aber machte daß sich die Feindseligkeiten noch mehr vermehrten. Es kamen alle Tage neue zum Vorschein, so daß er sich endlich entschloß, ihnen zu begegnen. Er setzte eine kurze und ungekünstelte Antwort auf, in welcher er seinem Gegner seine Irthümer, Versehen und falschen Schlüsse vor Augen legte.

Gibert vertheidigte sich nachdrücklich gegen alle die Vorwürfe, die ihm Rollin machte. In einem Briefe, sieben und zwanzig Seiten lang, den er im Jahr 1727 heraus gab, war so wohl seine Vertheidigung, als auch das Portrait des Rollin enthalten, das ihm aber sehr wenig ähnlich war. Er setzte darinne seine Methode zu lehren, zu studiren und zu schreiben, sehr weit herunter. Die wenige Achtung, die ihm bisweilen einige seiner Schüler erwiesen, a) war darinne auch nicht vergessen.

a) Es giengen einige nur zum Spaß und aus langer Weile in seine Lectionen. Er erklärte eben den Quintilian. Nun hatte Rollin die Gabe nicht, sich, ohne daß es ihm sauer ward, auszudrücken, ob er gleich sein ganzes Leben hindurch sich mit der Beredsamkeit beschäfftigt hatte. Er bediente sich beständig, wenn er die Schönheiten des Autors anzeigen wollte, der Ausdrücke: **Wie schön ist das gesagt! Das ist vortrefflich!** so daß seine Schüler ihr Gespötte damit trieben, und entweder eher, als er, riefen: **Das ist schön gesagt!** oder das Echo davon machten.

Zween so berühmte Schriftsteller, die zuvor Freunde und Bewunderer von einander gewesen, nun aber Feinde und Neider gegen einander geworden waren, hätten sich bald durch ihre Uneinigkeit um allen ihren Ruhm gebracht. Sie waren auf dem Wege, das Märchen und das Gelächter der Stadt zu werden. Rollin aber hörte bald auf zu streiten, um seine Zeit auf bessere Dinge, auf seine wichtigern Werke zu wenden.

Er hat in der That sehr viel gearbeitet. Ausser seinen historischen Werken, die in aller Leute Händen sind, haben wir auch Gedichte von ihm, die man mit Vergnügen liest. Man hat ihn in Ansehung seiner Geschichtbücher mit dem Thucidides verglichen; aber mit Unrecht: Seine Prosa ist weitschweifig, schwach und ohne Feuer, dabey aber ist sie sehr richtig und rein. Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, daß er erst angefangen hat in französischer Sprache zu schreiben, da er schon tief in die Jahre war; der Abt Vertot hatte ebenfalls vor seinem fünf und vierzigsten Jahre nichts herausgegeben. Der sinnreiche Saint-Aulaire war schon über achtzig, da er seine ersten Verse machte, und bey sich ein Talent zur leichten und scherzhaften Poesie verspürte. Rollin war schon über sechzig, als er das erstemal in unsrer Sprache schrieb; und das sonderbarste ist, daß seine Werke mit unglaublicher Begierde gelesen wurden. Selbst Hofleute lasen ihn, ob man gleich überall den Schulgelehrten an ihm gewahr wird.

Da nun Gibert nicht mehr den Krieg mit Rollin fortsetzen konnte, fieng er mit einem alten Professor der Philosophie auf der Universität zu Paris, mit Namen Pourchot, Händel an. Dieser zweyte Streit verdient, daß man sich ein wenig dabey aufhält, weil er sehr sonderbar ist.

Der Professor der Philosophie hatte in seinen Werken geschrieben, **daß die Untersuchung der Bewegung der Lebensgeister in einer jeden Leidenschaft, dem Redner ein grosses Gewicht gäbe, um diejenigen zu erregen, die er sich in seiner Rede vorgesetzt hat.**

Dieser kühne Satz, und der nicht zur Profession desjenigen gehörte, der ihn vorbrachte, schien eine Verletzung der Rechte der Rhetoric, und eine Streiferey in das Gebiete der Beredsamkeit zu seyn. Gibert hielt sich in seinem Ansehen für beleidigt, und er war nicht der Mann, der sich auf dieser Seite gern angreifen ließ. Er erfüllte mit seinen Klagen fast alle Collegia zu Paris, und bemühete sich hauptsächlich einen Philosophen lächerlich zu machen, der in Materien entscheiden wollte, die nur für einen Rhetor gehörten. Nachdem er die Gerechtigkeit seiner Sache vorgestellt hatte, hielt er es für den kürzesten Weg zum Triumph zu gelangen, wenn er keine Schrift seines Gegners unbeantwortet ließe.

Dieser offenbare Krieg zwischen zween Professoren erregte einen noch weit heftigern zwischen ihren Schülern. Man sahe auf beyden Seiten

fürchterliche Factionen, die einander mit Haß und Rachgier, mit Anzüglichkeiten und Spöttereyen, mit Satyren in Versen und in Prosa, in lateinischer und französischer Sprache verfolgten, da indeß ihre Häupter mit Syllogismen fochten, Antwort gegen Antwort, Replik gegen Replik stellten.

Unter den Schriften des Pourchot ist b sonders das **Schreiben eines Juristen an den Verfasser des Buchs von der wahren Beredsamkeit** merkwürdig. Dieser Philosoph legt darinne seine ganze Meynung an den Tag. Er beweist, daß die Kenntniß des Mechanismus der Leidenschaften der Gegenstand der Physic sey; daß die Physic die Leidenschaften vollkommen studiren, ihre Natur, ihre Ursachen, ihre Kennzeichen und Wirkungen, vermittelst der Verbindung der Seele und des Cörpers untersuchen müsse. Ein Redner, setzt er hinzu, der die Leidenschaften als ein Naturkündiger studirt hat, wird die Lehren der Rhetoric weit besser anzuwenden wissen, als derjenige, der diese Kenntniß nicht hat. Er beruft sich auf das Zeugniß des Cartesius in seinem **Tractat von den Leidenschaften**, des P. Mallebranche in seinem fünften Buche der Recherche de la vérité, und vieler andern, welche den Abgrund des menschlichen Herzens durchforscht haben.

Es fanden sich in diesem Streite sehr große Männer mit sehr mittelmäßigen vermischt. Gibert hatte nicht viele von den erstern auf seiner

Seite.

Seite. Der Benedictiner Lamy, stritt unter andern sehr heftig wider ihn. Aber alle Stöße, die man einander versetzte, alle Schriften, die man gegen einander heraus gab, waren von sehr geringem Nutzen. Nachdem man sich lange herum gestritten hatte, sahe man, daß nichts entschieden war, und daß keiner den andern verstanden hatte. Man ward aber dadurch nicht klüger; ein ieder glaubte die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, und blieb bey seiner Meynung.

Es wären noch verschiedene Streitigkeiten über die Beredsamkeit überhaupt zu erzählen: aber ich habe genung gesagt, um einen Begriff davon zu geben. Das Genie, das Lesen, und besonders der Umgang mit geschickten Leuten müssen das übrige hinzu fügen. Man fragte einst einen alten berühmten Redner, welches die beste Rhetoric für einen jungen Menschen sey? Das Theater, antwortete er. Und in der That kann man nirgends den Menschen besser kennen lernen, als auf dem Theater; nirgends werden die Leidenschaften mehr in Bewegung gesetzt; nirgends die großen Züge besser bemerkt und empfunden, und die Fehler lächerlicher vorgestellt.

Die gerichtliche Beredsamkeit.

Die Griechen und Römer, die fast in allen unsere Lehrmeister gewesen, in der Poesie so wohl als in der Historie, sind Ursache, daß wir in dieser Art der Beredsamkeit lange auf Irrwegen gegangen sind. Man hat sie auch in diesem Stück zum Muster nehmen wollen, und hatte dabey nicht überlegt, daß ihre gerichtliche Verfassung gar nichts mit der unsrigen gemein habe. Die Alten, die in Republiken, mitten unter den gefährlichsten Factionen, geboren waren, hatten in ihren gerichtlichen Reden die wichtigsten Staatsangelegenheiten abzuhandeln. Das Erhabene des Gegenstandes mußte daher auch ihren Reden eine gewisse Erhabenheit geben; ihre Beredsamkeit ist daher heftig und voller Leidenschaften.

Das aber, was unter damaligen Umständen nothwendig war, würde heut zu Tage, da das Interesse nicht mehr dasselbe ist, kindisch heraus kommen. Kann ein Landgut, ein Haus, ein Testament, eine persönliche Injurie und andere dergleichen Streitsachen, auf welche unsere Advocaten eingeschränkt sind, die Seele in heftige Bewegung setzen, oder die Einbildungskraft so stark rühren, als die Herrschsucht des Philippus, die Verschwörung des Catilina, die Wuth des Antonius, und als die Errettung Athens und Roms? Dem ohngeachtet haben unsere Advocaten länger

länger als vierzehn Jahrhunderte hindurch geglaubt, daß sie den Enthusiasmus, die Zierrathen, die erhabenen Gedanken, die starken Ausdrücke, alle die mächtigen Triebfedern, deren sich Demosthenes und Cicero bedienten, nachahmen müßten. Der geringste von ihnen glaubte, wenn er vor Gericht redete, einen bürgermeisterlichen Advocaten vorzustellen.

Gabriel Gueret ist der erste in Frankreich, der es wagte, diesem schlechten Geschmacke sich zu widersetzen, und eine bessere Beredsamkeit vor Gerichte einzuführen. Er war lange Zeit, und mit dem größten Ruhme Parlaments-Advocat zu Paris gewesen, als er im Jahr 1666 seine **Unterredungen über die Beredsamkeit** heraus gab, welche am meisten die Advocaten angiengen. Sein Buch war die Frucht einer unermeßlichen Arbeit, einer großen Kenntniß der Menschen und der Rechtsgelehrsamkeit. Dieser Advocat, der mit einem feinen Gefühl, einem scharfen und richtigen Verstande, einer starken Neigung zum Wahren gebohren war, empfand, daß dasselbe stets durch ein lächerliches Gepränge unnützer und hochtrabender Worte erstickt ward. Er sahe ein, daß eine gründliche Dialectik sich vor Gericht weit besser schicke, als eine von vielem Wortgepränge strotzende Beredsamkeit; daß man den Richtern eine Sache weit deutlicher machen, und ihnen das Urtheil erleichtern werde, wenn man, statt der gesuchten und oft falschen Künsteleyen, sich blos bemühete, die Sache leicht und deutlich vorzutragen,

die

die nöthigen Gründe anzuführen, nach welchen eine streitige Frage zu entscheiden ist, die gehörigen Folgerungen daraus zu ziehen, und endlich die Schwierigkeiten bey Seite zu schaffen.

Gueret tadelte besonders die Kunst die Leidenschaften zu erregen, und wollte nicht, daß man sie bey gerichtlichen Fällen brauchen sollte. Ein Advocat, der dadurch die Richter auf seine Seite ziehen will, schien ihm eine Pest des gemeinen Wesens zu seyn. Keine Uebertreibung, keine Figuren, kein Pathos, keine entlehnte Hitze, sagte er; oder wenn man sich ihrer als Hülfsmittel bedient, so macht man sich der Ehre eines Advocaten unwürdig, man schadet seiner eigenen Sache, und siehet die Richter für unehrliche Leute an. Er beruft sich auf den Aristoteles, welcher ebenfalls den Advocaten die Erregung der Leidenschaften untersaget, und auf den Befehl, den der Areopagus den Atheniensern gab, daß sie sich nicht des Pathetischen in der Beredsamkeit bedienen sollten.

Man wird leicht errathen, wie viel Feinde sich Gueret gemacht habe. Es gieng ihm, wie allen denen, die, den alten Gewohnheiten zu Trotz, Neuerungen einführen wollen. Die Advocaten, seine Mitbrüder, rächten sich auf tausenderley Art an ihm. Es kamen Klagschriften wider ihn zum Vorschein, in welchen er als ein Stöhrer der öffentlichen Ruhe angesehen ward. Man warf ihm vor, daß er die leichte und natürliche Art der Beredsamkeit blos deßwegen anpriese, weil er nicht

im

im Stande wäre in einem erhabenen und begeisterten Tone zu reden. Gueret aber, der von seiner Meynung als wahr überzeugt war, ließ sich nicht davon abbringen, sondern suchte sie immer weiter zu treiben.

Die Anführungen fremder Gedanken sind eine Folge des pathetischen, und der Begierde, den Verstand der Richter zu benebeln und irre zu führen. Gueret wollte daher auch nichts mehr davon hören. Sie schienen ihm in einer gerichtlichen Rede fast alle überflüßig, und um so viel mehr, da sich die Alten derselben sehr selten, und niemals zur Unzeit bedienen.

Diese Anführungen waren zu den Zeiten des Präsidentens Thuanus Mode geworden, welcher ein großer Freund davon war. Der berühmte Advocat Brissonius gab sich ein besonderes Ansehen damit, und seine Mitbrüder lernten ihm alle diesen Ton ab; doch mit dem Unterschiede, daß er gelehrt, sie aber sehr unwissend waren. Sie waren in kurzer Zeit nichts als Marktschreyer und Possenreisser. Anstatt sich gründlich und bestimmt auszudrücken, führten sie nur hochtrabende Worte, Sentenzen und Kindereyen im Munde. Man vergrub ein Nichts unter einen Wust von Worten, und das, worauf es in der Sache ankam, ward unter dem Haufen lächerlicher Anführungen ganz unsichtbar. a) Man schleppte Stellen

a) Wie vielen Advocaten hätte man damals eben das

Stellen aus den Rednern, den Geschichtschreibern, den griechischen und lateinischen Dichtern, aus der heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern zusammen. Mancher Advocat, der in seinem Leben den Tertullian oder den Augustinus nicht gelesen hatte, führte sie alle Augenblicke an, und verfocht mit ihrer Hülfe seine Sache.

Gueret setzte sich diesem herrschenden Geschmacke, oder vielmehr dem gefährlichsten Mißbrauche, der sich in den Gerichtsstuben einschleichen konnte, mit Gewalt entgegen. Er redete, er schrieb bey aller Gelegenheit dawider. Seine Mitbrüder, die ihm schon wegen des Vorhergegangenen sehr wenig Dank wußten, und ihn weder mit der Zunge noch mit der Feder geschont hatten, ließen ihn ihren Zorn aufs neue empfinden. Sie schrien, daß die Gelehrsamkeit in Frankreich verlohren gehe, weil sie da nicht mehr seyn

das sagen können, was Martial zu dem seinigen sagt, Epigr. l. XIV.

Non de vi, neque cæde, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mitridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque,
Magna voce sonas, manuque tota:
Jam dic, Posthume, de tribus capellis.

seyn sollte, wo sie nicht hin gehörte. Sie machten den Gueret zu einem Vertheidiger der Unwissenheit, damit sie die ihrige desto besser rechtfertigen möchten.

Unser Verbesserer der gerichtlichen Beredsamkeit hatte aber auch seine Anhänger, wiewohl sie eins und das andere in seiner Meynung änderten. Anstatt wie er zu behaupten, daß man nie citiren müsse, weil unter tausend Fällen, die man zur Erläuterung seiner Sache anführt, kaum zween einander ähnlich sind, sagten sie, daß man nur eine gute Wahl beobachten, sparsam und mit Einsicht citiren müsse. Sie wollten auch, daß dieses in keiner fremden Sprache geschehen sollte, wenn es nicht etwann der Text eines Gesetzes wäre. Da nun dadurch den Advocaten das Studiren so vieler zu ihrer Profession unnützen Bücher untersagt ward, so sollten sie sich dafür desto mehr auf die Untersuchung des natürlichen Rechts, der alten und neuen, der heidnischen und christlichen, der einheimischen und auswärtigen Gesetze legen. Dieses Feld ist weit genung, um einen Menschen ganz zu beschäftigen; selbst die, die es ihr ganzes Leben hindurch bebauet haben, sind noch nicht überall recht bekannt damit geworden.

Ein gewisser le Gras, ein Advocat, der nichts zu thun hatte, und sich für einen Schriftsteller vom ersten Range hielt, weil er eine schlechte französische Rhetoric herausgegeben hatte, erhob sich wider die vorgeschlagene Verbesserung. Er kündigte der gerichtlichen Beredsamkeit in einem

pathetischen Tone den Untergang an. Er ließ die Schatten des Demosthenes und Cicero aus ihren Gräbern auf die Rednerbühne steigen, und wider diese Neuerungen und die Folgen derselben eifern. Es sind keine Schimpfreden, die er diesen großen Männern nicht in den Mund legte. Sein Buch ist Unsinn von einem Ende bis zum andern. Das schlechteste darinne ist, was er von der Nützlichkeit und der Würde der Advocatenprofession sagt.

Diese Profession ist vielleicht in gewissen Betrachtungen unter allen die vornehmste. Sie ward zu Athen und Rom in großen Ehren gehalten; auch in Frankreich läßt man ihr Gerechtigkeit wiederfahren. Dem ohngeachtet klagt man, daß dieser Stand viel von seinem alten Glanze verlohren habe. Es wäre indessen leichte ihm denselben wieder zu geben, so selten auch die großen Talente sind, wenn die Advocaten nur mehr auf Ehre hielten, mehr auf den Wohlstand sähen, und nicht einander selbst lächerlich machten; wenn sie nicht laut auf einander schimpften und schmäheten, wie es ihre Gewohnheit ist, und wenn sie nicht ohne Unterschied alle Arten von Processen annähmen. a) Man würde es so weit bringen kön-

a) Welche abscheuliche Antwort, die einer dieser Herren einst einem Präsidenten gab, der ihm darüber einen Vorwurf machte: „Ich habe so viel „gerechte Sachen verlohren, und so viel schlimme „gewonnen, daß ich nunmehr alles annehme.„

können, daß man, wie vor Zeiten, Kanzler werden könnte, ohne eine andere Würde als eines Advocaten bekleidet zu haben. Wir haben einen großen Mann gehabt, der von der Würde seiner Profession so überzeugt war, daß er sich insgemein unterschrieb: **Marquis von ** Advocat.**

Die Meynung des le Gras und seiner Anhänger behielt zum Unglück für die gerichtliche Beredsamkeit die Oberhand. Sie blieb der Barbarey zum Raube, und hat nur erst ums Ende des siebzehnten Jahrhunderts angefangen zu triumphiren. Selbst zu den schönsten Zeiten der Regierung Ludewigs XIV, wo alles eine neue Gestalt bekam, veränderte sich doch diese Beredsamkeit nicht sehr. Le Maitre und Patrû thaten zwar etwas zu ihrer Verbesserung; aber sie waren noch weit von der Vollkommenheit entfernt. Man findet bey diesen zwey so genannten Lichtern der Rechtsgelehrsamkeit, gezwungene Anwendungen, zusammengehäufte sonderbare Ideen und emphatische Worte, einen unerträglichen declamatorischen Ton; man findet zwar auch einige schöne Bilder bey ihnen, aber sehr oft am unrechten Orte; die Natur ist der Kunst aufgeopfert, und die Hauptsache wird darüber öfters gar aus dem Gesichte verlohren. Dergleichen Reden verdienen auf keine andere Weise Bewunderung, als daß man sie so lange für Muster gehalten hat.

Man muß also die wahre Epoche der wichtigsten Veränderung vor Gerichte in unser Jahr-

hundert setzen; diesem ist es vorbehalten gewesen, diese Beredsamkeit gewissermaßen neu geschaffen zu sehen. Die Wahrheit ist durch alle Wolken hindurch gedrungen, womit die Chicane sie verdeckt hielt. Sie verwirft alle betrügerischen Kunstgriffe, alle prahlende Gelehrsamkeit, allen falschen Schmuck, alle unnützen Digressionen, und überhaupt alles, was nur blos zum Zierrath da ist. Nur derjenige erhält ihren Beyfall, welcher Genauigkeit, Reinigkeit der Sprache, Stärke und Richtigkeit der Gedanken, und einen deutlichen und leichten Vortrag glücklich zu vereinigen weiß. Von der Art waren Cochin, Normand, Julianus de Prunay, Aubri, Laverdi, und noch iezt la Monnoie und Gueau de Reverseaux. Man sieht noch alle Tage neue Genies auftreten und sich nach diesen Mustern bilden.

Der berühmte Cochin hat besonders den Ton angegeben. Man weiß, wie viel der gelehrte Präsident Portail aus ihm machte. Diese beyden haben auf immer unsere französischen Advocaten auf den rechten Weg gebracht; der eine durch sein Beyspiel, und der andere durch den beständigen Krieg, den er sein ganzes Leben hindurch wider das hochtrabende Wortgepränge führte.

Die einzigen Gelegenheiten, wo man sich mehr in die Höhe schwingen kann, sind die besondern Solennitäten: als bey Eröffnung der Sitzungen, wobey die Generaladvocaten Reden zu halten haben, oder wenn Staatsangelegenheiten abzuhandeln sind. Da sie hier von politischen

Mate-

Materien oder von Dingen zu reden haben, welche die Gesetzgebung überhaupt betreffen, so müssen auch ihre Reden voll von großen Gedanken und Bewegungen seyn. Die Reden des berühmten d'Aguesseau verrathen einen nach den besten Mustern gebildeten Redner, und ein Genie des vergangenen Jahrhunderts.

Die geistliche Beredsamkeit.

Diese Art der Beredsamkeit ist am meisten zur Vollkommenheit gebracht worden. Fast alle andern sind zurück geblieben, und diese einzige hat würdige Nebenbuhler eines Demosthenes, Cicero und Chrysostomus hervor gebracht. Man findet in vielen Stellen unserer heiligen Reden den Geist, das Feuer, die Stärke, jene gewaltige und hinreissende Beredsamkeit, welche jenen großen Männern eigen war. Diese große Beredsamkeit, die so lächerlich ist, wenn sie am unrechten Orte angebracht wird, scheint eigentlich gemacht zu seyn, sich mit dem wichtigsten Gegenstande des Menschen zu beschäftigen. Dieß ist eine Wahrheit, welche noch nicht alle dafür haben annehmen wollen. Die Widersprüche, die sie erduldet hat, sind das Signal zu einem sehr heftigen Kriege zwischen dem berühmten Doctor Arnauld und Philipp Coibaud Dübois, Mitglied der französischen Academie, gewesen.

Dieser finstere Academiker, einer von denen Männern, die weder Feuer, noch Genie, noch Lebensart haben, sondern sich durch ihr sonderbares Betragen, durch allerhand verborgene Kunstgriffe, durch die betrügliche Larve der Strengigkeit, durch ihren tadel- und zanksüchtigen Ton allenthalben durchdrängen, dieser Mann fieng an die eingeführte Art, die Wahrheiten der Religion vorzutragen, anzugreifen. Er wollte die geistliche Beredsamkeit eben so simpel eingerichtet haben, als die gerichtliche. Ein deutlicher und leichter Vortrag war alles, was er von einem geistlichen Redner verlangte. Alles übrige, Abtheilungen der Rede, starke und natürliche Beweise, eine ausgesuchte Gelehrsamkeit, neue und erhabene Gedanken, kühne Figuren, starke und aneinanderhängende Ausführungen, eine affectreiche, zierliche und reine Sprache, dieses alles schien ihm überflüßig zu seyn. Er hielt dafür, daß sich die Kunst mit dem Geiste des Evangelii gar nicht vertrüge; die Art, wie die Apostel geprebigt hatten, war die einzige, welche er billigte. Er betete ohne Unterlaß einigen Kirchenvätern nach, daß man für das gemeine Volk predigen müsse, nicht nach der Methode der Schulgelehrten, „sondern nach Art der „Fischer. a)„ Die Reden des heil. Augustinus schienen ihm die besten Muster der wahren Kanzelberedsamkeit zu seyn.

Er

a) Non Aristotelico more, sed piscatorio.

Er übersetzte daher im Jahr 1694 einige Reden dieses Kirchenvaters, welcher die Regeln der Beredsamkeit lange Zeit studirt hatte. Zu dieser Uebersetzung schrieb er eine lange Vorrede, in welcher er sein System entwickelte. Er führt darinne das Beyspiel des Heylandes an, welcher sich zur Bekehrung der Vornehmen und der Geringen nur der gemeinen Sprache bediente. Er beruft sich auf den heil. Paulus, dessen ganze Wissenschaft Jesus Christus, und Jesus Christus der gekreuzigte war. Er beehrt hierauf noch verschiedene Redner, die sich nach diesen Mustern gebildet haben, mit Lobsprüchen.

Die heilige Schrift zeigt, nach seiner Meynung, den Predigern nicht allein die Wahrheiten, welche sie vortragen, sondern auch die Art, wie sie dieselben vortragen sollen. Alle gesuchten Hülfsmittel, sagt er, die man mit so viel Mühe von der Kunst entlehnt, sind der gefährlichste Gift, welchen ein Prediger seinen Zuhörern beybringen kann. Die Einbildungskraft, von den großen Zügen der Beredsamkeit erhitzt, überläßt sich ganz der Bewunderung des Talents, klebt blos an den sinnlichen und sichtbaren Bildern, und verliert darüber die himmlischen und unsichtbaren Dinge aus den Augen.

Unser Verbesserer hielt seine Vorrede für ein Meisterstück, und foderte alle Prediger auf, daß sie dieselbe widerlegen sollten. Nichts war unterdessen leichter; man konnte das Beyspiel der Apostel und Kirchenväter selbst gegen ihn anwenden.

wenden. Ihre Beredsamkeit zeigt uns nicht immer blos eine majestätische Einfalt; nicht immer haben sie die Wahrheit ohne Schmuck und Kunst vorgetragen. Der heil. Paulus selbst, der die menschliche Vernunft mitten im Areopagus nieder donnerte, bedient sich der stärksten Triebfedern der Beredsamkeit.

Und haben die Kirchenväter nicht ebenfalls sich ihrer bedient? Welche Gründlichkeit, welchen Reichthum an Gedanken, welche erhabene, reine, zierliche und malerische Sprache trifft man bey dem heil. Basilius an, welchen Erasmus sogar dem Demosthenes vorzog! Welche Pracht, welche Annehmlichkeit, welche Richtigkeit, welche bezaubernde Schönheiten beym heil. Chrysostomus, den man wenigstens mit dem Isocrates vergleichen kann! Welche starke und leuchtende Züge, welche reine und fließende Sprache bey dem Hieronymus! Was für Blumen, was für Zierrathen, was für Salbung beym heil. Bernhard! Man findet, daß fast alle alten heiligen Redner sich ihres Talents bedient haben. Sie haben die Vortheile, die ihnen die Natur gegeben, oder die sie aus den Lehren der Meister der Kunst gezogen hatten, nicht ungebraucht gelassen. Alle haben sich bemüht den Verstand zu überzeugen, das Herz zu erhitzen, und über die Leidenschaften zu siegen.

Ihre Beredsamkeit selbst, anstatt daß sie platt und einförmig seyn sollte, hat vielmehr die deutlichsten Merkmale ihres persönlichen Caracters,

der

der allgemeinen Sitten, und des zu ihrer Zeit herrschenden Geschmacks. Wenn sie in ihren Predigten mehr ungekünstelte Einfalt haben, als wir in den unsrigen, so kommt es daher, daß die Zeiten, in denen sie lebten, es in dem Artickel vom Wohlstande nicht so genau nahmen, als die unsrigen, und sie sich daher nicht so sehr einschränken durften, wenn sie das Laster abmalen wollten. Heut zu Tage aber, da man mit einem gewissen Anstande lasterhaft lebt; heut zu Tage, da lasterhaft und artig seyn für einerley genommen wird, hat man, wie ein sinnreicher Kopf sagt, **ihm zu Gefallen selbst artig werden müssen**, um es zu bekämpfen; man hat die menschliche Beredsamkeit zu Hülfe rufen müssen, um es recht gehäßig zu machen; man hat den Geist überzeugen, das Herz angreifen, und alle gewaltsamen Mittel anwenden müssen, welche die Seele erschüttern, und sie zum Guten und zur Tugend geneigt machen.

Es ist zwar wahr, daß, wenn man unsern Predigern, besonders in Lobreden erlaubt, zierlich, und den alten griechischen und lateinischen Rednern ähnlich zu seyn, die Sache öfters zu weit getrieben wird. Man läuft zu sehr dem Witze und kindischen Spielwerken nach. Man unterscheidet die Personen nicht, vor welchen man zu reden hat. Der geringste Dorfpfarr spricht öfters, als ob er vor den Großen des Hofes in der Capelle zu Versailles predigte. Man treibt bisweilen die Gemälde bis ins unverschämte; man erzählt alle

nichtigen Beschäftigungen eines Frauenzimmers am Nachttische, alle Ausschweifungen ihrer närrischen Liebe, alle Ausdrücke der abgeschmacktesten Coquetterie; man sagt, wie der Pater de **, ein Liebesbriefchen Wort für Wort her, welches, wie er vorgab, ein Liebhaber an seine Geliebte geschrieben haben sollte.

Das System des Abts Dübois kann indessen mit dem Beyspiel der mitternächtlichen Völker gerechtfertigt werden; ihre Prediger bedienen sich keiner Auszierungen, keiner pathetischen Sprache. Ein Prediger, der sich dem Feuer seiner Einbildungskraft überläßt, wird fast in allen protestantischen Ländern für schlecht gehalten. Ihre Predigten sind daher so frostig, so gezwungen und im Cathedertone, als sie in Italien mit lustigen Einfällen und frommen Ausschweifungen überladen sind. Wenn man den Segneri, den man in Italien für den besten Prediger hält, und hernach den Tillotson, den berühmtesten Prediger in Engeland liest, so erstaunt man über ihre große Unähnlichkeit. Man kann kaum begreifen, wie man auf so einander entgegen gesetzten Wegen gefallen könne, da doch die Natur allenthalben eben dieselbe ist. Sie reden beyde rein und richtig; aber so sehr der Italiener voller Salbung, Geist und Leben ist, so simpel und natürlich ist der Engeländer allenthalben, in seinen Eintheilungen, in seinen Beweisen, in seinen Betrachtungen und in seinen allzu häufigen Einschaltungen.

Aber der Abt Dübois wußte sich alle diese Umstände nicht zu Nutze zu machen. Er gedachte an die nordischen Prediger gar nicht, und malte die unsrigen sehr schlecht. Bossuet und Bourdaloue wurden von ihm in die Reihe der Cotins und Cassaigne gesetzt. Stolz auf seine neuen Entdeckungen, schickte er seine Vorrede dem Doctor Arnauld, seinem Freunde und vormaligen Lehrer zu, dessen Beyfall er zu haben wünschte.

Arnauld erhielt dieselbe, als schon alle Prediger im Königreiche von ihr in Aufruhr waren gebracht worden. Dieser große Mann, ein starker Bewunderer der wahren Kanzelberedsamkeit, jener starken und feurigen Beredsamkeit, die ein so seltenes Geschenk der Natur, und die mächtigste Triebfeder des menschlichen Herzens ist, ärgerte sich sehr über dieses neue System; er ergriff geschwind die Feder, um so sonderbare Einfälle zu widerlegen.

Er zeigte in seiner Antwort auf die Vorrede des Dübois, daß der heil. Augustinus sich öfters der Kunst und der Regeln der Beredsamkeit bedient habe; daß er zu rechter Zeit gründlich, einleuchtend und stark zu seyn gewußt; daß er den trockensten und speculativesten Materien ein Leben und eine sinnliche Gestalt gegeben habe, und daß nicht alle Predigten dieses Kirchenvaters so beschaffen wären, als die neulich übersetzten, als welches nur eilfertig, ohne Vorbereitung, ohne Methode aufgesetzte Reden wären. Er läugnete, daß das Evangelium den Predigern die Wahrheiten,

heiten, die sie sagen, und zugleich die Art, womit sie dieselben sagen sollten, vorlege.

Es giebt keine so großen Gegenstände, sagte er, die man mit mehrerer Würde und Feyerlichkeit vortragen könne, als die, welche uns die Religion darbietet. Ihre wunderbare Einsetzung; ihr Triumph über die bösen Geister und die Leidenschaften der Menschen; der Zwang, den sie unsern Begierden anzuthun befiehlt; die Erneuerung des Herzens; das Erhabene ihrer Geheimnisse und ihrer Lehren; die Ewigkeit der Belohnungen oder der Bestrafungen, die sie uns vorstellt; der Heldenmuth ihrer herzhaften Streiter; alle diese wahrhaftig großen Gegenstände bieten der Beredsamkeit und einem zur Redekunst gebohrnen Genie weit mehr an, als das Interesse der größten Staaten.

Diese mit dem gewöhnlichen Feuer des Arnaulds aufgesetzte Antwort, wäre für den Feind alles Erhabenen und Pathetischen in der Beredsamkeit ein rechter Donnerschlag gewesen. Zum Glück aber bekam er sie nicht zu Gesicht, indem er starb, als sie noch unter der Presse war. Man sagt, daß er gewiß würde gestorben seyn, wenn er sie hätte lesen sollen, weil er gegen die Critic allemal äußerst empfindlich war.

So ein armseliger Schriftsteller Dübois auch war, so hatte er doch in Frankreich einige, die seiner Meynung anhiengen. Gelehrte, die den Cicero und Demosthenes wenig gelesen hatten, die diese großen und schöpferischen Genies nicht recht

kann-

kannten, vereinigten ihre Stimme mit der seinigen, um alle jungen Prediger vor ihrem Feuer und ihrer Stärke zu warnen. Aber alle gemeinschäftlichen Versuche dieser lächerlichen Feinde des guten Geschmacks und der wahren Vortheile der Religion, waren unnütz, und gereichten ihnen selbst zum Nachtheil. Arnauld warf sie alle zu Boden; und nach dem Tode dieses großen Vertheidigers der Kunst zu predigen, traten ein Nicole und P. la Rüe auf den Kampfplatz, und machten vollends alle ihre Gegner lächerlich.

Wir wollen nun diesen großen Streit verlassen, und auf einen andern kommen, welcher über die Gewohnheit, den Vortrag in zwey oder drey Puncte abzutheilen, entstund. Es ist dieses noch ein Rest der Barbarey und des schlechten Geschmacks, welchen die Kanzel so lange zum Raube gewesen ist. Wenn auch gleich an andern Orten einige Verbesserungen vorgenommen wurden, so wagte es doch niemand, hier etwas zu verändern. Man war vielmehr besorgt, eine geheiligte Thorheit unverletzt zu erhalten. Durch diese lächerliche Ankündigung wird der Strom der Rede geschwächt; eine Rede wird gleichsam zu mehrern gemacht; die Einbildungskraft wird kalt; die nöthige Aufmerksamkeit vernichtet, und ein Plan, so schön, so groß er an sich selbst seyn mag, verunstaltet.

Der Erzbischof zu Cambrai, Fenelon, hat sich mehr als iemand wider diese Gewohnheit der Abtheilungen gesetzt. Er verwirft sie gänzlich in

seinen

seinen **Gesprächen über die Beredsamkeit.** Er zeigt mit der ihm eigenen, bezaubernden und überredenden Sprache, wie viel dieselben einem Prediger schaden. Sie verhindern den Schwung des Talents, wenn sie dasselbe nicht ganz unterdrücken. Voltaire hat gleichfalls über einen so eingewurzelten Mißbrauch geseufzet, so oft er Gelegenheit gehabt, davon zu reden. Er sucht den Ursprung desselben in dem Verfall der Wissenschaften.

Er geht so gar noch weiter als Fenelon; ihm scheint selbst die Gewohnheit, über einen gewissen Text zu predigen, und eine Art von Devise oder Räthsel daraus zu machen, das durch die Predigt aufgelöst wird, lächerlich. Die Meynung zween solcher Männer, als Fenelon und der Herr von Voltaire, sollte billig mehr geachtet werden; aber es hat Schriftsteller gegeben, die nicht viel daraus gemacht haben; unter andern gehört der Verfasser der Bibliotheque françoise hieher.

Er erklärt sich, ohne Bedenken, für die Methode Eintheilungen zu machen; eine Gewohnheit, welche die Griechen und Römer verachteten; welche die Engeländer, als Feinde alles Zwanges, zu verlassen für nöthig erachtet; und von welcher sich, selbst unter uns, seit kurzem ein Prälat entfernt hat, der, vermöge seines großen Ruhms, im Stande ist, durch sein Beyspiel unsere Meynung in diesem Stück zu ändern, und die gewünschten Abänderungen in der christlichen Beredsamkeit zu beschleunigen. Der Abt Goujet glaubt, daß die

zwey

zwey oder drey Puncte, in welche insgemein eine Rede abgetheilt wird, nicht verhindern, ein regelmäßiges und zusammenhängendes Ganzes daraus zu bilden, und seine Materie eben so gründlich als angenehm auszuführen. Er setzt hinzu, daß diese Eintheilungen dem Gedächtnisse der Zuhörer zu statten kämen, und sehr bequem wären, Ordnung und Deutlichkeit in eine Rede zu bringen.

Wenn der Abt Goujet blos seine Gründe und einige schwache Anhänger, die er auf seine Seite zog, für sich gehabt hätte, so würde er bald unter dem Gewicht der gegenseitigen Gründe untergelegen haben. Aber er war mit dem Ansehen unserer berühmtesten Redner bewafnet. Alle haben ihre Reden eingetheilt; alle haben sie nach zwey oder drey voraus gesetzten Zeilen abgezirkelt; und alle fahren noch auf diese Weise fort; alle schicken einen Text voraus, aus welchem sie ihr Vorhaben und ihre schönsten Gedanken heraus ziehen. Eine so durchgängig angenommene Gewohnheit wird zum Gesetz, und überwiegt bisweilen alle gegenseitigen Gründe.

Der dritte Streit betrifft die noch unentschiedene Frage, ob es nicht besser sey eine Predigt zu lesen, als auswendig herzusagen.

Der berühmte P. la Rüe, der zu seiner Zeit die Gabe gut vorzutragen vorzüglich besaß, der wahre **Baron** a) der Kanzel, wenn man diese Verglei-chung

a) Damit ich meinen Autor nicht ein Nonsense sagen lasse, muß ich anmerken, daß hier ein Comödiant,

chung wagen dürfte, wünschte die Prediger von dieser Sclaverey befreyet zu sehen. Er meynte, daß es der Action keinesweges Abbruch thäte, wenn man einen Heft in den Händen hielte, und vortreffliche Sachen daraus herläse, oder wenn man wenigstens sich iemanden einhelfen ließe. Er legt in einer absonderlichen Schrift alle Vortheile seiner Meynung, und alle Unbequemlichkeiten, denen dadurch abgeholfen würde, an den Tag. Ein Prediger würde nicht mehr so viel Zeit auf das Auswendiglernen seiner Rede wenden dürfen. Diejenigen, denen es leicht wird eine gute Predigt zu machen, aber schwer sie auswendig zu lernen, würden keinen Mangel an Zuhörern haben; die aber, deren ganzes Verdienst nur Dreustigkeit und ein gutes Gedächtniß ist, und über deren Gewäsche man einschlafen möchte, würden dem Talente nicht mehr den Weg vertreten, und die Kanzel mit ihrem Geplaudere beschimpfen. Man würde seinen Ruhm nicht mehr vor einer Menge von Zuhörern in Gefahr setzen, die einen kleinen Fehler des Gedächtnisses in ihren Gesellschaften zum Gegenstande ihres Gelächters machen.

Diese, und noch andere sehr wichtige Gründe, die der P. la Rüe zu Behauptung seiner neuen Meynung anführte, wurden von allen Predigern, die entweder unwissend oder von Vorurtheilen eingenommen waren, und über die geringste Neuerung erschracken, heftig bestritten.

La

diant, und unter den Comödianten ein vortrefflicher Acteur dieses Namens gemeynt sey.

La Rüe vertheidigte sein System. Er setzte die Feder aufs neue an, und drang auch zum Theil durch. Einige Prediger, und zwar die berühmtesten, traten seiner Meynung bey. Sie hatten mehr als einmal erfahren, wie nützlich die Ausführung eines solchen Vorschlags sey; und es ist vielleicht niemand, der nicht eben dieß in gewissen Augenblicken erfahren haben sollte. Massillon wünschte nichts so sehr, als diesen Gebrauch eingeführt zu sehen. a)

Aber der P. La Rüe mochte zum Behuf seiner Meynung schreiben und sagen was er wollte; sie mochte selbst von vernünftigen Leuten gebilligt werden, so konnte er doch den gemeinen Haufen nicht bereden. Man fuhr fort auswendig zu predigen, und predigt noch so, weil man es für eine allgemeine Gewohnheit hält.

Man gehe indeß nur nach London; ich will nicht sagen in die Versammlungen der Quacker, als welche alle in der Begeisterung reden, sondern in die Nationalkirchen, selbst von der herrschenden Religion, und man wird die Prediger ihre Reden stets

a) Es war ihm, und noch zween andern seiner Mitbrüder begegnet, daß sie alle drey an einem Tage in ihrer Predigt stecken blieben. Sie hatten alle drey an einem Charfreytage in verschiedenen Stunden zu predigen, und wollten einander wechselsweise hören. Der erste blieb stecken; die beyden andern erschracken, und die Furcht machte, daß es ihnen hernach eben so gieng.

stets ablesen hören. Wenn es auch ein wenig monotonisch und frostig klingt, so ist es doch für sie und ihre Zuhörer bequem; sie dürfen auf beyden Seiten nicht in der unangenehmen Besorgniß stehen, daß das Gedächtniß den Redenden verlassen möchte.

Der letzte Streit, der sich über die Kunst zu predigen erhob, ward zwischen dem Herrn Montcrif und einem Parlamentsadvocaten zu Paris geführt. Der erste seufzete über die Vernachlässigung derselben. Er verließ den poetischen Ton eines profanen Schriftstellers, und nahm, um die Kunst zu verbessern, und ihr einen neuen Glanz zu geben, den Ton eines tugendhaften Bürgers und eifrigen Christen an.

Wenn unsere Prediger keine Zuhörer haben, sagt er in einem Schreiben an den König Stanislaus, so müssen sie die Schuld auf sich selbst schieben. Warum fassen sie sich nicht kürzer? warum schränken sie sich nicht auf eine halbe Stunde ein, in welcher Zeit sich alles sagen läßt, was dem größten Theile der Zuhörer zur Erbauung dienen kann? Warum sagen sie uns nicht gute Predigten vor, die wir schon in unserer Sprache haben, um ihren Mangel des Talents dadurch zu ersetzen? Dieß ist der große Vorschlag, den Montcrif im Ernste thut, um das Predigen nützlicher zu machen. Warum, fährt er fort, suchen sie nicht mehr das Herz zu rühren, als den Verstand zu erleuchten? so wie es eine gottselige Prinzessinn wünschte, welche wollte, daß man ihr die Religion

mehr

mehr liebenswürdig machen, und weniger beweisen sollte. Diese drey Stücke verdienen allerdings Aufmerksamkeit; sie blieben aber nicht unbeantwortet, wie sich der Autor geschmeichelt hatte.

Der Advocat bestritt in einem gedruckten Schreiben eins nach dem andern. Er verwarf sogleich den Einfall, daß ein Prediger nur eine halbe Stunde auf der Kanzel stehen sollte. Dieser Zeitraum schien ihm zu kurz, wenn eine Rede gefallen, überzeugen und rühren sollte. Eine solche Rede, sagte er, ist einem vom Fleisch entblösten, durchsichtigen und unbelebten Squelette gleich.

Er war auch damit nicht zufrieden, daß man die Mode einführen sollte, die Predigten anderer zu gebrauchen, und jene großen Männer wieder auf die Kanzel zu führen, welche sie ehemals berühmt gemacht, so wie man die großen dramatischen Dichter immer wieder auf den Schauplatz bringt. Er wollte einem Prediger nicht erlauben bekannt zu machen, daß er z. E. die Fasten hindurch, iezt eine Predigt vom Bourdaloue, morgen eine vom Cheminais, übermorgen eine vom Flechier, und ein andermal eine vom Massillon halten würde. Er zweifelt an dem Nutzen einer solchen Gewohnheit, und versichert uns, daß die Prediger dadurch bald in Unwissenheit verfallen, junge angehende Diener des Evangelii aber zaghaft werden, und ihr Pfund vergraben würden.

Das Talent des Massillon würde gewiß verlohren gegangen seyn, wenn er sich hätte einfallen lassen die Predigten des Bourdaloue auf die Kanzel zu bringen. Wie viel unrichtiges ist hier beysammen!

Wenn Montcrif den angehenden Predigern räth, die schönsten Reden anderer auswendig zu lernen und herzusagen, so giebt er diesen Rath ja nicht auch denen, die selbst ein großes Talent zur geistlichen Beredsamkeit besitzen. Er sieht nur auf den unnützen Haufen langweiliger und monotonischer Schwätzer, welche mit großer Dreustigkeit alltägliche, kindische und oft gar lächerliche Dinge vorbringen. Er verlangt nur, daß man sich begnügen solle, ein guter Declamator zu seyn, wenn man nicht selbst im Stande ist etwas gutes zu verfertigen. Ein gewisser Ordensgeistlicher pflegte es so zu halten; er declamirte vortrefflich, und sagte es seinen Zuhörern frey heraus, daß er nichts bessers thun könnte, als daß er ihnen die Predigten der berühmtesten Redner vorsagte.

Diese Gewohnheit würde keinem zur Schande gereichen, wenn sie allgemein geworden wäre; sie würde sogar noch etwas schmeichelhaftes für den Declamator haben, wenn er durch die ihm eigene Gabe sich ein Lob erwürbe. Die Unwissenheit würde nach wie vor verbannt seyn, und die Nacheiferung erregt werden, weil das Genie immer seinen eigenen Schwung nehmen will.

Man würde desto häufiger in die Kirche laufen, wenn man erführe, daß der Prediger eine

neue

neue Rede halten wollte. Wäre sie schön, so würde man sie wohl noch einmal hören wollen; wäre sie aber schlecht, so würde man dem Verfasser künftig seine Mühe schenken, und sich an die vortrefflichen Reden großer Meister halten. Die Vergleichung zwischen unsern evangelischen Werkzeugen und unsern dramatischen Acteurs fällt sehr deutlich in die Augen; ich mag sie aber selbst nicht machen.

Wir wollen auf den dritten Satz kommen, daß es besser sey zu rühren als zu unterrichten. Der Advocat verwirft diesen Satz ebenfalls. Er behauptet, daß derselbe nicht statt habe, zu einer Zeit, wo die Unwissenheit in Materien der Religion so groß ist, daß kaum die artigsten Leute die ersten Grundsätze derselben richtig verstehen. Man macht sich aus der Gleichgültigkeit gegen diese Materien eine Art von Ehre, und die Prediger werden sich in kurzer Zeit genöthigt sehen, den Catechismus auf der Kanzel zu erklären. Er führt ferner die Pflicht, den Unglauben und den philosophischen Geist unsers Jahrhunderts zu beschämen, als einen Beweiß an, und daß man seine Zuhörer nicht mehr für wohl unterrichtet und sattsam überzeugt ansehen müsse.

Dieses alles aber beweist nichts. Gehen auch die Ungläubigen, oder diejenigen, welche die ersten Lehren des Catechismus wieder vergessen haben, öfters genung in die Kirche? Oder was für einen Eindruck sollen wohl einige Unterweisungen bey ihnen machen, die ihnen nicht anders als obenhin

gegeben werden können? Verlangt man aber, daß sie gründlich seyn sollen, so macht man eine Predigt zu einer Controvers. Sich nach dem größten Haufen der Zuhörer richten, die insgemein gutherzig, in den Lehren der Religion hinlänglich unterrichtet, aber zur Ausübung träge sind; mehr für ihr Herz als für ihren Verstand predigen; die Seele stark in Bewegung setzen, rühren, gefallen, mit sich fortreissen, in einem gewissen Verstande verführen, das müssen die Haupteigenschaften eines christlichen Redners seyn, und diese sind es auch, wodurch sich Massillon so sehr unterscheidet.

Er besitzt dieselben im höchsten Grade. Er ist daher unter allen Predigern derjenige, den man am öftersten liest, und vielleicht am längsten lesen wird.

Wie gründlich, wie stark, wie erhaben ist Bourdaloue! welche rednerische Ausbildungen der Gedanken bey diesem schöpferischen Geiste, welcher die Kunst zu predigen aus dem Chaos hervor zog! Aber mit wie viel Aufmerksamkeit muß man ihm folgen! Es fehlt ihm Salbung; seine weitläuftige Gelehrsamkeit scheint sein Genie ganz vertrocknet zu haben. Er opfert alles den Vernunftschlüssen auf. Niemand war geschickter die Lehrgebäude der starken Geister und Ketzer über den Haufen zu werfen; er ward daher auch zur Bekehrung der Hugenotten gebraucht. Man erinnert sich noch zu Montpellier des Eindrucks, den er daselbst gemacht hat.

La

La Rüe ist erhaben, geistreich, beredt, und in einigen Reden unnachahmlich, wie in der **von den allgemeinen Landplagen**; er belebt alles: aber seine Einbildungskraft macht ihn bisweilen mehr zum Poeten als zum Redner. Man findet in seinen Predigten den Verfasser des **Lysimachus**, des **Cyrus**, der **Andrienne**, und vieler andern Werke, die ihm einen der vornehmsten Plätze auf dem Parnaß verschafft haben. Er würde sich vielleicht noch mehr in die witzige Art zu predigen vertieft haben, wenn ihm nicht ein Hofmann folgendes gesagt hätte: „Mein lieber Pa„ter, fahren sie fort in dem bisherigen Tone zu „predigen; wir wollen sie immer mit Vergnügen „anhören, so lange sie uns gesunde Vernunft vor„tragen. Aber ja keinen Witz! Mancher von „uns ist im Stande mehr Witz in ein Trinklied „zu bringen, als die meisten Prediger in alle ihre „Fastenandachten.„

Cheminais ist voll sanften Gefühls; man nennt ihn insgemein den Racine unter den Predigern, so wie Bourdaloue der Corneille von ihnen ist. Aber Cheminais ist schwach; seine Arbeiten sind Früchte eines glücklichen Genies, das noch nicht zur Reife gelangt ist, und der Tod hat ihn verhindert die letzte Hand an seine Werke zu legen.

La Colombiere, Gaillard, Terrasson, Segaut, sind unter diesen großen Mustern. Bossuet und Flechier sind nur in Lob- und Trauerreden vortrefflich gewesen.

Niemand aber rührt mehr als Massillon; niemand hat die Pflicht eines Kanzelredners besser erfüllt, und dem Rathe des Herrn Montcrif mehr gefolgt, als er. Welche pathetische Sprache! Welche Kenntniß des menschlichen Herzens! welcher immerwährender Ueberfluß einer gerührten Seele! welcher wahrer, philosophischer, menschenfreundlicher Ton! welche lebhafte und zugleich bescheidene Einbildungskraft! der Eindruck, den dieser ungekünstelte, natürliche und gefällige Redner macht, ist zureichend, dem Rührenden vor dem Unterrichtenden, dem Pathetischen vor dem Philosophischen, den Meynungen des Herrn Montcrif vor allen andern seiner Gegner den Vorzug zu geben.

Ich wiederhole es nochmals, der Ruhm und der Beyfall, den dieser große Mann mit seinen Werken erworben hat, kommt daher, daß er mehr zu rühren als zu unterrichten sucht. Er setzt allemal die Grundsätze voraus, oder trägt sie mit zwey Worten vor, und hernach läßt er sich blos auf Moral ein. Er zieht die Rührung des Herzens allem vor; er erfüllt die Seele mit jenem heilsamen und lebhaften Schauer, der uns die Tugend liebenswürdig macht.

Ich bin bey Anführung berühmter geistlicher Redner nicht weiter als bis auf den Bourdaloue gegangen; die meisten seiner Vorgänger im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte sind blos von ihrer lächerlichen Seite her bekannt. Es waren fromme Pickelheringe. Ihre Reden, mit

falschen,

falschen, ausschweifenden Gedanken, mit kindischen Spielwerken und Spitzfündigkeiten, mit niedrigen und lächerlichen Vergleichungen, mit allerhand Possen und Gemälden angefüllt, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, und dieses alles in einer barbarischen, halb französischen, halb lateinischen Sprache, sind noch unter unsern Possenspielen.

Die große Kunst, seine Zuhörer zu vergnügen, bestund in einer starken und lebhaften Declamation; man bezeichnete, in seinem satyrischen Eifer, die Personen, von denen man redete; und besonders erzählte man gern abgeschmackte und nicht selten ärgerliche Historietten. a)

a) Dadurch haben sich Olivier, Maillard, Barlette, Raulin, Meyssier, Guerin, Menot und andere Beyfall erworben. Man kann sich des Lachens ohnmöglich enthalten, wenn man die Predigten des letztern vom verlohrnen Sohne und der Magdalene liest; so wie wenn man einen andern Prediger in einer Lobrede auf die heil. Jungfrau ganz treuherzig erzählen hört, daß Maria und ihr Sohn sich wegen der Seligkeit eines Geistlichen, dessen Wandel sehr schlecht, seine Devotion gegen die heil. Mutter aber sehr groß gewesen, gezankt haben sollen Hier sind noch einige andere eben so zuverläßige Stücke. Eine sehr schöne Nonne, Namens Beatrix, brachte funfzehn Jahr außer dem Kloster, und in der Welt als eine Buhlschwester zu, ohne daß man sie in dem Kloster vermißte, weil die heil. Jungfrau, die sie vorher darum angerufen, ihre Gestalt angenommen, und alle ihre Verrichtungen im Kloster gethan hatte, das Thürhüter-

Dieß sind die Streitigkeiten, die man über die Beredsamkeit auf der Kanzel geführt hat. Ihre Wichtigkeit hat verursacht, daß ich mich dabey länger, als bey andern, aufgehalten habe.

hüteramt selbst nicht ausgenommen. Eine Aebtissinn, welche sich hatte schwängern lassen, woran sich ihre Untergebenen so wohl als auch der Bischof sehr ärgerten, nahm ihre Zuflucht zu Marien, welche das Kind durch zween Engel wegnehmen und verstecken ließ, so daß man die Aebtissinn, als man sie ihres Fehltritts überführen wollte, für eine unschuldig verläumdete Heilige erkennen mußte. Man findet unter diesen Erzählungen auch die von den Gänsen des Bruders Philipps. Lafontaine hätte noch andere daraus nehmen können, so wohl als aus dem Bocaz.

Dritte Abtheilung.

Streitigkeiten über die Poesie.

Ich verstehe unter diesem Namen 1) die Poesie an sich selbst; 2) die Versification und den Reim; 3) das Heldengedicht; 4) die dramatischen Gedichte, und überhaupt alles, was eine Beziehung darauf hat, als die Parodien, die Natur der Schauspiele, und die Declamation.

I.

Ueber die Poesie an sich selbst.

Einige haben sie ganz und gar verworfen; andere haben sie geduldet wissen wollen, aber unter gewissen Einschränkungen. Beyde Meynungen haben ihre großen Schwierigkeiten.

Vermöge der ersten giebt man die Poesie für die größte Geißel des menschlichen Geschlechts aus; man behauptet, daß sie den guten Sitten gerade entgegen, und der Ruhe der Staaten, der Regierungsform derselben, den weisen Gesetzen, den ehrwürdigsten Gebräuchen, der Religion, der Handlung, kurz, allen nützlichen Künsten hinderlich sey.

Man stellt einen Dichter als eine ganz besondere Creatur vor, die mit ihrem Unsinn leicht andere

andere ansteckt, und ihnen den Kopf schwindelnd macht. Plato, der sonst sehr viel gesunde Vernunft hatte, ist der erste Urheber des antipoetischen Systems.

Er malt in seiner **Republik** und in seinem Buche **von den Gesetzen** einen **Menschen**, der sich aufs Versemachen legt, mit den abscheulichsten Farben. Einige Neuern haben es nachdem für eine Ehre gehalten, die Meynung dieses Philosophen anzunehmen, und sie noch zu übertreiben.

Man muß einen Bruder der Madame Dacier, der eben so gelehrt, aber nicht so berühmt als sie war, und dabey alles reformiren wollte, unter die größten Feinde der Poesie rechnen. Er war weder mit den Wissenschaften, noch mit der Religion zufrieden. Er verfiel auf sehr wunderbare und ausschweifende Ideen, nachdem er die calvinische Religion abgeschworen hatte, bey welcher sein Vater als ein philosophischer Freygeist geblieben war. Er ärgerte sich besonders an der Poesie, und gab, um sie verhaßt zu machen, ein Werk heraus, in welchem er sie nicht allein als unnütz, sondern auch als gefährlich beschrieb. Das Buch ist in lateinischer Sprache geschrieben, und hatte wenigstens den Vortheil, daß es wenig bekannt war: aber der P. Lamy zog es endlich aus seiner Dunkelheit hervor.

Er zog die Grundsätze und Beweise heraus, und trug sie in ein ander Buch hinüber, unter dem Titel: **Neue Betrachtungen über die**

Dicht-

Dichtkunst. Alles, was wider die Poesie kann gesagt werden, ist darinne beysammen. Der P. Lamy war sonst ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften; aber er liebte nur die abstracten Wissenschaften, ob er gleich selbst ein sehr feuriges Genie hatte. Seine Anfangsgründe der Mathematic verfertigte er auf einer Reise, die er zu Fuße von Grenoble bis nach Paris that.

Die Poesie verachten, war eben so viel, als die Poeten selbst angreifen; ihnen kam es daher zu, sie zu vertheidigen: dennoch erklärte sich Saint-Evremond wider sie: „Die Poesie, sagt er, erfo„dert ein besonderes Genie, welches sich mit der „gesunden Vernunft nicht sehr verträgt. Sie ist „bald die Sprache der Götter, bald der Nar„ren, und selten die Sprache eines ehrlichen „Mannes.„

Man findet selbst nicht wenige unter den Prinzen, die eben so gedacht haben; nichts hat ihnen öfters so sehr am Herzen gelegen, als die Poesie von ihren Staaten zu entfernen, gleich als ob sie eine ansteckende Seuche wäre, welche allenthalben, wo sie sich einschleicht, Tod und Verwüstung mit sich führt. Niemand hat dieses Vorurtheil weiter getrieben, als der vorige König von Preussen, welcher doch gewiß weder den Plato, noch den P. Lamy gelesen hatte: alle Poeten waren ihm äußerst verhaßt. a)

Wie

a) Dieser Prinz ward über dem Hauptthore seines Pallasts zu Berlin eine Schrift gewahr, und fragte seine

Wie verschieden ist hier der Caracter und der Geschmack zwischen Vater und Sohn! So sehr der eine die Poesie verabscheuete, so sehr ist der andere vor sie eingenommen. Friederich wählt sie zu seinem liebsten Zeitvertreibe und sucht eine Ehre darinne. Er nimmt seinen Platz unter den Dichtern, so wie unter den Geschichtschreibern und Philosophen.

August,

seine Hofleute, was es wäre. Man erklärte ihm diese Schrift, und sagte dabey, daß es lateinische Verse wären, welche der Resident Wachter zu Berlin gemacht hätte. Der König, der sich darüber entrüstete, ließ ihn sogleich vor sich fodern. Der Dichter kam, und glaubte sich eine Belohnung zu holen: aber wie erschrack er, da ihn der König mit drohender Stimme anfuhr: **Ich befehle euch, sogleich aus dieser Stadt und aus meinen Staaten zu gehen.** Wachter begab sich hierauf ins Hannövrische, und von da gieng er nach Leipzig. Uebrigens liebte dieser Herr die Philosophen und die Gelehrten eben so wenig, als die Poeten. Man kann zum Beweise davon die Vertreibung des berühmten **Wolf**, und die schlechte Aufnahme des jungen **Baratier**, den man ihm als ein Wunder der Gelehrsamkeit vorstellte, anführen. Der König fragte ihn, ob er das Staatsrecht verstünde; der junge Mensch antwortete Nein. **Nun so lernt es erst, ehe ihr euch für gelehrt ausgebt,** versetzte der König darauf. Der junge Baratier ließ alle andern Wissenschaften liegen, um sich auf das Staatsrecht zu legen, und brachte es in fünf Monaten so weit, daß er eine öffentliche Disputation darinne hielt. Er starb aber kurz darauf von allzu vielem Studiren.

August, Hadrian, und wenn wir auf unsere Prinzen kommen, Thibault, Graf von Champagne und König von Navarra, Carl von Orleans, Franz der erste, die Königinn Margaretha, und noch viel andere, haben selbst Verse gemacht. Eine weit größere Anzahl hat sie blos geliebt.

Die Feinde der Poesie, die dem Plato auf eine lächerliche Weise nachbeteten, wollten sie ganz und gar verbannet wissen. Ihrer Meynung nach, wirft sie über kurz oder lang die Grundfesten der Staaten über den Haufen; sie ist die Mutter aller Laster; sie erzeugt Unwissenheit, Hochmuth, Faulheit, Unordnung, Rachgier, Meineyd, Ehebruch und Blutschande, Taumel der Leidenschaften und Verachtung der Religion. Man wirft ihr vor, daß sie die Tugend lächerlich und die abscheulichsten Dinge zu Sittenlehren mache; daß sie öfters von schändlichen Materien handele, die Ehre des Nächsten angreife, und ein Pfuhl sey, dessen Gestank sich überall ausbreite und alles vergifte. Man siehet in denen von ihr begeisterten nichts als Schwärmer, nichts als Ungeheuer, von denen man die Erde reinigen müsse. Sie vermengen, in ihrem Eifer, so viel liebenswürdige Dichter, Günstlinge des Genies und der Grazien, mit jenen Priestern der Wollust, als Petronius, Lafontaine, Vergier, Ferrand und der ekelhafte Grecour waren. a) Sie lästern auf den Anacreon,

a) Wie viel unausstehliche Erzählungen, gegen einige erträg-

creon, Ovid, Tibull, la Süze, Chaulieu, Pavillon, la Fare.

Gewisse strenge Beurtheiler der Poesie haben es so gar unter die schönen Handlungen ihres Lebens gerechnet, daß sie nie einen Poeten gelesen haben. Man lobt die Frau des Racine, daß sie die Trauerspiele ihres Mannes nicht hat lesen mögen.

Aber alles dieses, wider eine so reizende Kunst erhobene Geschrey, war nicht im Stande sie verhaßt

erträgliche, bey ihm! Grecour war ein Lustigmacher in Gesellschaften, und machte sich zugleich durch seine boshaften Spöttereyen fürchterlich. Man erinnert sich zu Tours noch einer Predigt, die er als ein junger Geistlicher daselbst hielt. Es war ein bloßes Gewebe von ärgerlichen Erzählungen, welche das Frauenzimmer gedachter Stadt betrafen. Er machte Sinngedichte, wenn er vor dem Altare stand. Man kennet seinen Philotanus; so unzufrieden die Gesellschaft der Jesuiten damit seyn mußte, so ließ er sich doch nicht abhalten sie fleißig zu besuchen. Er war bey seinem natürlichen Feuer und Flüchtigkeit zu allen ernsthaften Wissenschaften ungeschickt. Unterdessen wollte er doch für gelehrt gehalten seyn; im Griechischen gab er sich für sehr geschickt aus, ob er gleich nicht ein Wort davon verstand. Er ward darüber öfters beschämt, aber er log sich immer durch. An der Ehre war ihm nicht viel gelegen, desto lieber aber war es ihm, wenn er andere zusammen hetzen konnte. Sich selbst schonte er noch weniger als andere, und rühmte sich, daß er besser lügen könne, als iemand.

verhaßt zu machen. Es ließen sich auf allen Seiten Stimmen zu ihrer Vertheidigung hören, welche der einzuführenden Barbarey Hindernisse in den Weg legten. Es waren Schriftsteller, die selbst nie anders als in Prosa geschrieben hatten, welche sich am heftigsten einer so thörichten Meynung widersetzten.

In dem P. Thomassin, in dem gelehrten und scharfsinnigen Abte Massieu, in dem Baron Coutures, dem Uebersetzer, Ausleger und Anhänger des Lucrez fanden die Musen ihre Beschützer. Der Dichter Gacon verfertigte eine übertriebene Lobschrift auf die Poesie und auf die Poeten. Er hätte sich eher unter den Ruinen des Parnassus begraben, als ihn entweihen lassen. Aber eben dieser Gacon, der als der Anführer des **Narrenregiments** (wie man die Vertheidiger der Poesie nannte,) bekannt ist, hätte beynahe die Sache, die er vertheidigte, verdorben. Da er die Poesie, gegen alle ihr gemachten Vorwürfe retten wollte, bewieß er ihre Unschuld durch einige abscheuliche Sinngedichte wider den Bossuet und Fenelon, welche sich wider das Theater erklärt hatten.

Die Freunde des Parnaß führten Gründe genung für sich an. Man verachtet die Poesie nur, sagten sie, weil man sie nicht kennt; man vermengt den Mißbrauch des Talents mit dem Talente selbst. Die Beredsamkeit und alle andern Arten der schönen Wissenschaften sind eben so wohl dem Mißbrauch unterworfen, als die Poesie.

Die Bildhauer- Maler- und Kupferstecherkunst werden öfters noch mehr gemißbraucht. Die Regierung sollte daher diese Künste ebenfalls verbieten, da sie dem Gesicht nicht selten sehr gefährliche Gegenstände vorstellen. Nichts, setzte man hinzu, müßte in einem Staate geduldet werden, wobey die Einbildungskraft beschäfftigt ist, weil sie leicht auf Irrwege geräth, weil sie mehr das Angenehme als das Nützliche sucht, und weil die Neigung zum Vergnügen und zu nichtigen Tändeleyen sich der Gemüther nur allzu leicht bemächtigt.

Es ist leicht, sagte man ferner, den schlimmen Eindrücken zuvor zu kommen, welche einige unüberlegte Lehren der Poeten machen können, wenn man nichts auf das Theater oder unter die Presse bringen läßt, was den guten Sitten, den Gesetzen und der Regierung zuwider ist.

Man weiß, wie vorsichtig die Athenienser in diesem Stück waren; wie übel sie dem Euripides begegneten, als er sich gelüsten ließ ungeziemende Reden von den Göttern zu führen. Es wäre, in einem seiner Trauerspiele, ein Acteur bald von dem Theater gejagt worden, da er etwas anstößiges vorbrachte, welches aber durch die Entwickelung des Stücks wieder gut gemacht ward. In Frankreich darf kein Stück ohne Censur gespielt werden, und der Censor ist insgemein sehr strenge. Man muß ein gewisses Mittel zu treffen wissen, um so wohl die Zuhörer oder Leser, die nichts wider ihre Art zu denken erlauben wollen, als auch

die

die Poeten zu befriedigen, welchen man jene grossen und schimmernden Züge, jene glückliche Kühnheit nicht nehmen muß, wodurch sie allein unsterblich zu werden verdienen.

Endlich, sagte man, (und dieser Vorwand ist sehr wichtig,) wenn die Poesie sich auch mit Kleinigkeiten und scherzhaften Dingen beschäfftigt, so hat sie doch auch andere und selbst die ernsthaftesten Materien bearbeitet. Sie hat nicht lauter Petrarchen, Quinauts, Lafontainen; sondern sie hat auch öfters solche Genies begeistert, die sie zu einer schätzbaren Kunst gemacht haben. Ihr Ursprung ist sehr alt und zugleich von großem Adel. Strabo behauptet, daß sie noch eher als die Beredsamkeit gewesen sey; dieß ist zu ihrem Ruhme schon genung. Andere haben sie gar für die erste Sprache der Menschen ausgegeben, und geglaubt, daß der erste Mensch die schnellen Bewegungen seiner Seele, die starken Empfindungen der Dankbarkeit bey Erblickung des Weltgebäudes nicht besser habe ausdrücken können, als durch sie. Es ist wahr, daß sie anfänglich blos zum Lobe der Gottheit ist gebraucht worden; sie ist aber hernach Stufenweise herunter auf die Creaturen gestiegen, die sie ihres Weyhrauchs würdig achtete. Sie hat Helden, Eroberer, Stifter neuer Reiche, und Gesetzgeber der Völker besungen. Moses ist der Vater der Poesie, und der erste Dichter der uns bekannt ist. Seine Prosa ist den schönsten Versen gleich, und sein Lobgesang ist ein Meisterstück der Dichtkunst. Warum

sollte man eine Kunst verwerfen, die vom Himmel selbst abstammt, und alle Merkmale einer göttlichen Eingebung hat?

Wenn man die Poeten als unnütze Glieder eines Staats ansahe, so führte man dagegen das Beyspiel anderer Nationen an, welche die Poeten nicht so gering schätzen, sondern sie öfters zu den wichtigsten Staatsbedienungen brauchen. In der That hindert es in Engeland nichts ein Dichter und Staatsmann zugleich zu seyn. Addison, Congreve, Prior sind zu sehr wichtigen Staatsangelegenheiten gebraucht worden. Sie haben ihrem Vaterlande gute Dienste geleistet. Die Italiener haben öfters eben dasselbe gethan. Als sie den Pabst Clemens VI, der zu Avignon residirte, bereden wollten, wieder nach Rom zu kommen, schickten sie den Petrarch an ihn ab, der ihm ein schönes Gedicht vorlegte. Wenn diese Gesandschaft nicht glücklich ablief, und der Pabst den Bitten der Römer nicht Gehör gab, so liegt es eben so wenig an der Poesie, als an der Beredsamkeit, daß sie nicht allezeit die gesuchte Wirkung thun.

Dem Ariost wurden gleichfalls Staatsgeschäffte aufgetragen. Man übergab ihm die Verwaltung einer Provinz auf den appenninischen Gebirgen, welche einen Aufruhr erregt hatte, und von Banditen und Räubern beunruhigt ward, und welche um so viel schwerer in Ordnung zu bringen war, weil dieses Gesindel, wenn es alle Arten von Grausamkeit ausgeübt hatte, sich in die Berge

ver-

verkroch, und sich da weiter vor niemand fürchtete. Ariost machte alles wieder ruhig; er brachte die Gemüther der Einwohner in der Provinz, und besonders dieser Räuber, auf seine Seite. Als dieser poetische Stadthalter eines Tages, mit tiefern Gedanken als gewöhnlich, im Schlafrocke, aus der Festung, in welcher er sich aufhielt, heraus gegangen war, fiel er unter ihre Hände. Einer von ihnen erkannte ihn so gleich, und berichtete dem Anführer, daß es Signor Ariosto wäre. Bey dem Namen des Ariost, Verfassers des **rasenden Rolands**, fielen ihm alle Räuber zu Füßen, versicherten ihn, daß er nichts zu fürchten habe, erwiesen ihm alle Freundschaft und begleiteten ihn wieder bis an die Festung, indem der Name eines Poeten, wie sie sagten, ihnen den Titel eines Gouverneurs an ihm ehrwürdig machte.

Dieß sind die Vorwürfe, die man der Poesie machte, als sie von einigen ganz verworfen ward. Die andere Meynung, da man sie nur unter gewissen Einschränkungen dulden wollte, hat ebenfalls zu mancherley heftigem Streite Anlaß gegeben.

Eine von diesen Einschränkungen betraf die Fabeln, welche verschiedene Personen aus der Poesie verbannen wollten.

Alle Welt weiß, daß bey den Aegyptern, den Griechen und Römern, das ist, bey den vernünftigsten Völkern des Erdbodens, die Fabeln das Wesentliche der Religion waren. Sie machten

die Theologie der Alten aus; man ist aber wegen des Ursprungs der Mythologie noch nicht einerley Meynung. Einige finden ihn in der heiligen Schrift, und andere in der Geschichte; einige in der Astrologie, andere in der Moral; die größte Zahl aber in der Unwissenheit und im Aberglauben. Man hat die Eigenschaften des höchsten Wesens für eben so viel besondere Gottheiten angesehen; man hat sie unter verschiedenen Namen und unter verschiedenen Gestalten vorgestellt, und so wohl denen Zeichen, als denen bezeichneten Dingen eine gottesdienstliche Verehrung erwiesen. Dom Pernetti, ein Benedictiner von der Versammlung des heil. Maurus, glaubt die Sache noch besser errathen zu haben. Er erklärt alle Fabeln durch die Alchymie; er giebt vor, daß die ersten hermetischen Philosophen, das ist, die der großen Kunst Gold zu machen nachstrebten, die Väter der Mythologie wären; daß sie ihre eigenthümliche Sprache sey, welche sie erfunden hätten, um die Geheimnisse ihrer Kunst vor den Augen des gemeinen Haufens zu verbergen; daß die Poesie ihre Kunstsprache sey, in welcher sie für andere räthselhaft, für die Adepten aber sehr verständlich redeten; so wie sich ohngefehr die Freymäurer an gewissen Worten und Zeichen erkennen. Diese Philosophen hatten Schüler, und diese Schüler wieder andere Schüler, so daß ihre geheimnißvolle Sprache nach und nach gebräuchlich ward, und sich in alle Theile der Welt ausbreitete.

Die

Die Fabel habe aber ihren Ursprung woher sie wolle, so rührt sie doch wirklich vom Heydenthum her, und dieses ist schon zureichend, daß einige Schriftsteller ihren Gebrauch als ein Verbrechen ansehen. Sie haben sie für die Poesie für ganz entbehrlich gehalten; sie haben alle Erdichtungen, Allegorien, Anspielungen und nach dem Heydenthum schmeckenden Ideen ohne Barmherzigkeit verworfen. Ein christlicher Dichter, sagen sie, muß mit der Menge von Göttern, Göttinnen und Ceremonien nichts zu schaffen haben. Er muß ohne Sinnbilder reden, und seine Sprache muß blos die Sprache der Wahrheit seyn. Sie geben die Fabel, und alles was einige Aehnlichkeit mit ihr hat, für lauter Ungeheuer aus, und glauben, daß es für die christliche Religion gefährlich sey, wenn man sich ihrer noch bedient. Diese Verschönerungen, diese Zauberey, dieses Leben, welches sie in alles bringt, scheint ihnen eine überflüßige, schädliche und strafbare Sache zu seyn. Sie halten die Poesie auf ihrem eigenen Grunde und Boden für reich genung, um der Einbildungskraft, der Begeisterung, diesem gewaltsamen und göttlichen Feuer, welches das Kennzeichen des Genies ist, Nahrung zu verschaffen.

Fleuri, Bossuet, Nicole, Pelisson waren dieser Meynung. Die fabelhaften Erfindungen, diese in den Gedichten der Griechen und Römer überall verbreiteten Wunder, fanden ebenfalls bey dem jüngern Racine a) keinen Beyfall.

a) Ein berühmter Portraitmaler hat ihn auf einen Schrei=

Dieser Schriftsteller, dessen Werke voll von Religion sind, der außer ihr und ihren Lehren fast nichts gesungen hat, siehet die Fabeln als einen Mißbrauch der Poesie an, und hält es für ein Merkmal ihres Verfalls, da diese in Aegypten, in Griechenland, in Italien, bey den Galliern, und selbst bey den Völkern in China und in America anfiengen Mode zu werden. Die Poesie war ursprünglich nichts als ein von Begriffen der Moral und des höchsten Wesens erzeugter Enthusiasmus.

Rollin, ob er gleich den Gebrauch der Fabeln bey einem christlichen Dichter verwirft, so tadelt er doch gewisse kühne Figuren nicht, welche ein Bild ausmachen, und wodurch man unbelebten Dingen Sprache, Empfindung und Bewegung giebt. „Es wird stets erlaubt seyn, sagt er, den „Himmel und die Erde anzureden; die Natur „zum Lobe ihres Schöpfers aufzufodern; den „Winden Flügel zu geben, und sie zu Boten „Gottes zu machen; die Himmel mit der Stimme des Donners seinen Ruhm verkündigen zu „las-

Schreibetisch gelehnt vorgestellt, wo er die Werke seines Vaters vor sich liegen, und den Vers des Hippolytus in der Phädra aufgeschlagen hat:

Et moi, fils inconnu d'un si glorieux père,
Je suis encore loin . . .

„Und ich, der unbekannte Sohn eines so berühmten Vaters, ich bin noch weit davon.„

„lassen; und Tugenden und Laster zu Personen „zu machen. Es ist nichts anstößiges, wenn „man sagt, daß der Sieg einen Eroberer auf „allen Schritten begleite; daß das Schrecken vor „ihm her gehe, und Verwüstung und Entsetzen „hinter ihm drein folge.„

Der Dichter Santeuil warf sich zum Vertheidiger der Fabel auf, da man so heftig wider sie eiferte. Er war noch in seinem flüchtigen Jugendfeuer. Bezaubert von dem Wunderbaren, das sie seiner erhitzten Einbildungskraft darbot, schrieb und stritt er für sie, wie ein keckhafter Ritter. Nichts schien ihm über dieses bezauberte Land der Feen zu gehen. Er beschrieb alle Annehmlichkeiten desselben in lateinischen Versen, die er im Jahr 1669 heraus gab, und die der große Corneille würdigte in freye französische Verse zu übersetzen. Aber Santeuil, der enthusiastischte und zugleich verzagteste Mensch, der immer das Gegentheil von dem that, was er im Sinne hatte, änderte auch hierinne seine Meynung; er glaubte den Himmel gelästert zu haben, da er in einem seiner Gedichte den einzigen Namen Pomona gebraucht hatte. Er schwor, daß er nie wieder einer heydnischen Gottheit Erwähnung thun wollte. a)

 Er

a) Ergo sacra novæ mutent jam carmina leges;
Et suus antiquis præripiatur honos.

Ich weiß nicht ob die französischen Verse unsers Autors:

Bannis-

Er kam aber bald wieder auf seine erste Meynung zurück. Mit einem Worte, er war bald für, bald wider die Fabeln eingenommen, so wie man etwan mit ihm über diesen Artickel sprach. Der P. Rapin aber änderte seine Meynung nicht. Er hat den Fabeln in der Vorrede zu seinem Gedichte vom Gartenbau das Wort sehr nachdrücklich geredet. Vaniere hat sich ihrer auch bisweilen bedient; doch reuete es ihn hernach, und er sahe sie für eitel Kinderpossen an. Der Schäfer Aristäus im vierten Buch des Virgils von der Landwirthschaft gefiel ihm gar nicht, und überhaupt waren ihm alle Erdichtungen verhaßt. „Ich liebte sie ehemals, sagt er in einer Anmer„kung zu seinem Gedichte, Prædium rusticum, „weil das Beyspiel des Rapins mich verführt „hatte; ich hielt diesen für ein nachahmungswür„diges Muster.„

Diese widersprechende Meynungen giengen dem Abt Menage sehr nahe. Dieser griechische, lateinische, italienische und französische Dichter hatte mehr Eifer als Fähigkeit zu der Verskunst, ob er gleich verschiedene gute Gedichte gemacht hat. Er liebte wirklich die Poesie, gab sich viel Mühe

Bannissons de nos vers tout ornement profane,
Tous ces dieux supposés, que notre Dieu condamne.

eine Uebersetzung davon seyn sollen.

Mühe jungen Leuten darinne fort zu helfen, und wandte sogar einen Theil seines Vermögens zu dieser Absicht an. Der geistliche Stand, in den er trat, hatte schon den Poeten aus ihm verdrungen, als er von der Neuerung hörte, die man auf dem Parnasse vorzunehmen willens war; und auf einmal war er wieder Poet. Er hielt die Fabeln für die reichste Quelle aller Poesie, und besonders der muntern, leichten und galanten, die ihm seine Feinde zum Vorwurf machten, und die er seinem Stande nicht zuwider glaubte, in Ansehung der großen Menge geistlicher Personen, die sich darauf gelegt haben. Er gab ein langes Verzeichniß von solchen heraus, die in dem Tone des Anacreon, Tibulls und Ovids gesungen hatten. Menage sagte, daß, wenn man die Venus, den Cupido, die Grazien der Poesie nehmen wollte, es eben so viel sey, als das Jahr des Frühlings berauben, und daß alle Götter und Göttinnen des Alterthums nicht so zahlreich wären, daß man ihre Zahl nicht noch stärker wünschen sollte, um die Bezauberungen und die Wirkung der Poesie noch mehr zu vermehren.

Es ist merkwürdig, daß kein einziger unserer großen französischen Dichter wider die Fabeln geschrieben hat: Die Fabel bietet dem Geiste tausend verschiedene Schönheiten dar a) sagt Boileau.

In

a) La fable offre à l'esprit mille agrémens divers.

In der That ist auch die Mythologie der Dichtkunst eben so vortheilhaft, als der Malerey, wenn man nur bey ihrem Gebrauche Vernunft und Geschmack zu Rathe zieht. Es ist ärgerlich, wenn man im **befreyten Jerusalem** die großen Wahrheiten der Religion mit den abgeschmackten Fabeln des Heydenthums vermischt sieht. **Camoens** und **Tasso** sind darüber gar nicht zu entschuldigen. An allen andern Orten aber, wo es nicht mehr die Frage von dieser wunderlichen Vermischung ist, was kann da einen Dichter hindern, der zu unterrichten und zu gefallen sucht, daß er, um diesen Zweck zu erreichen, sich nicht bisweilen der Fabel und jener sinnreichen Erdichtungen bedienen sollte, welche, da sie allen Dingen ein Leben geben, öfters weit wirksamer sind, als das Wesentliche selbst?

Wir müssen indessen gestehen, daß der Geschmack der Fabeln vorbey ist; unser Jahrhundert zieht ihnen eine philosophische Denkungsart, Richtigkeit und gesunde Vernunft vor; den alten Dichtern waren sie weit nützlicher als den neuern. Lucanus ist der einzige, der keinen Gebrauch davon gemacht. Er ist der erste, der in sich selbst eine so reiche Quelle gefunden hat, aus welcher er genung zu einem epischen Gedichte schöpfen konnte. Es giebt in seinem **pharsalischen Kriege** keine erdichteten Schlachten. Eben so ist der Verfasser der **Henriade** genau der Wahrheit gefolgt. Wie geschickt ersetzt er die Zaubereyen der Fabel mit wahren, neuen, starken und weit reizendern

Bildern als sie selbst; mit der gefälligen und natürlichen Art, womit er moralische Wesen in ihren Reden und Handlungen zu beleben weiß! Ich zweifele, daß ein episches Gedicht heut zu Tage wohl würde aufgenommen werden, wenn man anders verfahren, und in einem langen Werke die alten Götter und Göttinnen, nebst allen mythologischen Hirngespinsten einführen wollte, so wohleingerichtet auch sonst das Gedicht seyn möchte. Diese Erdichtungen sind zu sehr abgenutzt; man hat sich selbst in Ansehung der Malerey anders besonnen.

Ehemals war es unter den Frauenzimmern Mode, daß sie sich in Gestalt einer Juno, einer Diana, einer Hebe oder einer Venus abmalen ließen. Man sahe öfters unter dem Bilde dieser letztern Gesichter, die, aller Schmeicheley der Kunst ohngeachtet, an dem Hofe zu Amathunt nicht zu den geringsten Bedienungen würden gebraucht worden seyn. Selbst Männer begiengen diese lächerliche Thorheit. Ueberall ein Jupiter, ein Mars, ein Apoll, ein Neptun, die doch öfters nie aus ihrem alten Schlosse, oder von ihrer Schreibstube gekommen waren. Alle diese stolzen Abbildungen sind aus der Mode gekommen. Man malt ietzt nach der Natur und nach der Wahrheit, und die einfältigste Art ist immer die beste. Man mag auch nicht mehr die Natur unter allerhand andere lächerliche Gestalten gezwungen sehen, und dieses mit Recht. Es kennt fast niemand die Gemälde mehr, die man zu Sceaux

zeigt,

zeigt, wo die Personen, die immer um die Herzoginn von Maine waren, der Herr von Malezieux, der Cardinal Polignac, die Frau von Staal unter der Gestalt der Affen vorgestellt sind. Die dritte lächerliche Thorheit, und die noch zu unsern Zeiten vorkommt, ist, wenn man sich als einen Bauer, einen Leyermann, einen Murmelthierträger, eine Amme, einen Raritätenkrämer u. s. w. abmalen läßt.

2.

Ueber die Versification und den Reim.

Kann es Poesie ohne Verse, und Verse ohne Reim geben? zwo Fragen, über welche ein doppelter Krieg auf dem Parnasse entstanden ist, und welche ich, ihrer Aehnlichkeit wegen, in einen einzigen Artickel zusammen ziehe.

Der **Telemach** hat im Jahr 1663 die erste Frage wieder rege gemacht, da ein unbekannter Schriftsteller, Namens Peter de Bresche, ein Werk unter dem Titel, **der Parnaß**, heraus gab. Die Anhänger des berühmten Fenelon traten wider ihn auf, und behaupteten, daß die Versification nicht das Wesentliche der Poesie wäre.

Sie wollten der Nation die Ehre verschaffen, daß sie ein Heldengedicht in ihrer Sprache besäße,

besäße, und zierten den Telemach mit diesem Namen, ob ihn gleich der Verfasser selbst nicht unter diesem Titel herausgegeben, sondern nur Begebenheiten des Telemachs genannt hat. Sie behaupteten, daß alle Theile eines Gedichts darinne zu finden wären. Sie setzten ihn der Iliade und der Aeneis an die Seite, und wollten dadurch beweisen, daß unser Parnaß nicht mehr auf den italienischen, englischen und portugiesischen eifersüchtig seyn dürfte. Die blühende, zärtliche, harmonische, abgemessene Prosa des Telemachs schien ihnen poetischer und angenehmer, als die schönsten Verse. Man behauptete so gar, daß das Sylbenmaß das Meisterstück des Fenelon nur verdorben haben würde, und daß das größte Lob, das man den Versen geben könnte, dieses sey, sie wären so gut als diese Prosa. Man berief sich auf das Muster dieses großen Mannes, um sie allenthalben einzuführen, und künftig zur einzigen Sprache des Apolls zu machen.

Wer sollte wohl glauben, daß der, der am eifrigsten wider die Verse stritt, selbst ein Versmacher gewesen sey? Lamothe, der sich sein ganzes Leben hindurch damit beschäfftigt hatte, ward endlich ihr ärgster Feind. Nie ist ein wahrer Dichter, ein Tasso, Despreaux, Racine, Pope auf solche Gedanken gerathen. Hat sich Newton wider die Mathematic, Lully wider die Music, Raphael wider die Malerey erklärt? La Mothe gab die Versification zwar wohl für eine sinnreiche Thorheit aus; aber doch allemal für eine Thorheit.

Er verglich die größten Versificateurs mit den **Namengedichtsmachern, und mit einem Tausendkünstler, der Hirsekörner durch ein Nadelöhr wirft, ohne ein anderes Verdienst zu haben, als daß er eine große Schwierigkeit überwunden.** Er stellte sie vor, wie sie sich um ein einziges Wort zermartern; wie ihnen die Augen funkeln; wie sie die Nägel an den Fingern zerkauen, und tausend lächerliche, den Convulsionen ähnliche Gebärden machen, um Gedanken zu erhaschen.

Man sagte aber, daß sich la Mothe nur wider die Verse erklärte, weil sie ihm immer nicht gerathen wollten. Die seinigen sind hart, höckrich und geflickt. So schlecht sie aber auch sind, so waren sie doch in seinem Munde beständig schön, weil er sie sehr gut vorzulesen wußte. Er ward allemal mit erstaunendem Beyfalle angehört, wenn er einige Verse in der französischen Academie vorlas. Selbst seine Fabeln wurden mit Entzücken angehört. Man erstaunte, als man sie hernach gedruckt sahe, über den Eindruck, den sie gemacht hatten, da man sie ihn selbst lesen hörte. Seine Prosa, ob sie gleich weit besser als seine Verse ist, hat dennoch sehr viel gesuchtes, spitzfündiges und gezwungenes. La Mothe kann in die Classe der guten Schriftsteller nicht gesetzt werden, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will. Isse und das **galante Europa** machen ihm den Quinault nicht ähnlicher, als **Romulus** und **Ines de Castro** dem Corneille und Racine.

Um

Um nun seine Meynung durchzusetzen, und jungen Leuten auf die Spur zu helfen, die er ihnen mit so viel Ruhmredigkeit zeigte, rieth er anfänglich an, nur die theatralischen Stücke in Prosa zu verfertigen. Er schuf selbst, zu Behauptung seiner Meynung, den ersten Auftritt aus dem **Mithridates** des Racine zur Prosa um: nie ist ein schönes Stück mehr verhunzt worden. Er verfertigte einen **Oedipus** in Prosa, um ihn seinem **Oedipus** in Versen entgegen zu stellen: beyde Stücke sind unerträglich. Das erste ward nicht einmal gelesen; das andere ward dreymal gespielt, und das war schon viel, obgleich der Autor in dem Vorbericht zu diesem Stück sagt, daß es mitten in seinem Laufe sey aufgehalten worden. Nachdem nun La Mothe das Publicum zu einem Trauerspiel ohne Verse beredet zu haben glaubte, so dehnte er auch sein System auf die Ode aus. Er gab deren zwo in Prosa heraus, und wollte so gar behaupten, daß die Prosa in allen Dichtarten am besten zu brauchen sey. Er gieng sie alle nach einander durch, und gab von einer ieden Art Exempel. Seine Ode an den Cardinal Fleuri, die in der Academie vorgelesen ward, ist nichts als die Entwickelung dieses Systems. In der zweyten Strophe zieht der Autor folgender Gestalt wider das Sylbenmaaß los: „Tyrannisches „Sylbenmaaß! sollen meine Gedanken stets deine „Sclaven seyn? Wie lange wirst du dir über die„selben eine Herrschaft anmaßen, die nur der ge„sunden Vernunft gehört? Richtigkeit, Ausdruck,

„Deutlichkeit, alles muß man dir aufopfern, so
„bald es der Numerus und die Cadenz befehlen;
„oder wenn ich sie zu erhalten suche, mit welchen
„Martern rächest du dich nicht an mir, daß ich
„dir widerstanden habe. Ich sehe öfters die
„Sonne aufgehen, untergehen, und noch mehr
„als einmal aufgehen, ehe ich einen Gedanken
„nach dir bequemen kann, der kaum einiger Au-
„genblicke werth war.„

Der stärkste Grund, worauf La Mothe seine Meynung stützte, war, daß die Prosa alles sagen könne, was die Poesie sagt; da hingegen die Verse nicht alles sagen können, was die Prosa sagt; und daß sie eben so wohl als die Poesie Begeisterung, Erfindung, Bilder, kühne Figuren und einen prächtigen Ausdruck vertrage. Einige seltsame Köpfe, die das sonderbare lieben, wurden von diesen seichten Gründen überzeugt. Sie traten auf die Seite des La Mothe, krönten die Stirnen der prosaischen Dichter mit Lorbern, und nannten einen ieden, der ohne ein poetisch Sylbenmaaß feurig und stark schrieb, einen Günstling des Apollo. Der Dichter Malebranche, der Dichter Fenelon, der Dichter Labruyere hörte man oft unter ihnen sagen. Der Rithmus, der Numerus, die Versetzungen, der Reim, die Harmonie, alles was den schönen Werken eines poetischen Geistes eigen ist, ward von ihnen verworfen.

Die Verschwörung ward fürchterlich. Die Dichter aller Jahrhunderte und aller Länder ver-

lohren

lohren viel von ihren Verdiensten, wenn man sich nicht angelegen seyn ließ die Vorzüge derselben zu bestimmen. Man machte demnach die Verse zur Seele der Poesie, zum Vereinigungspuncte aller Schönheiten, die durch ein wahres poetisches Genie hervorgebracht werden, zur Quelle der mächtigen Zaubereyen eines Amphions und eines Orpheus. Und was liegt daran, sagte man zu den Verächtern der Verse, ob sie eine wesentliche, oder eine blos willkührliche Schönheit sind; ob das Vergnügen in der Sache selbst, oder in der Wirkung des Mechanismus, eines zur Bezauberung bequemen Augenblicks liegt? Wir wollen die Bezauberung nur nicht hindern; wir wollen uns immer dem angenehmen Eindrucke überlassen, der aus dem Verdienst einer überwundenen Schwierigkeit entspringt. Es ist in der That ein Verdienst, und ohne dasselbe wird ein Trauerspiel, so interessant es sonst auch seyn mag, immer eine Vollkommenheit weniger haben. Ines de Castro, in Prosa aufgelöst, würde seinen ganzen Werth verliehren. Man führte dabey dieses Axioma an: „Ohne Versification ist keine Poesie, „so wie kein Gesang, kein Tanz, ohne Cadenz und „abgemessene Schritte. In Prosa schreiben, ist „eben so viel als reden, als gehen; aber in Ver„sen schreiben, heißt singen, heißt tanzen.„ Man hat die Poesie ohne Versification mit den Zeichnungen des Lebrün verglichen, die durch keine Farben erhellt sind. Sie müssen es aber seyn, wenn man sie für Gemälde halten soll. Und

wenn man auch die Verse aus keiner andern Ursache zulassen wollte, so wäre doch diese schon zureichend, daß sie dem Gedächtnisse faßlicher als die Prosa sind.

Unter denen, die sich dieser Neuerung am meisten widersetzten, waren der Abt Fraguier, Raimond de Saint-Mard, Desfontaines, La Chaussee und La Faye. Der letzte zeigte in einer Ode, daß die Versification gar keine Schwierigkeiten habe für die, die zu Poeten gebohren sind; und daß sie, statt dem Talente hinderlich zu seyn, vielmehr demselben Gelegenheit gäbe sich zu zeigen, und die Quelle von tausend Schönheiten würde.

a) „Der strenge Zwang, der den Geist einzuschränken scheint, giebt ihm jene glückliche Stärke, „die ihn bis auf den höchsten Grad erhebt. So „erhebt sich das Wasser, in engen Röhren zusammen gedrückt, und mit größerer Gewalt heraus „getrieben, hoch in die Lüfte; und die Regel, so „strenge sie zu seyn scheint, ist nichts als die Kunst „gewisser zu gefallen, die von schönen Versen unzertrennlich ist.„

Er

a) De la contrainte rigoureuse,
Où l'esprit semble resserré,
Il acquiert cette force heureuse,
Qui l'élève au plus haut dégré.
Telle, dans des canaux pressée,
Avec plus de force élancée,

L'onde

Er redete von der Wirkung, welche die Verse des Virgils über den Tod des Marcellus, auf das Herz des Augustus hatten. In allem, was er vorbrachte, war er bescheiden und fein. Er lobte den La Mothe, indem er ihn tadelte, und zog sich von seiner Seite eine gleich höfliche Antwort zu. La Mothe war mit dem Pactolus verglichen worden, und diese Vergleichung ist um so viel sonderbarer, da La Faye diesen kleinen Fluß einen großen Strom genannt hatte. Der Dichter Lainez, von dem wir so wenig haben, machte sich über dieses Versehen in folgendem Sinngedichte lustig:

a) „La Faye hat seinen Held mit dem Pactolus ver-
„glichen. Sie schicken sich so wohl zusammen,
„daß man ihm seinen Irrthum gern verzeihet:
„Er hält sie beyde für groß, und sie sind beyde
„klein.„

Der Herr von Voltaire, der damals als Jüngling schon in großem Rufe stand, und daher viel Vertrauen zu sich hatte, erhob sich endlich auch

 wider

L'onde s'élève dans les airs;
Et la règle, qui semble austère,
N'est qu'un art, plus certain de plaire,
Inséparable des beaux vers.

a) La Faye a comparé son heros au Pactole.
Il les a si bien assortis,
Qu'on fait grace à son hyperbole.
Il les croit tous deux grands, ils sont tous
deux petits.

wider den Mißbrauch, daß man die Prosa an die Stelle der Verse setzen wollte. Er stellte den La Mothe als einen Mißvergnügten am Hofe des Apollo vor, der sich an der Gunst, die er nicht erhalten hatte, rächen wollte, indem er andere abzuhalten suchte sie anzunehmen. Wenn man die französischen Dichter verwirft, sagt er, so verwirft man auch die griechischen und lateinischen. La Mothe, als ein alter Fechter, trug kein Bedenken, sich mit diesem jungen Widersacher herum zu schlagen; er behielt aber seinen gebietenden Ton, seinen Stolz auf sich selbst, den ihm zwar seine Anbeter zu gut hielten, die ihm aber beyde hier nichts halfen. Er ist im Tempel des Geschmacks gemalt:

a) „Ganz sachte kam La Mothe Houdard, welcher „in einem heuchlerischen Tone sagte: Macht auf, „meine Herren, mein Oedipus in Prosa kommt. „Meine Verse sind hart, ich räume es ein, aber „sie sind voller Sachen. Seyd so gut, macht „auf, ich will dem Despreaux nur zwey Worte wider die Verse mit Geschmack sagen.„

Wei-

a) Tout doucement venoit La Mothe Houdard,
Lequel disoit, d'un ton de papelard:
Ouvrez, Messieurs, c'est mon Oedipe en prose.
Mes vers sont durs, d'accord, mais forts de chose.

De

Weiter gieng der Streit zwischen diesen beyden berühmten Männern und ihren Anhängern nicht. La Mothe irrte sich weiter in nichts, als daß er wider die Poesie überhaupt schrieb, da er nur wider die Verse in den dramatischen Stücken schreiben wollte. Wenn er das Vorurtheil nicht durch andere Vorurtheile bestritten hätte; wenn er blos das nicht zu verachtende Trauerspiel Ines in Prosa geschrieben hätte, so würden wir vielleicht eine Gattung dieser Stücke mehr haben.

Doch wir sollen diese Gattung haben, wie man sagt. Unsere Verse sind keine Verse; sie haben keinen Rithmus, keine langen und kurzen Sylben. Zwey Sylben können sehr oft für eine gelten. Unsere Verse sind also, aus Mangel eines metrischen Maaßes, im eigentlichen Verstande, nichts als Prosa. Sie kann auf alle Verse, und alle darinne enthaltenen Schönheiten Anspruch machen, und das System des La Mothe zu ihrem Vortheil anwenden. Einförmige Sylben, an den Fingern gezählt und am Ende der Zeilen gereimt, können der Prosa nicht ihre Natur rauben. Die Italiener und Engeländer befinden sich mit uns in gleichem Falle. Keine von den neuern Sprachen ist der Versification günstig. a) Die Griechen und Römer haben unter

De grace, ouvrez, je veux à Despréaux,
Contre les vers, dire avec goût deux mots.

a) Kennt der Herr Verfasser auch alle neuern Sprachen? Kennt er wenigstens die deutsche? die auß-

allen Völkern des Erdbodens sich am besten darauf verstanden, und das feinste Ohr gezeigt, womit sie ihre kurzen und langen Sylben unterschieden, und sie geschickt in den Rithmus und in ein Sylbenmaaß zu bringen wußten. Unterdessen muß man doch unsere Verse lassen, wie sie sind, so unvollkommen sie auch seyn mögen, weil dem Uebel nicht abzuhelfen ist.

Der Streit über den Reim ward fast unter eben den Personen geführt. Diejenigen, welche die Versification verwarfen, und mit ihrer wunderlichen Meynung nicht durchdringen konnten, machten sich endlich an den Reim, und suchten wenigstens diesen aus den Versen zu verbannen. Sie nannten ihn eine ungeschickte Erfindung der Barbaren; sie malten ihn als eine von den häßlichen Gestalten ab, welche, wenn man sie neben die schöne Natur stellt, einem ieden abscheulich vorkommen. Der Reim beschwert, nach ihrer Meynung, den Vers mehr, als er ihn ziert; er überladet ihn mit Beywörtern; macht die Sprache gezwungen und ungewöhnlich; macht die Gedanken matt, indem er öfters zur Ausdehnung derselben verleitet. Man sieht sich öfters genöthigt einen

ser ihren kurzen und langen Sylben auch ihre Reime hat, und sich überdem noch vollkommen gut zum griechischen und lateinischen Sylbenmaaße der Herameter und anderer Versarten brauchen läßt. Der Franzose thue es uns nach, wenn er Lust hat.

einen schlechten Vers zu dulden, um einen guten nicht aufopfern zu dürfen. Er ermüdet in der Länge, und erregt Ekel. Seine Monotonie ist höchstens in kleinen Gedichten erträglich; in andern ist er überaus beschwerlich, besonders in alexandrinischen Versen, wo man sich keine Freyheiten nehmen, oder den Sinn aus einer Zeile in die andere schleppen darf, und wo die beständige Gleichheit der Zeilen eine zweyte Ursache zum Ekel ist. Man führte dabey das Beyspiel der Italiener und Engeländer an, welche gern eine ungereimte Zeile mit unterlaufen lassen. Ein gewisser Engeländer sagte, daß iedes Distichon auf zween Reimen wie auf zwo Krücken gienge. Alle diese scheinbaren Gründe, die in der That nur schwach sind, erhielten in dem Munde und in den Schriften des Fenelon, des la Mothe, und des Abts Prevot ein starkes Gewicht. Diese alle waren wider den Reim, und suchten die Dichter von seiner Sclaverey zu befreyen; sie wurden aber durch den Abt Nadal, d'Olivet, Desfontaines, durch den Präsident Bouhiers und den Herrn von Voltaire unter dem Joche gehalten. So viel Freyheiten sich der letztere auch in den Wissenschaften heraus nimmt, so hat er doch die Nothwendigkeit der Reime in unsern Versen eingesehen.

Der Franzos hat fast gar keine Prosodie; er muß also diesen Mangel durch den Reim ersetzen. Man muß ihn auch nicht deßwegen verwerfen, weil er manchem Dichter Mühe macht,

 und

und dem Ausdrucke Abbruch thut. Ein schlechter Dichter würde auch ohne ihn schlecht seyn; ein guter Dichter aber hat nie auf Unkosten des Gedichts gereimt. Haben Racine und der Verfasser der Henriade nicht alle Schwierigkeiten des Reims überwunden?

Die Monotonie, die man dem Reime vorwirft, kann nicht gänzlich geläugnet werden; man kann aber dieser Unbequemlichkeit einigermaßen abhelfen, wenn man eine Zeile um die andere reimt, wie der Herr von Voltaire in der Tragödie Tancred den Versuch gemacht hat.

Und was schreyet man viel wider den Reim? Wenn man ihn nicht liebt, so schreibe man in Prosa, und suche, wenn sie die Stelle eines Gedichts vertreten soll, den Abgang der Versification und des Reims durch starke Gedanken und ein doppeltes Feuer zu ersetzen, nicht aber durch Stücke, die matt, frostig und ohne Genie sind, so wie die waren, welche von den Feinden des Reims als Muster vorgelegt wurden.

3.

Ueber das Heldengedicht
oder
die Epopee.

Ich werde hier zuerst von dem Heldengedicht überhaupt reden; hernach von der Ilias, oder dem Streite über die Alten und Neuern; endlich von dem Heldengedichte des Virgils und den Romanen.

Von dem Heldengedicht überhaupt.

Man beschreibt es als eine Erzählung in Versen von heldenmäßigen Begebenheiten. Aber was ist die Absicht dieser Erzählung? Ist es der Unterricht, oder das Vergnügen? Eben hierüber sind die meisten Schriftsteller nicht einig mit einander.

Die Ausleger des Aristoteles glaubten, daß man zwischen beyden nicht lange unentschlossen seyn könnte. Sie bezogen in einem Heldengedichte alles auf die Moral und die Verbesserung der Sitten. Dieser Meynung waren der Jesuit Rapin und Le Bossü; Dacier und seine Frau dachten eben so. Sie legen eine unter dem Schleyer der Allegorie versteckte moralische Wahrheit

heit zum Grunde der Epopee; sie verlangen, daß diese Wahrheit schon müsse gewählt seyn, ehe man noch die Fabel erfindet, und gründen ihre Meynung auf den Aristoteles, aus welchem sie verschiedene Stellen zu Bekräftigung derselben anführen.

Der Abt de Pons aber widersprach dreust dieser Meynung in einer im Jahr 1717 gedruckten **Dissertation über das Heldengedicht.** Nun war dieser Abt nichts weniger als ein scharfsinniger Kopf; alles, was er gemacht, hat ist seicht und noch unter dem mittelmäßigen. Um aber für einen gelehrten Mann gehalten zu werden, machte er sich an die berühmtesten Männer, und wollte den Heldendichtern ein ganz anderes Feld anweisen. Nach seiner Meynung sollten sie blos zu gefallen suchen. Er untersagt ihnen Lehren der Weisheit und der Tugend ihren Helden in den Mund zu legen, und berühmte Personen zu Lehrern des menschlichen Geschlechts zu machen.

Aristoteles setzt ihn in gar keine Verlegenheit. Er läugnet, daß Aristoteles von den epischen Dichtern verlange lehrreich zu seyn. Aus dem dreusten Tone, womit er es sagt, sollte man schliessen, daß er über der griechischen Gelehrsamkeit grau geworden wäre; gleichwohl ist es gewiß, daß er den Aristoteles nie gelesen hatte, und nur sehr wenig, aus einigen Uebersetzungen, von ihm wußte.

Er gieng die ältesten Gedichte durch, und foderte iedermann auf, daß man ihm den moralischen

lischen Inhalt davon zeigen möchte. Er fand nichts unterrichtendes in der durch die unglückliche Liebe des Paris gegen die Helena zerstörten Stadt Troja; nichts in dem durch die Wiederkunft des Ulysses befreyten Ithaca; des Ulysses, der als ein über Glück und Unglück erhabener Held, als ein guter König, guter Vater, guter Ehegemal vorgestellt wird; nichts in dem Bilde eines Prinzen, der die heftigste Leidenschaft bezwingt, und der Stimme der Götter, und dem Befehle, ein neues Vaterland in Ausonien zu errichten, gehorcht; nichts in einem Patrioten wie Pompejus, der von der Liebe zur Freyheit und zu den Gesetzen voll ist.

Eben so wenig Unterrichtendes fand er auch in den neuern Gedichten. Was sollten Tasso, Milton, Camoens für eine andere Absicht gehabt haben, als ihre Zeitverwandten zu belustigen, und müßigen Lesern einen Zeitvertreib zu machen? Der Ton eines Moralisten würde in ihren Werken übel angebracht gewesen seyn; und wenn er auch bisweilen darinne vorkommt, so geschieht es doch nur auf kurze Zeit. Das Belustigende ist die Seele ihrer Gedichte, und das vornehmste Verdienst derselben. Diesem Gedanken zu Folge machte der Abt de Pons folgende Beschreibung von einem epischen Gedichte: „Es ist ein sinnreiches Gewebe von Begebenheiten und Bewegungsgründen, nach welchen die Handlung unternommen wird, die sich der Dichter zu besingen vorgesetzt hat.„ Er nennet alles ein episches

sches Gedicht, wo nur eine Handlung erzählt wird. Diesem Grundsatze zu Folge, giebt es sehr viel epische Gedichte. Der Abt de Pons rechnet so gar die Fastos und Verwandelungen des Ovids, unsere Elegien, unsere Hirtengedichte, und alle unsere abgeschmackten Historietten in Versen unter dieselben.

Diese dem Bossü und Dacier so entgegen gesetzte Meynung erschreckte alle Anhänger des Alterthums und der Gelehrsamkeit. Sie behaupteten mit diesen Auslegern des Aristoteles, daß es höchst nöthig sey, daß ein episches Gedicht zum Unterricht geschrieben, und nützliche Wahrheiten darinne vorgetragen werden.

Der Abt de Pons gab aber seine Meynung noch nicht verlohren; er vertheidigte sie, ob es ihm gleich nicht viel half. Man würdigte das, was er heraus gab, kaum des Lesens. Und dieser Streit, der mit diesen Schriften zugleich in Vergessenheit gerieth, wäre ewig vergessen geblieben, wenn ihn nicht la Barre einige Jahre darnach wieder aufgeweckt hätte.

Dieser Schriftsteller, einer von denen, die, weil es ihnen an eigener Erfindung und an Gedanken fehlt, sich mit Auslegung anderer beschäftigen, und dem Publico mit mühsamen und entbehrlichen Commentarien aufwarten, dieser Schriftsteller brachte in der Academie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, den Streitpunct zwischen dem Abt de Pons und seinen gelehrten Gegnern wieder in Bewegung. Er behaup-

hauptete, daß die leztern Unrecht hätten, da sie einen moralischen Grundsatz zur Regel eines epischen Gedichts hätten machen wollen, wovon die Alten gar nichts gewußt. Er gab alles für Träume aus, was die Ausleger den Aristoteles über diesen Punct sagen ließen. Le Bossü sollte das im Aristoteles gesucht haben, was nur in seinem Gehirne stack, und Dacier hatte die Dichtkunst desselben mit eben den Augen angesehen, mit denen er die Fabeln des Aesops gelesen hatte.

La Barre, der von einem epischen Dichter weiter nichts foderte, als daß er suchen sollte zu gefallen, daß er seinen Lesern angenehme Gemälde, neue und anziehende Aussichten, ohne die geringste Absicht zu moralisiren, vorstellen sollte, La Barre tadelte den Verfasser der Reisen des Cyrus, welcher in einer Abhandlung über diese Materie gesagt hatte, daß es in einem Gedichte nicht genung sey, wenn man zu gefallen wisse, sondern daß man auch zu unterrichten suchen müsse. Ramsay machte sich kein Bedenken, wenn er zwischen beyden wählen mußte, das Angenehme dem Nützlichen aufzuopfern; er verlangte aber, daß man beydes mit einander vereinigen sollte, und schlug den Telemach zum Muster vor, von welchem man nicht leicht sagen kann, ob sich mehr Angenehmes, oder mehr Liebe zur Tugend bey ihm findet.

Ein anderes academisches Mitglied nahm an diesem Streite Antheil. Er widerlegte den La Barre in Gegenwart eben der Personen, die ihn

zuvor gehört hatten. Der Abt Vatri behauptete, daß die Dichter sich nicht von der Regel moralische Grundsätze vorzutragen losmachen könnten, da diese unter allen andern Regeln die unwidersprechlichste sey. Er führte den P. le Bossü an, welcher, nach seiner Meynung, den Plan eines epischen Gedichts am besten verstanden, und dessen Aussprüche man für lauter Orakelsprüche zu halten habe. Er berief sich auf die alten Rhetoren, und prahlte, so sehr er konnte, mit seiner griechischen Gelehrsamkeit.

Dieser Streit würde noch einige Zeit gedauert haben, wenn der Tod nicht den La Barre im J. 1738 hinweg genommen hätte. Horaz sagt:

Aut prodesse volunt aut delectare poetæ.

welches denen vortheilhaft zu seyn scheint, welche das eine oder das andere zur Absicht eines Gedichts machen; ein anderer Vers aber eben dieses Dichters,

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

ist hinreichend, diesen Streit zu endigen. La Barre und sein Gegner waren übrigens in andern Stücken eines epischen Gedichts einerley Meynung. Sie kamen darinne überein, daß die Handlung einfach, groß, merkwürdig und besonders wichtig, ganz, wahr, oder wenigstens dafür gehalten seyn müsse: daß man nicht allein erzählen, sondern auch nachahmen müsse, um den Unterschied zwischen einem Gedicht und einer Ge-

schicht-

schichtbeschreibung, als welche blos erzählt, und der dramatischen Poesie zu beobachten, welche nur durch Vorstellung einer Handlung malt.

Die Anhänger der beyden Academiker ließen es an Betrachtungen über den Plan, die Caractere und die Schreibart einer Epopee nicht fehlen. Sie warfen sich zu Richtern über eine Kunst auf, welche keiner von ihnen, den Ramsay ausgenommen, verstund; alle Regeln, die sie zur Verfertigung eines epischen Gedichts vorschrieben, sind bisweilen geschickter die Sache schwer zu machen, als zu erleichtern. Dem Genie allein kommt es zu, den rechten Weg zu zeigen.

Wenn noch diese Ausleger des Aristoteles, welche vom Apollo berufen zu seyn glaubten, um den Menschen seine Geheimnisse zu offenbaren, sich auf andere wichtige Stücke der Epopee, nemlich auf die Situationen und Episoden eingelassen hätten, so hätten sie doch einigermaßen etwas gutes gehabt; aber sie berührten nichts, weder von der Wirkung, die diese Einschaltungen thun, noch von der Nothwendigkeit und der Art sie zu machen. Wenn viele Dichter nicht Beyfall gefunden haben, so kommt es hauptsächlich daher, daß sie nicht genung von diesen Stücken angebracht, und daß daher der Leser zu viel Erzählung, und zu wenig Handlung bey ihnen antrifft. Die **Henriade** selbst hat, nach der Anmerkung eines gewissen Schriftstellers, diesen Fehler, und würde das schönste Gedicht seyn, wenn sich der Verfasser mehr seinem herrschenden Talente, dem Pa-

thetischen der Merope und Alzire überlassen hätte. Der Abschied des Hectors von der Andromache, in der Iliade; die Liebesgeschichte der Dido, die Freundschaft des Eurialus und Nisus, die Klagen des Evanders, in der Aeneis; Armida, Herminie und Clorinde, beym Tasso; die Berathschlagung der Hölle, Adam und Eva, beym Milton, das sind Stücke, die ihre Urheber verewigen, und welche von Genien nachgeahmt werden sollten, die verwegen genung sind, die Heldentrompete zu ergreifen, und auf die Begeisterung der Calliope Ansprüche zu machen.

Der Streit

über die Alten und Neuern.

Nichts ist wahrer, als die Anmerkung des Plato: „Die außerordentlich großen oder klei„nen Gestalten werden unter den Menschen nur „selten angetroffen, und es finden sich in der Na„tur wenig Riesen und wenig Zwerge.„ Wenn man die Anwendung davon auf die Alten und Neuern gemacht hätte, zu der Zeit, da man ihrentwegen so heftig stritt, so würde dieser Streit bald geendigt worden seyn. Weder die einen noch die andern sind ganz Riesen oder ganz Zwerge. Man sollte die Mittelstraße gegangen seyn, und weder bis zur Bewunderung noch zur Verachtung,

achtung, weder bis zur Vergötterung noch zur Lästerung ausgeschweift seyn. Aber ein ieder urtheilte nur nach seinem Geschmack, und nach dem, was er vermöge desselben für schön oder für fehlerhaft ansahe; keiner betrachtete bey den Gegenständen, die er vor Augen hatte, den Endzweck, und man sahe sie daher immer aus einem falschen Gesichtspuncte. Besonders übertrieben die Anhänger der Alten die Sache. Man macht ihnen diesen Vorwurf durchaus heut zu Tage, da man alles genauer eingesehen hat; heut zu Tage, da die einstimmige Meynung aller Nationen die Schriftsteller der Zeiten Ludewigs XIV den großen Männern der Zeiten Alexanders und Augustus an die Seite gesetzt hat. Es würde den Nebenbuhlern eines Sophocles, Euripides, Aristophanes, Terenz, Juvenal und Horaz nicht angestanden haben, sich mit eigenen Händen zu crönen, noch unsern Schriftstellern vom zweyten Range den Vorzug vor den Alten zu geben. Die Neuern, die man ihnen mit Recht hätte entgegen setzen können, waren diejenigen, welche sich am heftigsten für das Alterthum erklärten. Man sahe damals eben das, was schon unter dem Augustus zu Rom geschah; denn dieser Streit über die Alten ist selbst sehr alt. Die lateinischen Schriftsteller stritten über die griechischen, so wie wir über beyde. Plinius der jüngere vertheidigt sich darüber, daß er von allem, was nicht zu seinen Zeiten und zu seinem Vaterlande gehört, ein großer Verehrer sey. Phädrus spottet über gewisse Schriftsteller

und Künstler seiner Zeit, die ihren Werken bekannte griechische Namen vorsetzten, um das Publicum zu hintergehen. Sie verschafften bisweilen ihren schlechten Geburten Beyfall und Abgang, wenn sie dieselben einem Phidias, Praxiteles, Plato oder Aristoteles auf die Rechnung schrieben. Heut zu Tage ist dieser Kunstgriff zu sehr abgenutzt. Man läßt sich nicht mehr von Schriftstellern hintergehen, welche, um die Käufer und Leser zu locken, ihre Namen in alte oder wenigstens ausländische verwandeln; vor kurzem aber ließ man sich noch in diesen Schlingen fangen. Man las mit der größten Ehrerbietung ein Werk, das in den Ruinen einer alten Stadt gefunden seyn sollte, und doch nur aus dem Kopfe eines hungerigen Autors entsprungen war. Man warf keinen Verdacht auf den Herausgeber, weil man sich gern betrügen ließ, und alles, was den Stempel des Alterthums hatte, mit großem Beyfall beehrte. Besonders waren die Gelehrten unter der Regierung Franz I, und auch noch lange Zeit nach ihm, in diesem Stück rechte Schwärmer. Man weiß, wie sie alle vom Muretus in der Person ihres Heerführers, des Joseph Scaliger, lächerlich gemacht wurden. a)

Der berühmte Bildhauer, Michael Angelo Buonarotti, spielte zu Rom eine ähnliche Comödie. Da er die blinden Verehrer des Alterthums anzuführen Lust hatte, vergrub er einen von ihm ver-

a) Anecdoten I. p. 29.

verfertigten Cupido, an einem Orte, wo man, wie er wußte, nachgraben würde. Man hatte diese Statüe kaum gefunden, als sie von allen eingebildeten Kennern mit Erstaunen bewundert ward. Sie ward als ein Stück des Alterthums an den Cardinal Saint Gregorius verkauft; aber Buonarotti kam und foderte seinen Cupido wieder, und brachte, zum Beweise, daß er von ihm sey, einen Arm mit, den er von demselben abgebrochen, ehe er ihn vergraben hatte.

Alles dieses aber brachte die Verehrer des Alterthums noch nicht auf andere Gedanken. Sie hielten ihre Meynung für gegründet und für allgemein, so daß sie sich über einige kleine Widerwärtigkeiten leicht zufrieden gaben. In der That war ihre Verehrung gegen die Alten zu allen Zeiten und in allen Ländern Mode gewesen, daß es daher keine leichte Sache war, sich diesem Vorurtheile zu widersetzen. Man mußte sehr vorsichtig damit zu Werke gehen, und die Altäre der alten Gottheiten nicht auf einmal umwerfen; man mußte vielmehr nur suchen diese Verehrung in gewissen Schranken zu halten, und den Mißbrauch davon wegzuschaffen. Große Geister, Männer von vorzüglichen Talenten hätten diese Mühe über sich nehmen, und die Nation auf den rechten Weg bringen sollen: aber zum Unglück geschahe gerade das Gegentheil. Die besten Schriftsteller unter der Regierung Ludewigs waren alle für die Alten. Die Neuern hatten nur schlechte, oder höchstens mittelmäßige Schriftsteller auf ihrer Seite.

Der erste, der sich in Frankreich auf den Kampfplatz wagte, um den Alten ihren Ruhm und ihre Verdienste streitig zu machen, und den Vorzug unserer Schriftsteller vor den griechischen und römischen zu behaupten, war der Abt Boisrobert, der durch die Gunst, in welcher er bey dem Cardinal Richelieu stand, bekannt ist, obgleich das Publicum seinen Werken nicht viel Achtung erwieß. Von achtzehn Theaterstücken, die er verfertigt hat, liest man heut zu Tage nicht ein einziges mehr. Die Schuld des wenigen Beyfalls, den er schon zu seiner Zeit fand, schob er auf die große Bewunderung der Alten, und kündigte ihnen daher den Krieg an. Er stellte sie als Männer vor, die zwar bisweilen vom Genie begeistert, aber allemal ohne Geschmack und Annehmlichkeiten wären. Dem Homer, als dem vornehmsten unter den Alten, ward am übelsten begegnet. Boisrobert verglich ihn mit den Bänkelsängern, die nur den Pöbel mit ihren Versen zu belustigen suchen.

Ein anderer Günstling des Richelieu, Desmarets de Saint-Sorlin, trat dieser Meynung bey. Dieser Autor stand wirklich in einigem Rufe, ob er sich gleich damit schadete, daß er zu viel schrieb. Er war der ausschweifendste Kopf, den man ie gekannt hat: man sagte daher von ihm, daß er unter allen Poeten der ärgste Narr, und unter allen Narren der beste Poet sey. Er ist durch die lächerlichen Auftritte am Ende seines Lebens bekannter geworden, als durch alle seine

Werke. Seine beyden Gedichte **Clodaväus** und **Magdalena** sind ein Gewebe von Possen, die er den besten Stellen der Iliade vorzog. Die Iliade schien ihm das abgeschmackteste Gedicht zu seyn, und um das Publicum auf seine Seite zu ziehen, erklärte er sich gänzlich wider den Homer.

Man lachte eine Zeitlang über die gute Meynung, die Saint-Sorlin von sich selbst hatte; um aber dieses Gelächter zu verhindern, wußte er geschickt seine Sache zur Sache der ganzen Nation zu machen, und alle großen Männer derselben denen berühmten Leuten Griechenlands und Italiens entgegen zu setzen. Perrault schwieg bis ietzt noch; aber die öftern Ermahnungen des Saint-Sorlin, daß er sich doch zu seiner Parthey schlagen sollte, bewogen ihn endlich, sich selbst zum Haupt der Parthey aufzuwerfen.

Carl Perrault war eben nicht die wichtigste Stütze oder das vorzüglichste Genie der Nation. Er ersetzte aber den Mangel der Talente durch eine wahre Liebe zu denselben, und ward den Wissenschaften und Künsten weit nützlicher, als die meisten von denen, die in sehr großem Rufe standen. Er gab den Academien der Maler, der Bildhauer, und der Baukunst ihre Gestalt. Er wandte, als Generalcontrolleur der Gebäude unter dem Colbert, die Gnade, in welcher er bey diesem Minister stand, darzu an, daß Leute von Verdiensten ansehnlich belohnt wurden. Es würde ihm mehr Ehre gebracht haben, wenn er nie die Thorheit begangen und Verse gemacht, sondern

sich mit der Prosa begnügt hätte, in welcher er ganz ein anderer Mann war.

Seine **Vergleichung der Alten und Neuern** zog ihm viele und große Feinde zu. Man hielt das Gedicht auf die **Zeiten Ludewigs des großen** für die unverschämteste Satyre, die man auf alle andere Jahrhunderte machen könnte.

Es ist wahr, daß es Perrault blos in der Absicht gemacht hatte, um der großen Bewunderung gegen die Griechen und Lateiner Einhalt zu thun. Seine Gespräche sind die Entwickelung eben dieser Gedanken. Er zergliedert darinne die Iliade und die Schriften des Plato, und ruft in der Erstaunung über die Bewunderung, die man gegen diese beyden Genies blicken läßt, aus: „Gott muß „den Ruhm eines schönen Geistes sehr gering ach„ten, weil er geschehen läßt, daß man zween Män„nern, wie Plato und Homer, diesen Titel giebt, „einem Philosophen, der so wunderliche Erschei„nungen hat, und einem Dichter, der so wenig „vernünftiges sagt.„ Perrault that noch mehr: er setzte nicht allein unsere großen Schriftsteller über den Homer, sondern selbst die Scuderi, die Chapelain, die Cassaigne. Die Gedichte **Alarich das orleanische Mädchen, der gerettete Moses** schienen ihm, in Vergleichung gegen die Rapsodien des Homers, Meisterstücke zu seyn. Wenn er dabey die Kunst verstanden hätte, die berühmtesten Männer auf seine Seite zu ziehen, so würde er vielleicht das Publicum geneigt gefun-

gefunden haben, ihm zu glauben. Aber er sagt entweder in seinen **Vergleichungen** gar nichts von ihnen, oder er sagt Dinge, die beleidigend sind. Despreaux fand sich darinne angegriffen; Racine desgleichen. Nun fand es Despreaux nicht für gut, so gleich loszubrechen; er fieng an den Geschmack an Satyren zu verlieren, indem er wohl merkte, daß sie ihn nicht so sicher auf die Nachwelt bringen würden, als seine Briefe, sein Pult, seine Dichtkunst; alles vollendete Schriften und Wunderwerke der Poesie. Er erlaubte sich nur hin und wieder einige Verse, in welchen er den Perrault ermahnte, auf seiner Hut zu seyn, und ihm vorstellte, wie alle Götter, Kinder des Homers, entschlossen wären, ihren Vater zu rächen.

Diese Gleichgültigkeit bey einem Manne, dessen Galle man sonst bey dem geringsten Angriffe, den man auf den Geschmack und die gesunde Vernunft that, übergehen sahe, war etwas erstaunendes. Der Prinz von Conti sagte daher, daß er auf seinen Platz in der Academie die Worte schreiben wolle: **Du schläfst, Brutus?**

Er erwachte aber endlich, und ergriff die Parthey der Alten, denen er so viel zu danken hatte, mit großem Eifer. Seine Anmerkungen über den Longin sind überall zu ihrem Vortheile. Hier ist es, wo er zu beweisen sucht, daß die Verehrung gegen sie keine Abgötterey, sondern eine vernünftige Hochachtung ist; er findet, wenn er einige kleine Fehler ausnimmt, die er an ihnen bemerkt,

alles göttlich, und glaubt, daß sich die Natur bey ihnen erschöpft habe. Pindar, sagt er, wird immer Pindar, Homer immer Homer, Chapelain immer Chapelain und Scuderi immer Scuderi bleiben; und dabey wurden zugleich alle Perraults auf alle mögliche Arten lächerlich gemacht. Die Antwort des Perrault auf die Anmerkungen zum Longin war überaus bescheiden und sittsam: aber Despreaux war nicht selten ungerecht; er konnte es seinem Gegner nicht vergessen, daß er die Ode auf die Eroberung von Namur, und die Satyre wider das weibliche Geschlecht getadelt hatte. Was war aber der Tadel einiger schwachen Verse, einiger schlechten Ausdrücke, einiger wirklichen Versehen und einiger falschen Gedanken, gegen alle die Pfeile, welche Boileau auf die ganze Familie des Perrault losschoß?

Der Proceß dieser beyden Männer, die im Geschmack, im Genie und Caracter so verschieden von einander waren, ward vor den Richterstuhl des Publicums gezogen. Alle Schriftsteller von Europa warfen sich zu Richtern in diesem Streite auf; iede Nation hatte ihren Anführer. In Italien hielt es der berühmte Paul Beni mit der Parthey der Neuern, und glaubte, daß nichts sich mit dem Guichardin, Dante, Ariost und Tasso vergleichen ließe. Die Engeländer erwiesen ihren Schriftstellern gleiche Ehre. Saint-Evremond, der sich damals zu Londen aufhielt, redete unsern und ihren Autoren das Wort, so gut er konnte. Dieser schöne Geist, dieser

schlechte Dichter, aber angenehme prosaische Schriftsteller, der zu Westmünster neben den Königen und den berühmtesten Männern von Engeland begraben liegt, redete und schrieb daselbst wider die Ungerechtigkeit, daß man nur die Alten hochschätzen sollte. Auf Bitten der Herzoginn von Mazarin, die durch ihren Verstand, ihren Geschmack und ihre Unglücksfälle so berühmt ist, besung er in einigen Stanzen den Ruhm des gegenwärtigen Jahrhunderts:

a) „Warum sollten wir das, was die Griechen als „Neuigkeiten bewunderten, nnr deßwegen be„wundern, weil es alt ist? Sollten wir denn „übler daran seyn, weil wir das Glück haben zu „leben?„

Perrault hatte demnach wenigstens einige Stimmen auf seiner Seite, obgleich sein Gegner mit häufigen Spötterenen wider ihn loszog. Sein Triumph war außer seinem Vaterlande. In Frankreich hielt es kein einziger angesehener Schriftsteller mit ihm, außer dem Herrn Fontenelle, dessen aufgehender Ruhm dadurch einige Verdunkelung erlitt. Man achtete ihn beynahe nicht besser

a) Pourquoi revérer, comme antique,
Ce que les Grecs, dans leur attique
Aimoient comme des nouveautés?
Serons-nous donc plus maltraités
Pour avoir le bonheur de vivre?

besser als einen Perrault. In der Ode auf die Eroberung von Namur liest man eine Strophe wider den Fontenelle, welcher sich durch ein Sinngedicht über die neu herausgekommene Satyre auf die Weiber rächte; diese Rache aber war von kurzer Dauer. Die Widersacher des Fontenelle fanden bald Gelegenheit sich aufs neue an ihm zu reiben, da er unter diesen Umständen das Trauerspiel Aspar heraus gab. Racine machte das artige Sinngedichte, in welchem er den Ursprung der Pfeifchen auf dem Parterre in die Epoche dieses Trauerspiels setzt.

Da diejenigen, die selbst große Talente besaßen, und alles übrige durch ihr Genie ersetzen konnten, sich für das Alterthum erklärten, so kann man sich leicht vorstellen, wie nahe es denen gegangen, deren größtes Verdienst Gelehrsamkeit war, ihre Götzen so gemißhandelt zu sehen. Die Huete, die Hardouins geriethen in Verzweifelung. Der Abt Fragvier starb fast für Verdruß, er, der in weniger als vier Jahren seinen Homer sechs bis siebenmal von forn zu lesen angefangen hatte; der, um die schönsten Stellen leichter wieder zu finden, oder besser zu behalten, sie mit Bleystift unterstrich, und immer so viel neue Schönheiten fand, bis die ganze Iliade unterstrichen war. Die Gelehrten glaubten, daß der gute Geschmack auf immer aus Frankreich verbannt wäre, wenn die Meynung des Perrault sollte angenommen werden. Sie sahen die Liebe zu den Alten als das sicherste Kennzeichen des Wachsthums oder des

Ver-

Verfalls der Wissenschaften an. Sie wollten nicht sehen, daß Perrault, der im Grunde sehr unpartheyisch war, und Schönheiten und Fehler, ohne Ansehen der Personen oder der Zeiten, gegen einander abwog, die Gegenstände ihrer Bewunderung nicht so wohl unter die Füße trat, als vielmehr die Grenzen dieser Bewunderung zu bestimmen suchte. Sie sagten, daß er, um Richter in dieser Sache zu seyn, Wissenschaften haben müßte, die er nicht hatte; daß seine Unfähigkeit seiner Billigkeit schade; daß er so wenig von den Schönheiten als von den Fehlern der Alten urtheilen könne; daß er die letztern weit zahlreicher gefunden habe, als sie wirklich sind, und daß er so gar dergleichen vorsetzlich erdichtet habe.

Racine, Despreaux, und alle, die denen Gelehrten noch Muth machten, da sie in der Liebe zu den Alten standhaft blieben, betrogen sich ebenfalls gar sehr. Sie sahen nichts als die einzelnen Schönheiten der Alten, und gaben nicht auf das Ganze Achtung. Die Vertheidiger des Perrault thaten davon das Gegentheil, und hatten eben so wenig Recht. Die eiferten wider die Fehler des Ganzen, und sagten nichts von den einzelnen Schönheiten. Keine von beyden Partheyen wußte also, worüber sie stritten. Man würde bald einig geworden seyn, wenn man ein Werk mit dem andern verglichen, und die Materie eines Alten mit eben der Materie eines Neuern, den Amphitrio des Moliere mit dem Amphitrio des Plautus zusammen gehalten hätte. Wenn man sich dieses

Mit-

Mittels bediente, so würde in der That der Vortheil auf unserer Seite seyn; man würde sehen, wie die Neuern die Künste zur Vollkommenheit gebracht, welche die Alten erfunden haben. Und wie viele Künste waren ihnen nicht gänzlich unbekannt! Ihre Music war sehr unvollkommen, und ihre Naturgeschichte war es nicht weniger. Alles ist verbessert worden, und ein Werk hat deßwegen nicht weniger Fehler, weil es alt ist. Die erste Maschine, die durch Räder und Federn getrieben ward, ist gewiß nicht die beste gewesen. Der älteste Poet ist demnach nicht der schönste. Die Poesien des Homer, sagt Saint-Evremont, werden stets Meisterstücke, aber nicht zu allem gute Muster seyn.

Zu der Zeit, da die beyden Partheyen am heftigsten stritten, kam der alte Abt Desmarais, gleich einem zweyten Nestor, sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen. Er glaubte die Waagschale auf die Seite der Alten zu neigen, wenn er eine Uebersetzung vom ersten Buche der Ilias in Versen vorlegte; sie war aber so herzlich elend, daß ihn niemand mehr zum Schiedsrichter haben wollte, der sie gesehen hatte.

Unterdessen waren die Urheber des Streits müde geworden, und wollten denselben geendigt wissen: es boten sich daher gute Freunde von beyden Partheyen darzu an. Der Friede war beynahe schon geschlossen, als er auf einmal wieder zerrissen ward. Perrault wollte sich eher zu nichts verstehen, als bis man ihm verspräche, Achtung

für

für seine Schriften zu haben. Despreaux fand diese Bedingung sehr hart: aber endlich wurden alle Hindernisse gehoben.

a) „Alle poetischen Unruhen hören zu Paris auf.
„Der antipindarische Perrault und der homerische
„Despreaux wollen einander umarmen.„

Dem ohngeachtet war das Feuer noch nicht ganz verloschen; es brach heftiger und fürchterlicher wieder aus, als man den La Mothe mit der Madame Dacier in Streit gerathen sahe. Sie überschritt alle Grenzen der Bescheidenheit, indem sie ihre Uebersetzung vertheidigte, welche sie für vortrefflich hielt, weil sie besser war als ihres Gegners seine; aber weder die eine noch die andere ist erträglich.

Die Uebersetzung des La Mothe ist höchst abgeschmackt. Man kann nicht begreifen, wie sich ein vernünftiger Mann einfallen lassen kann, die Ilias in unsere Sprache zu übersetzen, der nicht ein Wort von der griechischen Sprache versteht; wie er mit dem Vorsatze, dem Gedichte seine rechte Gestalt zu geben, das übertriebene, kindische und überflüßige abzuschneiden, es noch mehr hat verlängern, und mit überflüßigen Dingen überladen

a) Tout le trouble poëtique
A Paris, s'en va cesser,
Perrault l'anti-Pindarique
Et Despréaux l'Homerique
Consentent de s'embrasser.

laden können; wie er einen Körper voller Festigkeit und Leben zu einem trocknen und ekelhaften Gerippe hat machen können. Ich rede nicht von dem Colorit des Homers, welches ein Uebersetzer, er sey wer er wolle, unmöglich vollkommen treffen kann; sondern ich rede nur von den Gedanken, den Bildern, dem Erhabenen und Wunderbaren, das in seinem Gedichte herrscht, und das man in alle Sprachen der Welt übertragen kann. Die prosaische Uebersetzung der Madame Dacier hat ihr in den Augen gewisser Leute die größte Ehre gemacht: aber wie trocken und mager, in welcher pedantischen Sprache, in welchen gezwungenen Wendungen ist gleichwohl diese Uebersetzung! Man trifft fast nirgends Spuren vom Genie an; alles ist Arbeit: kein Feuer, keine Poesie. Ein Poet muß von einem Poeten übersetzt werden. Man sollte sich über eine neue Uebersetzung des Homers machen; dieser Vater der Poesie ist noch unübersetzt. Wer sich daran wagen wollte, könnte nichts brauchen, als höchstens die Untersuchungen der Madame Dacier. Das Stück, das der Abt Desfontaines von der Ilias übersetzt hat, giebt uns einen Begriff von dem, was eine gute Feder auszurichten im Stande seyn würde. Wenn indeß die Uebersetzung der Dacier nicht zierlich, nicht poetisch, nicht feurig genung ist, so hat sie doch das Verdienst, daß sie dem Originale getreu ist, dahingegen la Mothe alles verunstaltet, verstümmelt und verderbt. Man hat zum Spaß zwey Verse, welche eine Beschreibung des Degens des Hectors enthalten, gemerkt: a) „Das

a) „Das prächtige Gewicht eines Degens, die Zier„de und zugleich die Vertheidigung, hieng an sei„ner Seite„

Die beyden Uebersetzer machten einander allerhand Vorwürfe; aber diese Vorwürfe betrafen nicht so wohl die schlechten Uebersetzungen, die sie von einem vortrefflichen Stücke des Alterthums gemacht hatten, als vielmehr daß der eine den Homer vergöttern, und der andere ihn dieser Ehre ganz unwürdig erklären wollte. La Mothe legte sein Vorhaben in einer Abhandlung, die er seiner Ilias vorgesetzt hat, an den Tag. Diese Abhandlung ist scharfsinnig und schön, aber Homer erscheint darinne sehr klein. Man räumt ihm nichts von einem Poeten, oder einem schöpferischen Geiste ein. Man verwirft den Plan seines Gedichts, als ob er nicht bestimmt genung wäre; man tadelt die Menge seiner Götter, seiner Helden, die so eitel, so pralerisch, so grausam, so gottlos und schwatzhaft sind; man tadelt ferner die niedrigen Beschreibungen, die er bisweilen von gewissen Gewohnheiten macht; die langweilige und monotonische Erzählung; seine ekelhaften Wiederholungen; und selbst die Schreibart, die sich nicht immer zu den Gegenständen schickt. Die meisten Anmerkungen des La Mothe waren richtig; seine Grundsätze waren wahr; aber er machte davon

a) D'une épée, ornement & défense à la fois,
Pendoit à son coté le magnifique poids.

davon nur nicht die richtigste Anwendung. Die Madame Dacier legte ihre Meynung in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung ebenfalls an den Tag, und nie ist ein Götze aufrichtiger verehrt worden, als sie ihr Original verehrt. Sie nennt es eine Quelle aller Tugenden, und aller menschlichen Weisheit. Homer ist alles in ihren Augen, Geographe, Chronologe, Antiquarius, Geschichtschreiber, Dichter, Redner, Naturkündiger, Moralist und Theologe. Sie läßt ihn über den Tod, über die Zeit und über den Neid triumphiren. Wie Schade ist es, sagt sie, daß kein Mensch einer so göttlichen Begeisterung fähig ist, um ihn in Versen zu übersetzen. Wer es ohne dieselbe wagen wollte, fährt sie fort, dem würde bald die Feder aus den Händen fallen, ie weiter er in dem Originale liest, und die Schönheiten desselben einsieht.

Diese widersprechenden Urtheile veranlaßten das Buch **von der Verdorbenheit des Geschmacks**, ein Buch, das selbst die Frucht eines verdorbenen Geschmacks, des Vorurtheils, des Hasses und der Verläumdung war. Das leidlichste, was man dem La Mothe darinne vorwirft, ist, daß er die griechische Sprache nicht versteht, und Opern verfertigt hat.

La Mothe mochte nicht Scheltworte mit Scheltworten vergelten, sondern wollte daß seine Gegenschrift ein Muster der Feinheit und Bescheidenheit seyn sollte. Er rechtfertigt sich darinne, daß er kein Griechisch verstehe, weil er, wie er sagt,

sagt, geglaubt habe, er dürfe den Homer nur aus der Uebersetzung der Madame Dacier kennen lernen. In Ansehung der Opern sagt er zu ihr: „Sie wird mir die, die ich gemacht habe, zu gut „halten, wegen der Uebersetzungen die sie vom „Verschnittenen, vom Amphitrio, von eini„gen andern Comödien, die ebenfalls nicht die be„sten Beyspiele sind, und von einigen Oden des „Anacreon gemacht hat, welche von einer Wollust „voll sind, die von der Natur nicht gebilligt wird. „Wir wollen billig seyn: ich denke daß man mir „wohl einige Opern erlauben wird, welches sehr „sittsame Werke sind, und in Vergleichung mit „denen, die ich angeführt habe, für Moralen kön„nen gehalten werden. Sie mag auch die Ro„mane, die ich ihrer Meynung nach soll gelesen „haben, gegen die zweyhundertmal, da sie den un„saubern Aristophanes mit Vergnügen gelesen hat, „abrechnen. Das, was ich schlechtes gelesen ha„be, beläuft sich bey weitem so hoch nicht; aber „ich will ihr nicht Unrecht thun, ich bin zufrieden, „wenn wir die Rechnung gegen einander gerade „aufgehen lassen.„

Noch waren die Gelehrten getheilt. Die, die ehemals für die Alten geschrieben hatten, schrieben iezt für den Homer. Boivin, ein gelehrter Mann, und dabey ein Mann von Genie und Geschmack, erklärte sich nachdrücklich zum Vortheil der Dacier. Fenelon, ob er gleich ein Freund des La Mothe war, wagte es doch nicht, ihm in allem Recht zu geben. Er gestand, daß die Götter

und Helden der Iliade nicht so gut wären, als ein ehrlicher Bürger unter uns; aber er wollte diesen Fehler nicht auf die Rechnung des Poeten schreiben lassen, als welcher sie den Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit gemäß vorstellen mußte. Diejenigen hatten demnach, nach seiner Meynung unrecht, die sich daran stießen, daß **Patrocles** und **Achilles** ihre Mittagsmahlzeit selbst zubereiten, und die Prinzessinn *Nausicaa* selbst ihre Kleider wäscht. Eine andere Vorstellung würde ein Fehler gewesen seyn, indem die Poesie blos eine Nachahmerinn ist. Fontenelle hatte unter allen am wenigsten Lust sich öffentlich zu einer Parthey zu schlagen. Seine Streitigkeit mit dem Racine und Despreaux hatte ihm die Lust zur Polemic benommen. Er berührte die Streitfrage nur obenhin, und machte beyden Partheyen Complimente.

La Mothe hatte die Marquise von Lambert, den Abt Terrasson, und den Abt de Pons auf seiner Seite. Die erste fällte von dem Homer ein Urtheil, so wie man es von einer Frau von Verdiensten erwarten kann, deren Schriften sehr viel Richtigkeit, Moral und Annehmlichkeit haben. Der Abt Terrasson suchte durch die Geometrie und mathematische Demonstration zu beweisen, daß Homer ein Wäscher sey. Der Abt de Pons endlich verfuhr mit der Dacier eben so, als sie mit dem La Mothe verfahren war. Sie gaben einander in Ungezogenheiten und Schimpfworten nichts nach. Dieser Abt schalt auf die ganze

Classe

Classe der Gelehrten, „der griechischen und latei„nischen Handlanger, deren schwerfälliger Geist „sich nie über das sclavische Geschäfft, die Alter„thümer zu untersuchen, erhebt.„ Die Ilias ist, seiner Meynung nach, ein schönes Ungeheuer, das blos durch den Instinct eines einzigen Menschen entstanden ist. Er glaubte sich schon dem Augenblicke nahe, wo es den großen Mustern des Alterthums eben so ergehen würde, als der Philosophie der Peripathetiker; er sahe aber nicht, daß er, da er der Dacier ihre schwärmerische Neigung zum Homer verwieß, aus dem La Mothe selbst eine andere Gottheit machte.

Man muß noch den Abt Cartaud de la Villate unter die Feinde dieser gelehrten Frau rechnen. Er sagt, daß das Griechische sehr sonderbare Wirkungen auf den Kopf dieser Frau gehabt habe; daß man bey ihr eine lächerliche Vermischung der Schwachheiten des weiblichen Geschlechts, und der Wildheit der Männer aus Norden anträfe; daß eine Frau sich durch eine gewisse Art der Gelehrsamkeit eben so sehr verstelle, als wenn sie einen Knebelbart trüge; daß eine gelehrte Frau etwas allzu mannhaftes an sich habe, und daher schließt er, daß die Madame Dacier nicht leicht iemanden in sich verliebt machen werde. „Ihr Aeus„serliches, fährt er fort, sieht einer scholastischen „Bibliothec nicht ungleich. Wie schlecht würde „es ihr lassen, wenn sie mit eben der Hand an ih„rem Putze arbeiten wollte, womit sie eine grie„chische Stelle abschreibt.„ Alles was Cartaud

de la Vilate in seinen historischen und philosophischen Versuchen über den Geschmack, von der Dacier sagt, ist in diesem Tone geschrieben.

Es gab noch andere Schriftsteller, die den La Mothe mit Lobsprüchen beehrten, und das Feuer der Zwietracht noch mehr anbließen. Dieser Streit ward endlich so lustig, daß man die Hauptpersonen desselben zu Paris auf das Theater brachte. Man stellte in einem traurigen Lustspiele den guten Geschmack als den Liebhaber der Iliade, die Iliade als Liebhaberinn des guten Geschmacks, die Dacier als die Mutter der Iliade, den **La Mothe** als den Liebhaber des Mädchens des Chapelain, und den Fontenelle als den Vertrauten des La Mothe, vor. Auf einem andern Theater stellte man den Harlequin, Vertheidiger des Homers, den Harlequin, als Friedensstifter u. s. w. vor. Auf einem Kupferstiche sahe man einen Esel, der an der Iliade nagte, mit dem auf die Uebersetzung des La Mothe, die aus zwölf Gesängen bestand, sich beziehenden Verse:

a) Zwölf Bücher gefressen, und zwölfe verstümmelt.

Fourmont der ältere versuchte vergebens in seiner friedfertigen Untersuchung die Gemüther zu besänftigen. Er war selbst zu sehr für den Homer

a) Douze livres mangés, & douze estropiés.

mer eingenommen, und schonte den La Mothe zu wenig.

Valincour, dieser weise Freund der Künste, der Künstler und des Friedens, machte endlich diesem Unfug ein Ende. Er gieng von einem zum andern, sprach mit ihnen besonders, und versöhnte sie glücklich mit einander. Der Friede ward unterzeichnet, und das Manifest desselben bey einem Schmause, den er ihnen gab, allen bekannt gemacht. Die Frau von Staal, die auch dabey war, sagt: „Ich stellte die Neutralität dabey vor. Man trank auf die Gesundheit des „Homers, und alles gieng wie es sollte.„

Ueber die Aeneis.

Da dieses Gedicht von mehrern kann gelesen werden, als die Ilias, so ist auch mehr darüber gestritten worden. Die vornehmsten Streitigkeiten sind folgende:

Die erste betraf die Frage, welchem von den beyden ältesten Gedichten man den Vorzug geben sollte? Die Lateiner waren darüber selbst nicht einig. Man zog anfänglich das lateinische Gedicht der Ilias vor:

a) „Macht Platz, ihr römischen, ihr griechischen „Schriftsteller, es kommt etwas größeres als die „Ilias zum Vorschein.„

a) Cedite Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid majus nascitur Iliade.

Aber diese Schmeicheley des Properz fand nicht allgemeinen Beyfall. Der größte Lobspruch, den die Römer dem Virgil zu machen glaubten, war, daß sie ihn mit dem Homer verglichen. Die Liebe zum Vaterlande verblendete sie nicht so sehr, daß sie ihrem Landsmanne den Vorzug gegeben hätten, wie es bisweilen bey den neuern Nationen zu geschehen pflegt. Denn so rühmt der Engeländer seinen Milton; der Italiener den Tasso, Ariost oder Dante; der Portugiese den Camoens. Der Kluge wägt alles gegen einander ab, und er hat nur eine Waage, womit er das Genie und die Talente untersucht. Auch unter uns sind Vergleichungen des griechischen mit dem lateinischen Gedichte angestellt worden. Einige haben die Ilias, andere die Aeneis vorgezogen. Der Jesuit Rapin ist von den letztern. Boivin und le Bossü aber behaupten, daß es in der Iliade Stücke gäbe, die, alle Schönheiten des Virgils zusammen genommen, übertreffen. Der Abt Fraguier, der mit den Griechen so bekannt ist, als mit den Lateinern, mag darüber nichts entscheiden, und in der That ist dieß das klügste.

Wenn man von zwoen Arten verschiedener Schönheiten wählt, so thut es nur der selbst verschiedene Geschmack. Diejenigen, welche Gemälde voller Feuer und Kühnheit, die nur aus dem gröbsten gearbeitet seyn dürfen, lieben, werden sich leicht für die starken Züge der Ilias entschließen; die aber nur feine und sorgfältig ausgearbeitete Gemälde hochschätzen, werden die

die schönen Stellen der Aeneis allen andern vorziehen.

Fehlt es dem Verfasser dieses letztern Gedichts nicht an Erfindung? eine andere Materie zum Streite. Die Aeneis, sagt man, ist ganz nach der Ilias eingerichtet: einerley Plan, einerley Götter, einerley Episoden. Die Liebesgeschichte der Dido ist eine Nachahmung der Liebesgeschichte der Circe und Calypso in der Odyssee; Aeneas steigt in die Hölle, so wie Ulysses in dieselbe hinab gestiegen war. Beyde Dichter haben ein Märchen ihrer Zeit zum Gegenstande gewählt. Homer nahm die Eroberung von Troja darzu, und Virgil machte von dem, was man von der Ankunft und Niederlassung des Aeneas in Italien erzählte, Gebrauch.

Man muß über den Hardouin und seine Erscheinungen lachen, welcher in dem Aeneas den Messias erblickt. Eben so scharfsichtig sahe dieser Schriftsteller die christliche Religion in der Lalage, dem Mädchen des Horaz, und gab daher die Mönche des dreyzehnten Jahrhunderts für die Verfasser seiner Oden und der Aeneis aus.

Das einzige, was man dem Virgil als sein eigen ließ, war die Verwandelung der trojanischen Schiffe in Meernymphen, als Turnus eben im Begriff war sie zu verbrennen. Und noch räumte man ihm, in diesem Stücke Schöpfer zu seyn, aus keiner andern Ursache ein, als um zu zeigen, wie sehr seine Einbildungskraft ausschweife und auf

Ungereimtheiten verfiele, wenn sie sich selbst überlassen wäre.

Aber diese Beschuldigungen finden bey denen kein Gehör, die diesen Dichter besser kennen wollen, und unter sclavisch nachahmen, und die Erfindungen eines andern umschaffen, einen Unterschied zu machen wissen.

Man darf auch nur einen flüchtigen Blick auf das vorgebliche Original und die Copie desselben werfen, um den gewaltigen Unterschied zwischen beyden zu bemerken. Wenn Virgil den Ennius und einige niedrige Poeten nachahmt, so thut er es als ein großer Geist, als ein Mann, der zu seinem Ruhme aus allen Gruben rohe Diamanten heraus zieht, um sie zu bearbeiten und zu schleifen. Er thut eben das, was alle Schriftsteller von Genie, ein Corneille, Racine, La Fontaine, Rousseau, Voltaire, nach ihm gethan haben. Würde man nicht einen Menschen auslachen, sagt Segrais, der, wenn er das Louvre oder ein ander prächtiges Gebäude betrachtet, sagen wollte, daß diese Gebäude nicht neu wären, weil er an andern Orten ähnliche Verzierungen angetroffen hätte?

Die Materialien eines Gedichts, und die Anordnung desselben, sind zwey sehr verschiedene Stücke. Und ist denn Virgil in allen Stücken nichts als ein bloßer Nachahmer? Gehören ihm nicht eine Menge von Sachen eigenthümlich zu? Die Vorstellung des Schicksals, wie es das Reich des Augustus und die Macht der Römer gründet, ist

ist seine eigene Erfindung. Die Verwandelung der Schiffe in Meernymphen thut seiner Einbildungskraft keinen Eintrag, als welche stets schön, stets vernünftig ist. Das römische Volk glaubte diese Verwandelung, und der Dichter ist der gemeinen Sage gefolgt; es würde in einem Gedichte auf den Clodovåus eben so wenig lächerlich seyn, wenn man der heil. Flasche zu Reims Erwähnung thäte. Diese Anmerkung macht der Herr von Voltaire, und eben dieser Schriftsteller, ein sehr verständiger Richter in der Epopee, ist ebenfalls nicht zufrieden, daß man den Nebenbuhler des Homers für trocken hält. Virgil, sagt er, ist um so viel mehr zu schätzen, daß er sein Gedicht nicht so mit Caracteren überhäuft hat, als die Iliade.

Es ist wahr, daß man in der Aeneis nur einen einzigen findet, und daß der Verfasser alles seinem Aeneas aufgeopfert hat. Der starke Cleanthes, der tapfere Gias und der getreue Achates sind nur Beyläufer und spielen sehr matte Rollen. Aber der Dichter hat vielleicht dadurch seinen Zweck besser erreicht. Das getheilte Interesse ist in der Poesie, so wie in der Malerey, der größte Fehler.

Wenn man indeß die Bewunderer des Virgils fragt, ob wir einen Virgil haben würden, wenn kein Homer gewesen wäre, so wissen sie entweder nichts zu antworten, oder sie müssen gestehen, daß einer den andern hervor gebracht habe, so wie wir einen Racine dem Corneille, einen

Des-

Despreaux dem Juvenal, dem Horaz und Regnier, einen La Fontaine dem Marot und Rabelais zu danken haben.

Der dritte Streit betrifft die Caractere in der Aeneis.

Der Verfasser des Trauerspiels **Dido** schrieb im Jahr 1734, Virgil sey in diesem Stück ein schlechtes Muster. Dieses Urtheil war zwar nicht zu strenge, dem ohngeachtet ist er mit dem Ausdrucke, dessen er sich bediente, nicht zufrieden. „Ich nehme ihn ietzt, sagt er, aus Achtung für den „Virgil, wieder zurück, ob ich gleich aus Achtung „für die Wahrheit noch eben so denke.„ Er findet an dem Aeneas nichts weniger als die Eigenschaften eines Helden. Er beschreibt ihn als einen ungetreuen Liebhaber, einen schwachen Prinzen, einen abergläubischen Andächtigen. Saint-Evremond hatte schon gesagt, daß sich der trojanische Prinz besser zum Stifter eines Mönchsordens, als eines Reichs geschickt hätte. a)

Der Herr le Franc, der überzeugt war, daß der Caracter des Aeneas nicht recht gemalt sey, wollte ihn besser zeichnen, und ihn den Begriffen, die wir von einem Helden haben, ähnlicher machen. Er stellt daher den Aeneas als einen gottesfürchtigen Prinzen und zugleich großen Mann vor; als einen Helden, der die Götter fürchtet, der sich aber die Orakel nicht bey der Nase herum führen

a) Das Sum pius Aeneas ward übersetzt, ich bin der einfältige Aeneas.

führen läßt; als einen freymüthigen und tapfern Helden, der seine Ehre nicht eher rettet, und sich aus den Armen der Dido reißt, als bis er ihr den Sieg über ihre Feinde verschaft, und von seinen erhabenen Gesinnungen die kräftigsten Beweise gegeben hat. Aeneas, der den Jarbas überwindet, und Carthago rettet, in dem Augenblicke da er die Dido verläßt, ist ein Meisterstück.

Der Abt Desfontaines gestand in einem Briefe an den Le Franc vom Jahr 1740, daß der Caracter des Aeneas höchst elend sey, und daß der ohnfehlbar ausgepfiffen werden würde, der heut zu Tage einen solchen Caracter in einem Gedichte oder Romane vorbringen wollte.

Die Academie della Crusca hat in ihrer **Vertheidigung des rasenden Rolands** eben dieses Urtheil gefällt. Sie spottet über einen Helden, der sich nur mit seiner Liebe beschäftigt, da er nur von den großen Absichten, wozu ihn die Götter bestimmt haben, voll seyn sollte; der, da er aus Erkenntlichkeit zu Carthago hätte bleiben sollen, den Befehl dieser Götter zum Vorwande braucht, um sich lieber in einem andern Winkel der Erde nieder zu lassen, als in diesem, und der eine Königinn betrügt, die sich ihm überlassen, und ihn mit Wohlthaten überhäuft hat, damit er der Räuber eines Frauenzimmers werde, die schon an einen andern Prinzen versprochen war. Rousseau hat mit dem Aeneas und der Liebe der Dido auch seinen Scherz getrieben, wenn er sagt:

a) „Es

a) „Es war ihr Fehler, mit einem Worte. Was „dachte denn diese Schöne, daß sie sich einen „Andächtigen zum Liebhaber wählte?„

Aber die Meynungen sind darüber so verschieden, als die Schriftsteller selbst, die sich darüber heraus ließen. Der Präsident Bouhier rechtfertigt den Virgil in Ansehung der Caractere. Er findet den Aeneas der schönen Natur und dem wahren Heroismus gemäß. Er widerspricht dem Le Franc, und verweist es ihm, daß er diesen Prinzen einen Schwachen und Ungetreuen genannt hat. Der Vertheidiger dieses Helden findet gar nichts schwaches an ihm, selbst in den Thränen nicht, die er bisweilen vergiest. Diese Thränen sind Thränen einer großen Seele. Weint Achilles nicht auch in der Iliade? Man will auch nicht zugestehen, daß Aeneas seinen Schwur gebrochen habe; er stand in keiner feyerlichen Verbindung mit der Dido.

Viel Dinge, die er sagt und thut, scheinen uns nur lächerlich, weil wir nicht die rechten Begriffe davon haben. Es giebt viel Arten des Heroismus. Wir wollen lauter Achilles oder Celadons haben, und bedenken nicht, daß derjenige, welcher den Aeneas malt, nicht allein einen großen Krieger und Eroberer, sondern zugleich einen großen Staats-

a) Ce fut sa faute, en un mot.
A quoi pensoit cette belle,
De prendre un amant devot?

Staatsmann, einen klugen Gesetzgeber, einen Religionliebenden Prinzen habe vorstellen wollen; so wie man versichert, daß Augustus gewesen sey. Denn eben um den Andächtigen seines Hofes zu schmeicheln, hat Virgil den Caracter des Aeneas nach dem Caracter des Augustus gezeichnet. Der Herr von Voltaire tritt der Meynung des Präsidenten Bouhiers bey, und der Abt Desfontaines hat sich ebenfalls auf diese Seite geschlagen. Er widerruft in seiner Vorrede zum Virgil alles, was er ehemals in einigen Briefen gesagt hatte.

Der Anachronismus im vierten Buche der Aeneis hat noch eine andere Gelegenheit zum Streite gegeben. Der Abt Marolles hat allen Geschichtschreibern widersprochen, und behauptet, daß Aeneas mit der Dido zugleich gelebt habe: Aber alle Chronologen stimmen darinne überein, daß Dido dreyhundert Jahre vor dem Aeneas gelebt habe. Die Gelehrten, die in Namen und Jahrzahlen sehr gewissenhaft sind, schreyen daher heftig wider die Verwegenheit des Virgils, und fodern ihn zur Rechenschaft, daß er zwo berühmte Personen zusammen kommen läßt, die doch ganze Jahrhunderte von einander gelebt haben; ingleichen, daß er der Königinn von Carthago eine so heftige und von ihrem Caracter ganz entfernte Leidenschaft andichtet, indem sie nach dem Tode des Sichäus ihm eine unverletzliche Treue schwor, und lieber den Scheiterhaufen wählte, als sich in neue Verbindungen einließ.

Die Antwort auf diese Vorwürfe ist ganz leicht. Ein Dichter ist kein Geschichtschreiber; die Ordnung der Zeiten und der Oerter schränken ihn nur bis auf einen gewissen Grad ein. Man kann in einem Gedichte alles wagen, wenn man nur dem Zusammenhange der wahren Begebenheiten keinen Schaden thut; wenn man nur nicht durch die allgemeine Meynung widerlegt wird, oder etwas vorbringt, das gar nicht hätte geschehen können. Nun aber befindet sich Virgil in diesem Falle. Der Verfasser der Henriade ebenfalls, wenn er den König Heinrich IV insgeheim nach Engeland führt. Die Unterredung dieses Prinzen mit der Königinn Elisabeth, ist allen Regeln des epischen Gedichts gemäß. Und warum sollte man so sinnreiche und wahrscheinliche Erdichtungen verwerfen, wenn sie Quellen des Vergnügens werden? Wir würden ein Vergnügen weniger haben, wenn uns die Liebesgeschichte der Dido und des Aeneas entzogen würde. Sie würden nie Thränen auf dem Theater erregt haben. Le Franc hat sie mit glücklichem Erfolg auf dasselbe gebracht. Racine wollte eben diese Materie bearbeiten; zum Unglück aber zog er die Liebesgeschichte der Berenice vor.

Der fünfte Streitpunct über den Virgil, ist die Frage, ob wir ihn ganz haben.

Einige Gelehrte, die sich für Kenner ausgeben, behaupten, daß die Aeneis noch nicht vollendet sey. Es ist daher eben so damit zugegangen, als mit einigen alten Bildsäulen oder andern prächti-

prächtigen Denkmälern des Alterthums, die verstümmelt auf uns gekommen sind, an denen eine ungeschickte und plumpe Hand das fehlende hat ersetzen wollen. Maphäi hat zu den zwölf Gesängen noch den dreyzehnten hinzu gethan, welcher die Beschreibung der wahren oder eingebildeten Vermählung des Aeneas mit der Lavinia enthält.

Man hat indessen doch bewiesen, daß die Handlung in der Aeneis ganz sey. Und in der That, was verlangt der Leser weiter noch, wenn er die unversöhnliche Juno befriedigt, den Turnus tod, Lavinien und das Reich der Lateiner dem Helden zu Theil werden sieht?

Der größte Streit endlich, den die Aeneis erregt hat, betrifft die Vergleichung der einen Hälfte des Gedichts mit der andern. Die sechs letzten Bücher, sagt man, sind bey weitem so schön nicht, als die sechs ersten. Die Beschreibung der Zerstörung von Troja, die Erzählung der Liebe der Dido, die Reise des Aeneas in die Hölle, sind Stücke eines überaus großen Genies. Von dieser Höhe senkt sich der Schwan an der Tieber nun nach und nach wieder herab. Die Einbildungskraft, die durch die großen Gegenstände, die der Dichter anfänglich besungen hatte, erhitzt war, wird in dem Nachfolgenden kalt. Der Krieg mit den Lateinern, die ihr Vaterland mit Recht vertheidigten; das Heyrathsgeschäfte des Aeneas mit der Lavinia, die er nie gesehen hat, können freylich nicht bis zu jenen Gegenständen erho-

erhoben werden. Und was vermag alle Kunst ohne Natur?

Man muß es indeß nicht so annehmen, als ob Virgil in den letzten Gesängen gar nicht mehr Virgil wäre. Man findet vortreffliche Stücke darinne: z. E. die Rede der Abgesandten des Aeneas, und die Antwort des Königes Latinus; den Schild, den Vulcanus schmiedet, und Venus dem Aeneas schenkt; die pathetische Episode vom Eurialus und Nisus; die Beschreibungen verschiedener Gefechte, die nichts weniger als ekelhaft, und denen gleich zu schätzen sind, nach welchen Le Brün die Schlachten Alexanders so schön vorgestellt hat. Dieß sind die Meynungen der meisten Kunstrichter, und desjenigen insbesondere, der vom Virgil folgendes Urtheil fällt:

a) „Er erschöpft sich bey der Dido, und läßt endlich „die Lavinia leer ausgehen.„

Der Herr von Voltaire ist der Meynung, daß man die letzten sechs Gesänge leicht interessanter machen könnte; man dürfte nur den Aeneas und Turnus von einer ganz andern Seite zeigen: diesen von einer schlimmen, und jenen mit allen grossen Eigenschaften eines Helden. Turnus müßte nicht als ein junger, liebenswürdiger Prinz, der die Hand des angebeteten Gegenstandes verdient, sondern als der Unterdrücker desselben vorgestellt wer-

a) — Il s' épuise avec Didon,
Et rate à la fin Lavinie.

werden; er müßte sich die Schwachheit der Königinn Amate und des alten Königes Latinus zu Nutze gemacht haben, um ihre Staaten zu verschlingen; der trojanische Prinz könnte alsdann der Befreyer der Lavinie und ihres Vaters seyn; da im Gegentheil, bey dem Virgil, Turnus Lavinien vertheidigt, und man an dem Aeneas nichts gewahr wird, als einen flüchtigen Ausländer, der die Meere durschweift, und die Geißel der Völker, der Könige Italiens, und einer jungen Prinzessinn geworden ist, so daß man in Versuchung geräth die Parthey des Turnus wider den Aeneas zu ergreifen.

Noch hat der Abt Desfontaines seinen Autor, den er übersetzt hat, vertheidigen wollen. Er findet, daß in der Aeneis das Interesse von einem Buche zum andern steigt; daß die sechs letzten Gesänge den ersten sechsen so weit vorzuziehen sind, als die Ilias der Odyssee. Er findet darinne weit schönere Materien, weit größere Begebenheiten zu entwickeln; Dinge, woran einer ganzen Nation, ganzen Familien, der Politic, der Religion, und allen Liebhabern wahrer Seltenheiten viel gelegen seyn muß. Die vorgeschlagenen Mittel zur Verbesserung dieser sechs Gesänge verwirft er durchaus, und erstaunt, daß man sich unterstehen könne den Plan großer Meister anders anzulegen.

Doch wir wollen schließen, und nur noch dieses anmerken, daß alle Schriftsteller in dem Puncte der Schreibart der Aeneis von einerley Meynung

waren. Man weiß keine besondere anzugeben. Der Ausdruck derselben ist stets richtig, genau, ungesucht, deutlich, nachdrücklich, glänzend und natürlich. Dieser Dichter ist der beste Versificateur. Mit einem Worte, wenn er nicht der größte Maler und Zeichner ist, so ist er doch der vornehmste Colorist.

Ueber die Romane.

Man kann sie als Werke der Erdichtung und der Liebe definiren. Ihr Ursprung unter uns ist der erste Streit, den sie erregt haben.

Einige Gelehrten behaupten, daß es bey allen Völkern und zu allen Zeiten Romane gegeben habe. Man kann in der That bis auf einen Schüler des Aristoteles zurück gehen, welcher Däarchus heißt, und sich in dieser Art von Schriften geübt hat. Man führt die **Geschichte des Leucippus und Clitophon, die Liebesgeschichte der Rhodanis und des Sinonides, des Daphnis und der Chloe** an, die durch die artige Uebersetzung des Amyot, und durch die Kupferstiche die der Herzog von Orleans darzu gezeichnet, so berühmt unter uns ist. Man führt weiter den **Theagenes** und **Chariclea** vom Heliodorus, Bischof zu Tricca, im vierten Jahrhunderte an. Alle diese Werke, und besonders die letzten, sind wegen der Art, wie die Leidenschaften darin-

darinne angewendet werden, wegen der mannichfaltigen Episoden, die geschickt mit der Haupthandlung verknüpft sind, und wegen der angenehmen und natürlichen Schreibart, mit Vergnügen zu lesen.

Der Bischof Heliodorus ist der Fenelon der Griechen. Man war indeß gar nicht mit ihm zufrieden, daß er eine Materie abgehandelt hatte, die sich mit der Würde seines Standes gar nicht zu vertragen schien. So vorsichtig und bescheiden er auch in seinem Buche schreibt, so hielt man doch die Lesung desselben jungen Leuten für so gefährlich, daß er von der versammelten Geistlichkeit gezwungen ward, entweder sein Buch zu unterdrücken, oder sein bischöfliches Amt niederzulegen. Er wählte, wie man sagt, das letztere.

Die Geschichte Carls des großen und Rolands, die man dem Erzbischof Turpin fälschlich zueignet, ist noch ein Beweiß von dem Alterthume der Romane.

Der gelehrte Abt Fleuri will zwar behaupten, daß sie erst im zwölften Jahrhunderte aufgekommen wären, und giebt die **Geschichte der Herzoge der Normandie** zur Quelle aller andern an; dadurch wird nun die Meynung derer umgestoßen, die den Heliodorus zum Anführer aller Romanschreiber machen, und sagen, daß aus der Ehe des Theagenes und der Chariclea alle Romanen in italienischer, spanischer, deutscher, englischer und französischer Sprache erzeugt wären.

Dom River setzt ihren Ursprung ins zehnte Jahrhundert, und sagt, daß der Roman **Philomena**, oder die **Vielgeliebte**, der älteste unter allen, um die Mitte dieses Jahrhunderts zum Vorschein gekommen sey. Dieser Roman enthält die vorgegebenen großen Thaten Carls des großen vor Narbonne und Notre Dame de la Grasse. Man sieht noch zu Toulouse ein Exemplar von der *Philomena* in der Originalsprache, so wie sie damals von artigen Leuten und am Hofe gesprochen ward. Sie zogen sie der lateinischen vor, welches damals die gemeine Sprache, aber sehr verderbt war.

Doch wir wollen den Streit über die Epoche der Romane, die von der romanzischen Sprache, in welcher sie geschrieben waren, also genennet wurden, bey Seite setzen, und einige Anmerkungen über den Unterschied der alten und neuern machen. Die ersten Romane waren ein unförmlicher Haufen von Geschichten, die halb falsch, halb wahr, aber alle ohne Wahrscheinlichkeit waren; ein Gemisch von verliebten Begebenheiten und ausschweifenden Einbildungen der damaligen Ritterschaft. Eben diese alten abgeschmackten Romane sind es, welche Cervantes mit seinem **Dom Quichotte** auf immer lächerlich gemacht hat.

Seit dieser Zeit nun sind die Romane zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden, deren sie nur fähig waren. Die *Asträa* hat viel darzu beygetragen. Eine lebhafte und blühende Spra-

Sprache, sinnreiche Erdichtungen, wohl erfundene und gut ausgeführte Caractere, die dabey immer gegen einander abstechen, verschafften den großen Beyfall diesem Werke, in welchem der Verfasser seine eigene Geschichte und einen Theil der Begebenheiten seiner Zeit aufrichtig erzählt. D'Urse, unter der Regierung Heinrichs IV, übertraf alle seine Vorgänger.

Der **erlauchte Bassa**, der **große Cyrus**, die **Clelia** machten ebenfalls ihre Verfasser berühmt. Man würde diese drey Romane, und auch die **Asträa** noch lesen, wenn sie nicht ihrer Weitschweifigkeit und ihrer abgeschmackten Begebenheiten wegen unerträglich wären. Die **Zaide** von der Frau de la Fayette und vom Segrais, und die **Prinzessinn von Cleve** sind stets für Meisterstücke gehalten worden.

Aber gesetzt ein Roman sey schön, er sey angenehm, was soll man eigentlich von ihm halten? Diese Frage geschieht noch alle Tage, und giebt Gelegenheit zu großen Streitigkeiten. Sind die Romane nicht ihrer Natur nach schädliche Bücher? Können sie mit der gesunden Vernunft, mit den guten Sitten, mit dem guten Geschmack, mit dem Wachsthume der Wissenschaften sich vertragen? Sollte man ihre Ausbreitung in dem Staate nicht noch sorgfältiger verhindern, als die Einführung der Contrebandwaaren?

Boileau sahe die Romane von dieser Seite an, und that alles, was er konnte, um sie in Verachtung zu bringen. Sie waren zu seiner Zeit,

in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, am meisten Mode. Da es einigen Schriftstellern darinne gelungen war, so glaubten die andern alle auch glücklich zu seyn. Es kamen eine Menge Geburten ohne Genie, ohne Wahrscheinlichkeit an das Licht. Alle wurden gelesen, und alle wurden bewundert. Gomberville, la Calprenede, Desmarais und Scuderi wurden fast von der ganzen Nation gebilliget. Der französische Juvenal, der damals noch jung war, aber einen sehr feinen Geschmack und eine große Gabe richtig zu urtheilen besaß, gerieth darüber in Hitze und Eifer. Sein Gespräch, im Geschmack des Lucians, hob diese Verblendung auf.

Boileau spottet in diesem Gespräch über die Bürger und Bürgerinnen der Straße Saint-Honore, die unter den Namen **Brutus**, **Horatius Cocles**, **Lucretia**, **Clelia** vorgestellt werden. Er verlangt, daß man zur Strafe dieser Verkleidung, diese Schelme **von Bürgern** an den Rand eines Flusses führen, und da, wo er am tiefsten ist, mit dem Kopfe voran, mit sammt ihren Liebesbriefchen, galanten Schreiben, zärtlichen Versen, und zahlreichen Bänden ins Wasser werfen solle. Da indessen Despreaux einige Achtung gegen die Mademoiselle Scuderi hegte, so wollte er dieses Gespräch nicht so gleich drucken lassen. Er las es nur in einigen Gesellschaften ab; endlich aber gab er es öffentlich heraus, und der ganze Schwarm der Romanschreiber vereinigte sich wider ihn.

La Calprenede war einer von deren, die sich am meisten für beleidigt hielten. Er hielt sich für den besten Erzähler in Frankreich. Sein ganzer Ruhm war auf die **Cleopatra**, den **Cassander** und **Pharamund** gegründet. Er gerieth daher ganz außer sich, da er sich auf dieser Seite angegriffen sahe. Die Eitelkeit dieses gasconischen Schriftstellers, der auch Verse machte, war außerordentlich. So böse er aber auch war, so war doch sein Zorn, so wie aller seiner Mitbrüder, von gar keiner Wirkung. Sie waren alle zusammen nicht im Stande sich an dem Satyrenschreiber zu rächen. Sie thaten nichts, als daß sie in allen Gesellschaften, wo er das Orakel war, auf ihn schimpften.

Nach dem Despreaux muß man den gelehrten Bischof zu Avranches, Huet, unter die Verächter der Romane zählen. Sein Werk über den Ursprung derselben machte viel Aufsehens, und trug viel zu ihrer Verachtung bey. Er beklagte das Schicksal Frankreichs, daß es mit so viel schlechten Werken überschwemmt würde. Wie sehr es sein Ernst gewesen, kann man daraus sehen, daß er bey keiner Materie, die er abgehandelt, so viel Geist und Feuer gezeigt hat, als bey dieser.

Aber was vermögen die stärksten Vernunftschlüsse wider die Empfindungen des Herzens? Die Romane behaupteten ihre Herrschaft, und waren nie stärker Mode gewesen, als in den darauf folgenden funfzig Jahren. Man glaubt von der

Zeit an, daß man zu belustigen suchen müsse, wenn man gelesen seyn will; man bezeichnet alles mit dem Stempel des Romans, und selbst Werke über die Wissenschaften werden in einem tändelnden Tone geschrieben.

Der P. Porée machte sich ebenfalls wider diese Modeschriften auf. Er hielt im Jahr 1736 eine Rede, in welcher er wider die Romane loszog. Man glaubt einen Cicero, einen Demosthenes zu hören, die ihr Vaterland vor einer drohenden großen Gefahr warnen. Er sagt mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit, und dem ihm eigenen Feuer alles, was wider diese Art von Schriften kann gesagt werden. Er redet bald als ein Gelehrter, bald als ein tugendhafter Mann, bald als ein Bürger. Er fodert die Obrigkeiten auf, daß sie sich der Ausbreitung der Romane widersetzen, und sie nicht aus allen Ländern, aus Spanien, Engeland, Holland, Griechenland, Persien, Malabaren und Japan zu uns bringen lassen sollen. Er hält den Geschmack an diesen Schriften für gefährlicher als die Pest selbst; der Hof, die Stadt und alle Provinzen scheinen ihm davon angesteckt.

Die Gemälde der hungrigen Romanschreiber, der Frauenzimmer, die sich Tag und Nacht mit Lesung derselben beschäfftigen, der kleinen Kinder, die den Händen ihrer Ammen entwischen, und schon Feyenmärchen in den Händen haben, eines Landedelmanns, der auf einem alten Lehnstuhle sitzt, und seinen Kindern die wunderbarsten

Stücke

Stücke alter Ritterthaten vorliest, sind nach dem Leben gemalt, und verrathen die Hand eines grossen Meisters.

Er hält die Romane so sehr für eine Klippe der Tugend, daß er ausruft: „Man bringe die „keuschen Bellerophons, die harten Hypolite her, „die gegen alle Anreizungen der Stenobäen und „Phädren unempfindlich gewesen sind, und man „wird sie verliebt werden sehen, wenn sie eine „Asträa und **Prinzessinn von Cleve** lesen.„ Ein sehr unnützer Ausruf! Alle Wirkung, die derselbe that, war, daß die Romanschreiber die erste Batterie verließen, und eine andere besetzten.

Sie opferten die Natur der Kunst auf. Ihre Wahl fiel auf eine Metaphysic der Empfindung und eine bisher ganz unbekannte Feinheit. Man verließ die großen Begebenheiten, die heroischen Projecte, die artig geknüpften Knoten, das Spiel der großen Leidenschaften, ihre Triebfedern und ihre Wirkungen. Man nahm nicht mehr Helden vom Throne, sondern allenthalben her, selbst von dem niedrigsten Pöbel. Der Geschmack der Scuderi, der Segrais, der Villedieu machte dem Geschmacke der Lassan, Marivaux und Crebillon Platz. Der Titel Roman war auch zu sehr abgenutzt; man setzte daher den Titel, **Geschichte, Leben, Nachrichten, Erzählungen, Begebenheiten, Anecdoten** u. s. w. an die Stelle desselben.

Während daß so viele Schriftsteller sich angelegen seyn ließen, die Raserenen ihres Gehirns unter allerley Gestalten zu Markte zu bringen, beschäfftigten sich andere mit der Vertheidigung derselben. Man stellte dem Despreaux, dem Huet, dem Poree andere Personen entgegen, deren Meynung von der ihrigen unterschieden gewesen war.

Die Gründe, die man zur Vertheidigung der Romane vorbrachte, waren ziemlich scheinbar. Ein Roman, sagte man, kann gut gemacht und geschrieben seyn; er kann die Sitten auf keine Weise beleidigen; er muß nicht eben eine abgeschmackte Galanterie zum Gegenstande haben: sondern kann eine feine Moral unter einer gewissen Handlung vortragen, oder den Leser durch angenehme Bilder, witzige und comische Einfälle belustigen. Ein solcher Roman ist möglich, und wir haben ihn schon am Gil Blas. Man machte daher den Schluß, daß man diese Schriften nicht ganz verwerfen, sondern nur den Mißbrauch davon absondern müsse.

Gil Blas ist allein so viel werth als viele moralische Tractate. Welche Wahrheit! welche Gemälde von den verschiedenen Ständen des Lebens! Dem **Dom Quichotte**, der **Argenis** des Barclay, welches ein Gemälde der Laster und Unbeständigkeit der Höfe ist, und einigen andern Versuchen von einer ganz besondern Art, als Zadig, Memnon, Babuc, Werke die dem **Candide** weit vorzuziehen sind, da die Philosophie und

und die Moral auf eine so feine und eindringende Art darinne vorgetragen wird; diesen Werken kann man ebenfalls ihr Lob nicht versagen. Der Graf von Hamilton hat auch Romane in einem muntern Tone geschrieben, welches doch nicht der burlesque Ton des Scarron ist.

Der Verfasser der **jüdischen Briefe** sagt, daß der **Dom Quichotte** das Werk sey, welches er am liebsten wollte gemacht haben. Es ist gewiß, daß man einen Roman unter die besten Schriften rechnen kann, wenn er nach vorher genannten Mustern verfertigt ist. Ein guter Roman ist eben so wohl werth daß sich ein gelehrter Mann mit ihm beschäfftiget, als ein episches Gedicht, ein Trauerspiel oder eine Comödie. Das mittelmäßige in dieser Art ist eben so verwerflich als in allen andern. Wenn indeß die Sitten in einem Romane beleidigt werden, so ist der Verfasser für einen der schlechtesten Schriftsteller zu halten.

Der große Vorwurf, den man einem unserer Romanschreiber macht, ist, daß er seinen Ruhm nur durch einen *Tanzai*, durch einen *Sopha*, und verschiedene andere Werke, worinne nichts als Unverschämtheit herrscht, erhalten hat. **Manon Lescaut** ist eben ein solches Buch. Der Verfasser des **Clevelands** und der **Denkwürdigkeiten eines Mannes vom Stande**, darf auf diese Geburten nicht stolz seyn. Kann man denn

denn nicht angenehm erzählen, ohne ein Prediger des Lasters zu seyn?

Da dieser abscheuliche Ton am leichtesten zu treffen ist, so hört man ihn auch immer am öftersten reden. Es sind von diesen schrecklichen Originalen tausend Copien zum Vorscheine gekommen, die alle nicht das gute, aber wohl das schlechte derselben an sich haben. Man giebt den niederträchtigsten, den schwärzesten Handlungen die liebenswürdigsten Farben; man malt die Undankbarkeit, die Hinterlist, den Betrug, die Verrätherey in der gefälligsten Gestalt; man sucht entweder nur satyrische oder unverschämte Gemälde aufzustellen. Eine Heldinn glänzt in einem Romane nicht, wenn man nicht zwanzig Huren neben sie stellt. Anstatt zur Verbesserung der Sitten zu arbeiten, scheint man sich vielmehr zu ihrem Untergange verschworen zu haben. Man macht fast allezeit den Gedanken der Ausschweifung rege. Julie oder die neue Heloise, ein Werk, das so viel gelesen und so viel getadelt worden ist, ein Werk, das so viel Fehler und so viel Schönheiten hat, verdient besonders diesen Vorwurf. Nichts ist gefährlicher, als dieser Roman, da die Heldinn desselben ein so schlechtes Beyspiel giebt, da die Leidenschaften und Schwachheiten mit so natürlichen und lebhaften Farben darinne abgeschildert sind. Die Personen brüsten sich zwar mit großen Grundsätzen; aber sie handeln schon im ersten Theile wider dieselben. Sie scheinen das Laster empfehlen zu wollen, da sie die Liebe zur

Tugend unnütz machen. Der Verfasser verdient, als Romanschreiber, sehr wenig Achtung; er sündigt wider die Wahrscheinlichkeit; er ist weitschweifig und declamatorisch, interessant, aber leer an Begebenheiten und Situationen, voll überflüßiger und widersprechender Dinge. Er wirft sich zum Philosophen und Moralisten auf, und scheint, beseelt von der Vernunft, begeistert von der Tugend, ein Plato selbst zu seyn; aber er ist auch öfters ein sehr plumper Schüler des Epicurs.

Ein Frauenzimmer fragte einst in einer Gesellschaft, wo der Philosoph Dümarsais und der Präsident Demaisons zugegen waren, ob ein Roman oder die Erzählungen des La Fontaine gefährlicher wären? Ohne Zweifel sind es die Erzählungen, antwortete eine gute Freundinn; ein wohlgeschriebener Roman, setzte sie hinzu, kann von großem Nutzen seyn. Man stritt für und wider diese Sache. Dümarsais, dem man nicht vorwerfen konnte, daß er zu strenge sey, mußte endlich gestehen, daß die Schamlosigkeit in einem so weit getrieben würde als in dem andern, und daß kein Unterschied sey, als daß die Ausdrücke in einigen Romanen etwas bescheidener wären, als in den Erzählungen. Dümarsais verwarf damit die Romanschreiber nicht ganz und gar, sondern verlangte nur, daß sie mehr für den Unterricht ihrer Leser sorgen sollten. Er glaubte nicht, daß man zu viel Schriften in der Art hätte, sondern nur daß man in der Schreibart so wohl als in der Materie derselben zu nachläßig wäre.

Der Abt Langlet und der Ritter Mouhi haben die Romane vertheidigt. Der letzte hat mit großem Ernst und sehr lebhaft einen gewissen Schriftsteller widerlegt, welcher verlangt, daß junge Leute ihre müßigen Stunden zu Lesung eines geistlichen, moralischen oder historischen Buchs anwenden sollen. Dieser Ritter, der über den Büchern, für welche er stritt, grau geworden war, behauptet, daß ein Roman nicht gefährlicher sey, als ein Ball, eine Comödie, ein Spaziergang oder ein Spiel; er hält es für den kürzesten und sichersten Weg die Jugend zu unterrichten und ihr den Geschmack an gründlichen Wissenschaften beyzubringen, wenn man ihr zuerst angenehme Bücher in die Hände giebt; er giebt den Romanen den Vorzug, weil sie immer die Tugend belohnt und das Laster bestraft vorstellen, da man hingegen in der Geschichte tugendhafte Personen sehr oft unglücklich, und Bösewichter auf dem Gipfel der Hoheit und Glückseligkeit antrifft; er will endlich nicht gestatten, daß man ein Gut, ein unschuldiges Vergnügen deßwegen verbieten solle, weil es gemißbraucht wird, da zumal alles auf den Caracter der Menschen ankommt, und nichts böse ist, wenn man nicht schon einen Hang zum Bösen hat.

Man sieht aus den Gründen des Ritters Mouhi, daß er keine schlimme Sache zu vertheidigen geglaubt hat. Sein Werk ist betittelt: **Der Finanzpachter.** Schade daß wir keine Romane nach seiner Einbildung, sondern nur nach

seinen selbst gegebenen Mustern haben! Ich weiß nicht, ob der Autor, wider welchen er streitet, sich für überwunden gehalten hat; wenigstens hat man weder von dem einen noch dem andern weiter etwas gehört. Der Abt Langlet dü Fresnoy, der anfänglich den Romanen den Vorzug vor der Geschichte gab, hat endlich Ursachen gefunden, seine Meynung zu widerrufen, in dem Buche: **Die gegen die Romane vertheidigte Geschichte.**

Ich komme nun auf den Unterschied der englischen Romane und der unsrigen, worüber die Schriftsteller gleichfalls getheilt sind.

Einige finden den Vortheil auf unserer Seite, andere aber auf der Seite der Engeländer. Wie viel Wahrheit in ihren Romanen! ruft man aus; wie viel glückliche Entwickelungen! welche lebhafte und natürliche Bilder vom menschlichen Leben! welcher Reichthum an Gedanken! welche erstaunliche Einbildungskraft! Man findet davon auf einer einzigen Seite des **Märchens von der Tonne** oder des **Gullivers** mehr als in drey Viertheilen unserer Romane. Welche Wahl überdem in den Caracteren! wie gut geordnet, wie wohl ausgeführt sind sie! **Tom Jones** ist einer von den schönsten Romanen, die man sich gedenken kann. Man rühmt besonders die Richardsonischen Romane wegen ihrer trefflichen Moral.

Seine unvergleichliche **Pamela** macht die Unschuld anbetenswürdig, wenn man sie in einem jungen, schönen, aber geringen und armen Mäd-

chen belohnt sieht. Welches lehrreiche Beyspiel giebt die Clarisse, ein vornehmes, reiches, bescheidenes und verständiges Frauenzimmer, welches indeß die Thorheit begeht, daß es sich von einer ungerechten Familie entfernt, und darüber einem Bösewicht in die Hände fällt. Grandisson stellt uns zwo liebende Personen von gleichem Stande, Vermögen und Verdiensten vor; beyde sind liebenswürig, beyde sind vollkommen, und allen Pflichten der Religion und der Moral getreu; sie werden das Muster glücklicher Eheleute, nachdem sie vorher das Muster wahrer Liebenden gewesen sind.

Das Land, wo diese Romane zum Vorschein kommen, trägt auch zu ihrem Werthe und zum Ruhme des Verfassers bey. Man sollte vermuthen, daß bey einem freyen Volke, wo man denken und schreiben darf was man will, die Zahl unverschämter Schriften am stärksten seyn sollte. Gleichwohl findet sich das Gegentheil zu London. So viel Bücher auch daselbst gedruckt werden, so kommen doch weniger ausschweifende Romane zum Vorschein als bey uns.

Die Gestalt der Briefe, in welcher die Engeländer ihre Romane einkleiden, wird auch noch als ein lobenswürdiger Umstand angeführt. Die Erzählung wird dadurch leichter, natürlicher, lebhafter, interessanter, und der Leser wird neugieriger, aufmerksamer und empfindlicher gemacht. Er ist weniger gegen die Kunst des Autors mißtrauisch; er sieht und hört nichts als die Personen

die

die zur Geschichte gehören, und der Betrug ist weniger zu merken. Das beständige sagte er, antwortete er, erwiederte er, u. s. w. wird durch dieses Mittel vermieden, und macht die Erzählung nicht so monotonisch.

Um diesen Vorzug, den man den englischen Romanschreibern einräumt, zu rechtfertigen, kommt man endlich auf die Fehler der meisten von unsern Romanen; gleich als ob Engeland nicht auch gute und schlechte hätte. Man tadelt besonders unsere gekünstelten Intriguen, unsere häufigen Episoden, unsere unwahrscheinlichen Erdichtungen, unsere tiefsinnigen Monologen, unsere ekelhaft zärtlichen Unterredungen, unsere metaphysische Entwickelungen des Herzens, unsere zugespitzten Gedanken, unsere ans Phöbus grenzende Schreibart, die eine Feindinn aller Verbesserung ist. Man bemerkt diesen sanften Ton mitten unter den schrecklichsten Scenen, mit welchen unsere Romane erfüllt sind, mitten unter den Erzählungen von Verrätherey, Entführung, Gift, Dolchen, lebendigen Vergrabungen, Auferstehungen und Erscheinungen; alles fruchtbare Quellen für ein trockenes Genie.

Doch eben diese französischen Romanschreiber finden wieder ihre Vertheidiger, die den Engeländern ihre Weitschweifigkeit, ihr Wortgepränge, ihre niedrigen Bilder und tausend Züge vorwerfen, die zwar in der Natur, aber nicht in der schönen Natur sind. Sie finden nur in den unsrigen einen ordentlich und klug angelegten Plan, neue Si-

tuationen, den genauesten Wohlstand, ein schöneres, ein vollkommneres Ganze, als alle glänzenden Ausschweifungen einer fruchtbaren aber unordentlichen Einbildungskraft sind.

Aber ich halte mich zu lange bey den Romanen auf. Man mag ihre Verfasser, sie mögen Franzosen, Spanier oder Engeländer seyn, so hoch schätzen als man will, so werden sie doch nie von ihrer Nation in die Reihe der ersten Schriftsteller gesetzt werden. Diese letztern sehen sie stets mit den Augen an, mit welchen große Maler die Fächermaler und Musterzeichner ansehen.

4. Streitigkeiten über die dramatische Poesie.

Ich werde in diesem Artickel handeln: 1) von der Liebe in den Trauerspielen; 2) von der weinenden Comödie; 3) von den Parodien; 4) vom Nutzen der Schauspiele und der Declamation.

Von der Liebe in den Trauerspielen.

Die Griechen bedienten sich der Liebe in ihren Trauerspielen nicht, und unsere sind alle voll davon. Welche von beyden haben Recht? Wenn

es Schriftsteller giebt, welche die Athenienser deßwegen loben, so giebt es dagegen wieder andere welche sie tadeln.

Die ersten Trauerspiele des Racine brachten hauptsächlich diese Materie in Bewegung. Man sahe ihn eine neue Bahn eröfnen, und eine neue Gattung erschaffen, wovon man zuvor noch nichts gewußt hatte. Der Stolz, die Politic, die Rachgier waren fast die einzigen Leidenschaften, die man aufs Theater brachte. Rotrou hatte sich in die Liebe nicht recht finden können. Corneille bediente sich derselben mit glücklichem Erfolg im Cid; es ist dieses auch fast das einzige Stück von ihm, das fürs Herz ist. Dem Racine war es aufbehalten, die Liebe zum Grunde seiner Trauerspiele zu legen. Nie haben Stücke von der Art mehr Beyfall gefunden, und ihrem Verfasser mehr Liebe erworben.

Dem ohngeachtet mußte er sich manchen Widerspruch gefallen lassen. Man hielt die Kunst des Sophocles und Euripides für erniedrigt; man seufzete, die Majestät des französischen Schauplatzes durch matte Liebesgespräche beleidigt zu sehen; man wollte Melpomenen keine andere Sprache reden hören, als die sie bey den Griechen geredet hatte.

Der berühmte Abt Villiers war es, der sich am meisten dem Racine widersetzte. Sein **Gedicht auf die Einsamkeit**, welches des Saint-Amand seins weit übertrifft, und über **die Kunst zu predigen**, hatten ihm schon einen Namen

gemacht. Er gab im Jahr 1676 ein Werk, unter dem Titel: **Unterredungen über die ietzigen Trauerspiele**, heraus, in welchem er sehr bedauerte, daß Racine und einige seiner Nachahmer so sehr die tragische Bahn der Griechen verließen.

Der unsterbliche Rousseau, dessen Ausspruch in streitigen Fällen so entscheidend ist, hat nach der Zeit noch eben diese Klage geführt. Dieser Dichter macht einen Unterschied zwischen der Liebe und der Galanterie; er verwirft die eine, erlaubt aber die andere. Die Liebe aber, die er auf dem Schauplatze dulden will, ist eine mit ihren eigenen Farben, und nicht mit dem falschen Colorit unserer Opern, unserer Romane und der meisten neuern Trauerspiele gemalte Liebe; eine Liebe mit allen ihren tragischen Folgen, mit Unruhe, mit Lasterthaten, mit Gewissensbissen begleitet, und in der schrecklichsten Gestalt vorgestellt, welche am meisten fähig ist, uns gegen diese Leidenschaft zu schützen.

Selbst der jüngere Racine tadelt seinen Vater, daß er sie so oft aufs Theater gebracht, und nicht in allen seinen Trauerspielen so glücklich damit gewesen ist, als in der **Andromache** und in der **Phädra**. Riccoboni hat in seiner Verbesserung des Theaters ebenfalls diesen Mißbrauch nicht vergessen. „Erstaunt man nicht, ruft er „aus, daß man beständig die Helden auf dem „Schauplatze so süße sieht? Bey dem Ekel, den „diese stets klagenden, eifersüchtigen, rasenden Lieb„haber, diese herbey gezogenen Nebenbuhler, diese

„zu allen Niederträchtigkeiten willfährigen Ver„trauten, nothwendig erregen müssen, sollte man, „anstatt diese abgeschmackten Possen zu bewun„dern, vielmehr unwillig darüber werden, und ru„fen: **Weg mit der Liebe, weg mit der „Liebe!** Warum nimmt man nicht eine andere „Art von Liebe, als die väterliche, kindliche, ehe„liche Liebe, oder die gegen das ganze menschliche „Geschlecht, gegen eine gewisse Parthey, wenn es „nun einmal Liebe seyn muß?„

Der Herr de la Place bewundert die Engeländer, daß sie nicht in eben den Fehler verfallen sind, den man uns vorwirft. „Die Galanterie, „sagt er in der Vorrede zu ihrem Theater, würde „nicht wohl aufgenommen worden seyn von ei„nem Volke, das nur von gräßlichen Bildern be„wegt wird, und auf welches Schwerdt, Gift, „Tortur, Rad, Galgen, Zauberer und der Teufel „selbst bey der Vorstellung eine ganz andere Wir„kung thun, als Unterredungen im Tone der Ele„gien. Einige Neuern unter ihnen, fährt er „fort, haben zwar Helden im Geschmack des Ti„tus und Alexanders beym Racine aufgeführt, sie „haben aber nicht Beyfall gefunden, und es nur „gelegentlich, oder vermöge der poetischen Frey„heit gethan.„ De la Place ist der Liebe ganz zuwider, die blos Zärtlichkeit, und nicht Ungestüm und theatralische Wuth ist, wie wir im Othello des Shakespeare finden; eine so wahre, so schreckliche, so tragische Liebe, von welcher der

Verfasser der **Zaire** die vornehmsten Schönheiten dieses rührenden Trauerspiels entlehnt haben soll.

Die großen, erhabenen, römischen Seelen, die Bewunderer heroischer Gesinnungen wollen auf dem Theater keine andern als erhabene Caractere leiden, die sich nur durch große Gegenstände in Bewegung setzen lassen. Wenn die Liebe, sagen sie, die kräftigste Triebfeder theatralischer Handlungen wäre, so würden die Griechen gewiß Gebrauch davon gemacht haben. Sie haben indessen die Liebe sehr selten gebraucht, den einzigen Caracter der **Phädra** ausgenommen, welcher gleichwohl vollkommen theatralisch, und der einzige in seiner Art ist. Verstellen sie ihre **Electra**, ihre **Jphigenia**, ihre **Merope**, ihren **Alcmäon** durch Empfindungen der Zärtlichkeit, die dem wahren Heroismus so sehr entgegen sind?

Der Unterschied des Clima, der Sitten, der Gewohnheiten, der Gesetze, der Religion und Regierungsform kann auch nicht Ursache seyn, weßwegen sie die Liebe in ihren Trauerspielen nicht brauchen, da sie in andern Gedichten genung davon haben. Sie haben den Homer zum Muster genommen. Die Liebe hat ihnen vielleicht zu geringschätzig oder zu unschicklich geschienen, daß sie dieselbe nicht zur Hauptleidenschaft des Theaters haben brauchen mögen.

Doch hat es der Liebe auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Sie sagen erstlich, daß die Griechen anfänglich lauter schreckliche Gegenstände hätten

hätten vorstellen müssen, weil der Geschmack ihrer Zuschauer an dergleichen gewohnt war; hernach, daß ihre Dichter weniger Anreizung gehabt, diese Leidenschaft zu brauchen, da das Frauenzimmer weit eingeschränkter lebte, und die Sprache der Liebe, nicht so wie heut zu Tage, in allen Gesellschaften gehört ward; daß endlich die Griechen keine Comödiantinnen gehabt, sondern die Frauenzimmerrollen alle durch verlarvte Mannspersonen vorgestellt hätten. Die Liebe würde in ihrem Munde eben so lächerlich geklungen haben, als sie in dem Munde unserer vortrefflichen Actricen angenehm klingt.

Eben diese Vertheidiger sagen, daß man heut zu Tage einen Dichter für ungeschickt halten würde, der den Beyfall des Frauenzimmers nicht achten wollte, und lauter Herzen zu finden hofte, die sich von einer ieden andern Leidenschaft eher, als von der Liebe, bewegen ließen. **Orest** und das **gerettete Rom** sind weniger vorgestellt worden, als Stücke, die unter dem mittelmäßigen waren, die aber durch gewisse zärtliche Situationen dem weiblichen Geschlechte gefielen. Wie muß es kommen, daß man an dem Interesse des Staats und des Vaterlandes nur in London so viel Antheil nimmt?

Jede Parthey führt zu Bestätigung ihrer Meynung Muster an. Das Beyspiel des Corneille, der stets ins große malt, der sich fast immer über den Ton der Galanterie seiner Zeit erhebt, wird von denen angezogen, welche für die stolzen

und strengen Sitten der alten Tragödie, und für die einem Menschen rühmlichen Leidenschaften sind. Sie eignen sich den Sieg um so viel mehr zu, da Racine selbst am Ende seines Lebens, seinen Irrthum erkannte, und den wahren Gegenstand des Theaters verfehlt zu haben glaubte, so daß er auch sein Talent zu edlern Leidenschaften brauchte. Das Meisterstück **Athalia** ist der Triumph ihrer Meynung.

Sie berufen sich noch auf den Verfasser der **Merope** und des **Orests**. Sie fragen ihn, wie viel Ueberwindung es ihm gekostet, dem Geschmack der Nation etwas aufgeopfert, und nicht alle neuen, männlichen und erhabenen Schönheiten gesagt zu haben, die ihm sein Genie darbot. Er schrieb, als man **die chinesische Wayse** aufführte, an einen seiner Freunde: „Ich würde „die Tartarn mehr zu Tartarn gemacht haben, „wenn die Franzosen weniger Franzosen wären.„ Man weiß, wie ungern er sich der Liebe im **Oedipus** bediente, und mit welcher Freyheit er seinem Geschmacke in dem **Tode Cäsars**, in der **Merope**, im **Orest** und im **geretteten Rom** folgte. Diejenigen Stücke von ihm, an welchen die Liebe wenig oder gar keinen Theil hat, sind vielleicht immer die besten.

Orest, der, so weit es unsere Sitten erlauben, eine Nachahmung des Sophocles ist, gefiel den Liebhabern der griechischen Tragödien ausnehmend. Die Natur schien ihnen gerächt. Sie suchten durch Abhandlungen und Dissertationen

ihren Geschmack weiter auszubreiten, und die Einfalt der Alten, die man wieder einführte, auf alle Weise anzupreisen. Einer von ihnen fällte über alle alten und neuen **Electren** ein Urtheil, und dieses gefiel dem Kanzler d'Aguesseau, diesem großen Bewunderer der Alten, so wohl, daß er dem unbekannten Verfasser über sein Werk ein Compliment machen ließ.

Wie Schade ists, daß **Iphigenia in Tauris**, welche Racine nach diesem Plane angefangen hat, nicht fertig geworden ist! Ob sie gleich seit kurzem ohne Liebe auf das Theater gebracht worden ist, obgleich der Verfasser ein Talent gezeigt, und das Stück selbst Beyfall gefunden hat, so hat doch **Euripides** darinne verlohren. Unter den Händen des Racine würde er ohnfehlbar gewonnen haben. Welch rührendes Schauspiel würden wir haben, wenn er die **Trojanerinnen** gemacht hätte!

Auch diejenigen, welche die Liebe im Besitz des Schauplatzes lassen, führen den großen Corneille zu ihrem Behuf an, der sich nie größer gezeigt hat, als in den schönen Scenen des **Cid**, in dem wunderbaren Streite der Pflicht mit der Leidenschaft, und wo die Leidenschaft stets der Ehre aufgeopfert wird. Sie setzen der **Esther** und **Athalia** die übrigen Trauerspiele des Racine entgegen. Der süße Campistron ist ihnen auf alle Art willkommen. Selbst der harte und holpriche Crebillon, der aber in einigen Stellen erhaben ist, und vortrefflich seinen Caracteren

Schat-

Schatten und Licht zu geben weiß, muß ihre Meynung unterstützen helfen. Dieser opfert alles der Liebe auf; er malt sie abscheulich, so wie alles, was aus seinem erhitzten und schwarzen Gehirn entspringt. Der Verfasser der **Zaire** sagte daher eines Tages zu einem jungen Tragödienschreiber: „Sie und Crebillon sollten alle Morgen, „ehe sie sich über eine Tragödie setzten, fünf bis „sechs Nößel Blut trinken.„

Die Vertheidiger der Liebe können, außer dem **Ines von Castro** des la Mothe, einem Trauerspiele, das zwar schlecht geschrieben ist, worinne aber doch die allerunglücklichste Liebe auf eine sehr rührende Art vorgestellt wird, noch das Trauerspiel **Dido** anführen. Es ist nur eine verliebte Rolle in diesem Stück, so wie in der **Ariana:** aber diese Rolle ist sehr rührend, indem sie die schrecklichen Wirkungen dieser Leidenschaft in dem Herzen eines Frauenzimmers, das in allem bis zum äusersten ausschweift, vorstellt. Man räumt ein, daß die ersten englischen Dichter die Liebe vom Schauplatze verbannt haben, aber ihre Nachfolger haben sie wieder auf denselben gebracht. Diese Veränderung hat sich unter der Regierung Carls II zugetragen, als welcher die Vergnügungen liebte, und dessen Hof, nach dem Hofe Ludewigs XIV, der galanteste in Europa war. Es ist eine Zeit gewesen, wo man nichts als die verliebten **Oldfields** und **Düclos** achtete. In Italien hat ein Frauenzimmer, die sich aufs Theater begiebt, sich am meisten auf diese Rollen zu befleißigen. Man

würde

würde ein junges und schönes Mädchen bald auslachen, die sich lange mit heroischen und politischen Dingen abgeben wollte.

Wenn endlich auch die Liebe auf dem Theater ein Fehler seyn sollte, so entschuldigen ihn die Vertheidiger derselben doch mit dem Gebrauch, den die ansehnlichsten Dichter davon gemacht haben. Die chinesischen Tragödienschreiber haben sich, nach den griechischen, am meisten davor gehütet. Ihre Trauerspiele sind fast immer moralisch, und mit Gedanken und Beyspielen ihrer Philosophen und Helden angefüllt. Ich mag nichts vom peruvianischen Theater sagen, welches sehr sittsam, majestätisch, und bestimmt seyn soll die merkwürdigen Handlungen der Incas und anderer grosser Männer des Landes zu verewigen. Dieser Schauplatz kann zu keiner Regel dienen, weil er vielleicht selbst zu wenig regelmäßig ist. Man sagt, daß die Peruaner gar nichts von der Wirkung wüßten, die die Liebe auf dem Schauplatze thut. Was kann man aber daraus in Europa wider einen Gebrauch schließen, dessen Einführung die Quelle so vieler Schönheiten und Gefühlvoller Meisterstücke gewesen ist?

Die sinnreiche Anmerkung des Herrn von Voltaire ist das beste diesen Streit zu entscheiden, und beyde Partheyen zu vereinigen. „Liebe in „allen Tragödien zu verlangen ist ein weibischer „Geschmack, sie aber ganz daraus zu verbannen „ist ein sehr unvernünstiger Eigensinn.„ Wenn man sie aber, setzt dieser Autor hinzu, brauchen will,

will, so muß sie den ersten Platz einnehmen, und der Faden des ganzen Stücks werden.

Diese Leidenschaft kann ihrer Natur nach keinen niedrigen Rang annehmen. Rotrou und Corneille haben es fast allezeit gethan. In den Stücken des Racine ist die Liebe stets so wie sie seyn soll, herrschend und gebieterisch; eine Stufe niedriger würde sie nur Galanterie seyn.

Alles was wir vom Trauerspiel gesagt haben, kann auch von der Oper gesagt werden, welche Saint-Evremond eine Thorheit nennt, indem er sagt, daß eine mit Music, Tänzen, Maschinen, Malereyen ausgeschmückte Thorheit, zwar eine prächtige Thorheit, aber doch immer eine Thorheit, ein elender Grund unter einem schönen Aeusserlichen sey.

Ueber die weinende Comödie.

Nivelle de la Chaussee ist nicht der Vater derselben, ob man ihn gleich insgemein dafür hält. Die Römer haben diese Gattung schon gekannt. In der Hecyre des Terenz ist nur eine einzige Person, die zum Lachen bewegt, und sie kommt darzu nicht eher als am Ende zum Vorschein; alle andern erregen Thränen. Man weint ebenfalls in der Andrienne, Das Pathetische geht gleich mit dem ersten Act an, und man sieht sie mit eben der Empfindung spielen, als den Ines oder die Zaire.

Jn-

Indessen kann man dem la Chaussee die Ehre nicht versagen, daß er diese Gattung der Comödie auf unserm Theater eingeführt und zur Vollkommenheit gebracht habe. **Das Vorurtheil nach der Mode, die falsche Antipathie, und die Schule der Freunde**, müssen diesem Schriftsteller Achtung erwerben, der bey allen Zierrathen, die er überall anbringt, dennoch die Sprache des Herzens redet. **Melanide** ist sein bestes Stück. Man kann dem la Chaussee unmittelbar nach den großen schöpferischen Geistern seinen Platz anweisen.

Aber eben diese Gattung der Schauspiele, die er, wenn er sie nicht erfand, wenigstens verbesserte, hat zu heftigen und wichtigen Streitigkeiten Anlaß gegeben, die auch noch dauern. Einige verwerfen sie ganz und gar; andere aber wollen sie als eine Quelle neuer Vergnügen erhalten wissen. Wir wollen die Gründe beyder Partheyen untersuchen, um zu sehen, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Das erste, was man dawider sagt, ist, daß unsere großen theatralischen Schriftsteller nichts von dieser Gattung gewußt haben; daß weder Moliere noch Regnard dergleichen gemacht, und daß man keine andern Comödien weiß, die hieher zu rechnen wären, als die **Melite**, der **königliche Platz**, die **Wittwe**, alles sehr schlechte Stücken, die ihrem Verfasser wenig Ehre machen.

Man spricht hierauf vom Zweck der Comödie, welche das Lächerliche der Menschen vorstellen

soll.

soll. Man verfehlt demnach den wahren Gegenstand des Comischen, wenn man rühren will. Man wird nicht mehr die Thorheiten der Menschen oder das Lächerliche der Gesellschaften malen, sondern man wird widernatürliche Tugenden und Fehler ersinnen, um Thränen auszupressen. Man wird alles dem Pathetischen aufopfern. Außerordentliche und galante Begebenheiten werden zu theatralischen Handlungen gewählt werden. Unsere Comödien werden sich in dialogirende Romane verwandeln; man wird den Geschmack der Alten mit dem Neuern vertauschen, weil er leicht und reich an Materien ist. Die Comödie wird also in einen schlechtern Zustand gerathen, als sie in ihrer Kindheit war.

Der Abt Desfontaines war einer von denen, die am meisten in Unruhe geriethen. Er wollte nicht geschehen lassen, daß man dieses Gemische von Pathetischen und Ernsthaften, von Lachen und Weinen, dem gewöhnlichen Comischen vorziehen sollte. Es war zwar nicht so wohl die Neuerung selbst, die ihm mißfiel, als vielmehr der Mißbrauch, den man damit machen würde. Er glaubte stets die Zeiten des Augustus verschwinden, und die Zeiten des Trajans ankommen zu sehen. Den Anfang machte er in seinen wöchentlichen Blättern, und der berühmte Piron, ob er gleich ein Feind des Desfontaines war, that ein gleiches. Piron verglich diese rührenden Comödien mit den Predigten: **Du willst also den P. La Chaussee predigen hören?** sagte er

zu einem seiner Freunde, dem er begegnete, als dieser in die Melanide gieng. Er machte ein Sinngedichte auf die beyden Thalien, wovon die eine ungeschminkt, gefällig, **lächelnd wie Venus**, die andere aber **frostig** und **affectirt** vorgestellt wird.

Man antwortete auf diese Critik des weinenden Lustspiels so wie es sich gehörte. Man setzte ihr den erstaunenden und beständigen Beyfall, den diese Gattung gefunden hatte, das Vergnügen, welches das Frauenzimmer daran fand, den Eindruck, den ein Gemälde der Tugend auch auf das ruchloseste Herz macht, und die Pflicht, alles was neu ist und nützlich scheint zu versuchen, entgegen. Je mehr dieses Schauspiel getadelt wird, desto mehr müssen wir es zu erheben suchen, sagten seine Vertheidiger, und einen würdigen Bürger schadlos halten, weil wir nicht in einem zweyten Athen leben, welches diejenigen belohnte, die ihrem Vaterlande neue Vergnügen verschaffen. Sie glaubten die Natur nicht verlassen, sondern vielmehr besser eingesehen zu haben, und hielten den geschwinden Uebergang vom Lachen zum Weinen und vom Weinen zum Lachen den schnellen Abwechselungen und öftern Widersprüchen derselben vollkommen gemäß.

Es gieng der weinenden Comödie wie den Pastelmalereyen, die um eben diese Zeit erfunden, und eben so heftig getadelt, aber deßwegen nicht weniger gesucht wurden, sondern vielmehr durch Neid und Verfolgung in Aufnahme kamen.

Riccoboni zieht die weinende Comödie der lachenden vor, und nennt in einem Schreiben an einen seiner Freunde den La Chaussee einen der größten Geister der Nation, und setzt ihn dem Moliere an die Seite.

Die übertriebenen und lächerlichen Lobsprüche, womit dieser Brief erfüllt war, thaten demjenigen, den sie angiengen, mehr Schaden als alle Critiken. Man antwortete darauf, und klagte sehr über das Verderben des Geschmacks überhaupt, und den Mißbrauch des tragischen insbesondere. Man nahm die Physic zu Hülfe, um zu zeigen, daß sich das Traurige und Lustige nicht mit einander vereinigen ließe, sondern eins das andere hindern oder gar aufheben müsse, indem man sehr wenig geneigt sey zu lachen, wenn man geweint hat, oder zu weinen, wenn man gelacht hat, und daß daher die Seele allemal nur bis auf einen sehr schwachen Grad gerührt werden könne. Man spottete über den Mischmasch von Narrenpossen und pathetischer Ernsthaftigkeit; über die Ehre, die man seinen Zuschauern anthut, wenn man sie wie Kinder oder Narren will weinen, und in dem Augenblicke wieder lachen lassen. Es kamen allerhand kleine Werkchen heraus, unter den sonderbaren Titeln: **Trauerspiel zum Lachen; Lustspiel zum Weinen.**

Beyde Partheyen stritten noch mit gleicher Hitze, als der **verschwenderische Sohn** heraus kam; ein vortreffliches Stück in diesem neumodischen Geschmacke, in welchem starke rührende

Scenen,

Scenen, und auch artige scherzhafte Einfälle vorkommen; einige von denen zwar ausgenommen, die dem **Rondon** und **Fierenfat** in den Mund gelegt sind. Man sollte alle Pickelherings- und und groteſque comischen Possen aus der weinenden Comödie entfernen. **Melanide** kann darinne zum Muster dienen. Der **verschwenderische Sohn** ward dreyßigmal aufgeführt. Der Verfasser hatte sich nicht genennt, man errieth ihn aber an dem Tone des Stücks.

In der Vorrede legt der Herr von Voltaire die Ursachen an den Tag, die ihn bewogen, auch diese neue Gattung der Comödie zu versuchen. Er hält sie alle für gut, so lange sie gefallen, und diejenige für die beste, die am fleißigsten gearbeitet worden ist. Er hält das weinende Lustspiel für ein Bild des gemeinen Lebens. „Trägt es sich „nicht öfters zu, sagt er, daß in eben dem Hause, „in eben der Familie, zu eben der Zeit, und um „eben die Sache ein Vater schillt, eine Tochter „von ihrer Leidenschaft getrieben weint, der Sohn „über beyde spottet, und die Freunde oder Anver„wandten auf verschiedene Weise Theil daran neh„men? Ein munterer Einfall, ein Scherz bewegt „oft mitten unter der Betrübniß und dem Wei„nen zum Lachen. War nicht das Leben des „Scarrons eine beständige Abwechselung zwischen „dem heftigsten Schmerze und der leichtsinnigsten „Freude?„

Der **verschwenderische Sohn** brachte die weinende Comödie erst recht in Aufnahme,

und machte, daß sie haufenweise zum Vorschein kamen. Der Titel zog schon eine Menge Zuschauer herbey, und der Geschmack daran schien so allgemein zu seyn, daß die Tadler sich genöthigt sahen zu schweigen. Der Abt Desfontaines gab selbst dem Strome nach, und sagte, sie hätten einen Freypaß bekommen.

Nanine war ein neuer Versuch in der Art. Wenn sie auch anfänglich nicht den Beyfall fand, den sie verdiente, so hat sie ihn doch in der Folge erhalten. Es ist eins von den angenehmsten Stücken des Verfassers. Alles scheint darinne aus der Empfindung, aus der Wahrheit selbst in die Feder geflossen zu seyn, und alles ist durch die muntersten Farben verschönert. Nichts gezwungenes, nichts niedriges, nichts scherzhaftes am unrechten Orte! die Rolle des Bedienten, so lustig sie ist, ist dennoch nicht übertrieben. Eine alte Frau sollte man zwar daraus wegschaffen, die zu lachen machen will, und überaus schwatzhaft ist. **Nanine** erregt auf dem Theater eben die Empfindungen, als **Pamela** in dem Roman dieses Namens.

Cenie und die **Schottländerinn** gehören auch hieher. Die letztere ist der letzte Versuch, den man in dieser Gattung gemacht hat. Die Satyre, die darinne enthalten ist, schadet dennoch der Rührung des Stücks nicht.

Es hat ein ieder comischer Autor seinen eigenen Caracter. Menander war rein, zierlich, natürlich und einfältig. Aristophanes ist gerade das

Ge-

Gegentheil. Man hat die Muse des ersten mit einem erbaren Frauenzimmer, und des andern seine mit einer lüderlichen Metze verglichen. Eine gewisse, oft grobe Unsauberkeit, mit häufigen Zügen des Genies vermischt, sind das Kennzeichen des Plautus. Terenz ist ein liebenswürdiger, artiger, angenehmer, sittsamer und fein scherzender Schriftsteller. Moliere hat die Schönheiten und die Fehler der einen so wohl als der andern. Welche Munterkeit, welches Salz, welcher ächte comische Geschmack herrscht beym Regnard! Welche Versification! Er ist der Racine der Comödie. Destouches ist fein und edel; Dancourt reich, leicht und vortrefflich im Dialogiren; le Grand natürlich und sehr angenehm; Dufresni lebhaft, munter, witzig. Dem La Chaussee war es vorbehalten zum Lachen und Weinen zugleich zu bewegen.

Man nennt bisweilen die weinenden Comödien **bürgerliche Trauerspiele**; aber dieß sind zwey verschiedene Gattungen, die man nicht mit einander verwechseln darf. Die eine wird öfters von einigen verworfen, welche die andere billigen. Der Herr von Voltaire z. E. ist in dem Falle. Er verwirft die Trauerspiele, wo man gemeine Bürger an die Stelle der Könige oder anderer berühmter Männer setzt; wo man gemeinen Leuten eben das ernsthafte und erhabene Wesen beylegt, welches man in den ächten Tragödien antrifft.

Wenn man mehr Staat auf die Erfindungen des englischen Schauplatzes machen könnte, so dürfte man vielleicht den Beyfall den der **Kaufmann von London**, und die **Oper der Bettler** gefunden, anführen. Aber unter uns giebt der **natürliche Sohn** keine gute Meynung vom bürgerlichen Trauerspiele. Wenn gleich dieses sonderbare Stück, das einige als ein neues Licht für denkende Köpfe ansehen, an einigen Orten stark, erhaben und pathetisch ist, so ist es doch an allen andern überaus frostig.

Der Verfasser schmeichelte sich, daß es die Comödianten aufführen würden; sie haben aber dem **Vater der Familie** den Vorzug gegeben. Der Beyfall hat über dieses Stück nichts entschieden. Die es im Lesen bewundert hatten, versprachen sich eine weit bessere Aufnahme davon. Die Critik hat sich diesen Umstand zu Nutze gemacht und den **Vater der Familie** noch schlechter gefunden, als den **natürlichen Sohn**. Eben der gebietende Ton, eben das frostige Geschwätze übertriebener Empfindungen.

Die Erfindung dieser beyden philosophischen Versuche verdient Beyfall, sie ist aber noch nicht gehörig ausgeführt worden. Es müssen sich große Meister an solche neue Erfindungen machen, wenn sie überall gebilligt werden sollen. Wenn der Herr von Voltaire sich auf die Seite des bürgerlichen Trauerspiels schlagen und eins verfertigen wollte, wie man ihn schon darum ersucht

sucht hat, so würden wir vielleicht eine Gattung von Schauspielen mehr haben, und zwar eine solche, mit der es dem Herrn Diderot so gar nicht hat gelingen wollen.

Ueber die Parodien.

Dieses sind Geißeln der Schriftsteller. Zwischen ihnen und den Parodisten ist eine Mauer, die sie auf ewig von einander trennt. Diese letztern sind die streifenden Partheyen im Reiche der Wissenschaften, die nur das Fehlerhafte und Lächerliche eines Schriftstellers aufsuchen, um damit groß zu thun, und das Publicum zu belustigen, so wie ihren Vortheil daraus zu ziehen. Ein alter griechischer Dichter, Namens Hipponax, der 540 Jahre vor Christi Geburt lebte, ist der Erfinder dieser Art Krieg zu führen.

Der Geist des Hipponax breitete sich auf mehrere seiner Landsleute aus, welche die Nation zu belustigen suchten. Und diese fand auch an dieser neuen Art des Zeitvertreibs Geschmack. Die dramatische Parodie der Griechen sahe der unsrigen ähnlich. Die Hegemons und Rhintons in Griechenland waren eben das, was unsere Füzeliers, Vades und Favards sind. Es kam zu Athen fast keine Tragödie heraus, die nicht lächerlich gemacht worden wäre. Die Lateiner haben sich auch in Parodien geübt; wir haben

aber von ihnen, so wie von den Griechen, nur Fragmente.

Der Geschmack an den Parodien und dem Burlesquen ist zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts sehr unter uns Mode gewesen. Pelisson in seiner Geschichte der Academie sagt: „Wie viele „glaubten damals, daß man nur etwas wider die „Vernunft und alle Sinne sagen dürfte, um in „dieser Art sehr vernünftig zu schreiben. Ein ie„der hielt sich für fähig darzu; und beyde Ge„schlechte, von den Hofdamen und Hofcavallieren „an, bis auf die Kammerfrau und den Laquay, „gaben sich damit ab. Die Narrheit war so all„gemein, daß die Buchhändler nichts haben woll„ten, als was in diesem Tone geschrieben war.„

Dieser Geschmack fiel zwar ums Jahr 1660; man hat ihn aber seit der Zeit wieder hervor gesucht; man hat ihn ausgeputzt, und einer Nation würdig gemacht, deren Genie dem Genie der Griechen so ähnlich ist. Vielleicht haben wir sie gar in der Art übertroffen, wozu sie uns die Anlage gegeben. Welche feine Critik in unsern Parodien! Eine ungezwungene Einfalt, eine anständige Lustigkeit, eine reine und edle Sprache, so viel es die Materie erlaubt, sind die Hauptzüge derselben.

Ich rede von den besten die wir haben, und die immer auf dem Schauplatze geblieben sind. Die satyrischen, schmutzigen, niedrigen und abgeschmackten, die noch alle Tage gemacht werden,

verachtet man billig. Nichts ist ekelhafter als ein ungeschickter Lustigmacher.

Es kommt bey einer Parodie darauf an, daß man den wahren Sinn eines Stücks insgemein auf etwas boshaftes, ironisches oder lächerliches verkehrt. Ich sage insgemein, weil eine Parodie auch unschuldig seyn kann. Es heißt parodiren, wenn man von einem bekannten Dichter etwan einen oder zwey Verse copirt, darinne wenig oder nichts ändert, sie aber so braucht, daß ein ganz anderer Verstand heraus kommt. Eine Menge guter und schlechter Verse, die zu Sprichwörtern geworden sind, und die man bey tausend Gelegenheiten anbringt, sind eben so viel glückliche Parodien. Boileau hat selbst einige gemacht, und darinne die Härte des Chapelain nachgeahmt.

Die beträchtlichsten, und die vielleicht allein den Namen der Parodien verdienen, sind diejenigen, welche durch einige veränderte Ausdrücke den Sinn eines ganzen Gedichts ändern; oder diejenigen, in einem erhabenen Geschmack geschriebenen Gedichte, über Gegenstände, die nichts weniger als erhaben sind. Die Batrachomyomachie, oder der **Streit der Ratten und der Frösche**, ist ein Beyspiel von der Art. Wir haben noch ein anderes an dem **Pulte** des Boileau, und am **Cartouche**.

Der **Virgil** des Scarron, und die **Henriade** vom Montbron sind keine Parodien, sondern **Verkleidungen** (travestissemens,) weil sie den Inhalt beybehalten haben. In der Verklei-

dung verändert man die edle und erhabene Sprache des Autors in eine niedrige und scherzhafte. Die Parodie aber verlangt nicht daß man niedrig schreibe. Man kann vollkommen im Tone des Heldengedichts reden, und bey demselben bleiben. Je weniger sie ins Niedrige fällt, um so viel fürchterlicher ist sie den berühmtesten Schriftstellern. Sie haben daher auch alles gethan, um sie verächtlich und verhaßt zu machen.

La Mothe hielt die Parodie für das größte Hinderniß der Sitten, des guten Geschmacks, des Wachsthums der Wissenschaften, und des Ruhms gelehrter Leute. Nachdem er in seiner bekannten Abhandlung über die Parodie erst überhaupt auf dieselbe geschimpft hatte, so kommt er endlich auf die besondern Ursachen, weßwegen er sie verwirft. „Ihr habt ein Trauerspiel bewundert, sagt er; ihr „habt geweint: aber glaubt nicht, daß euch daſ„selbe noch einmal rühren werde, nachdem *ihr* die „Parodie davon gesehen habt. Ihr werdet keine „schönen Stellen mehr darinne finden; das ganze „Stück wird von euch nach einem witzigen Ein„falle beurtheilt werden; die Tugend wird euch „unter der Masque eines Pedanten oder eines „Heuchlers vorgestellt worden seyn, weil es als„dann um so viel leichter war sie lächerlich zu ma„chen, und stets hat das Erhabene, die großen Ge„danken *in einer* Tragödie das Unglück am mei„sten angegriffen zu werden. Muß man nicht „ein Narr seyn, werdet ihr alsdann sagen, wenn „man Tragödien schreibt, und sollten sich die Poe-

„ten nicht, aus Furcht vor den Parodien, davon „abhalten lassen? Ist es nicht genung, daß ein „Dichter, bey aller angewandten Mühe, dennoch „fürchten muß, daß sein Stück keinen Beyfall „finden werde, und man setzt sich auch noch den „Spöttereyen des Theaters aus, und belustigt das „Publicum auf seine Unkosten?„

Es ist zu merken, daß La Mothe diese Abhandlung schrieb, als man eine Parodie auf seinen **Ines de Castro** gemacht hatte. **Agnes de Chaillot** ist eine von den besten Parodien, die ie sind gemacht worden. Sie betreffen sonst nur einige Nebenumstände, aber diese ist über das Ganze. Die italienische Bühne stellt dieses Stück noch öfters mit Beyfall vor. La Mothe war bey der ersten Vorstellung selbst zugegen, und lachte herzlich darüber. Unterdessen war doch die Critik über seine Verse und die Entwickelung des Stücks zu sehr übertrieben. Die Freude, die er dabey bezeugte, war vielleicht nicht sein Ernst; unterdessen nahm man sie dafür an, und parodirte auch seine Fabeln. Man antwortete auch auf seine **Abhandlung über die Parodien**, und rieth ihm, künftig einiger mit sich selbst zu seyn, und nicht in Schriften dasjenige zu verwerfen, was er selbst mit Vergnügen ansähe.

Füzelier, der sehr viel fürs Theater gearbeitet hat, war der Verfasser dieser Widerlegung. Er läugnete gegen den La Mothe, daß eine lustige Parodie die Wirkung des Tragischen hindere; daß dadurch die guten und schlechten Stellen eines

Stücks

Stücks vermengt, und nach dem Urtheile des Harlequins entschieden würden; daß sie die wahre Tugend zum Gespötte mache, weil sie nur die eingebildete und romanenhafte Tugend lächerlich zu machen suchte.

Wenn auch, fährt er fort, die Zahl der tragischen Dichter dadurch vermindert werden sollte, so ist es doch kein großes Uebel, weil wir deren ohnedem zu viel haben. Die großen Acteurs, die etwan darinne angegriffen werden, haben sich um so viel weniger zu beschweren, da es nichts unbilliges ist, daß diejenigen, die alle Tage andere lächerlich machen, auch einmal lächerlich gemacht werden.

La Mothe hatte gesagt, daß die Parodie die Eigenliebe beleidige, welches der einzige Bewegungsgrund eines Schriftstellers sey. Sein Gegner räumt ihm ein, daß er vielleicht keine andern als so kleine Absichten könne gehabt haben; aber er will den Schluß nicht auf alle gemacht wissen, da viele von ihnen einen weit wichtigern Endzweck, die Menschen zu unterrichten und zu bessern, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen, können gehabt haben. Er hat hier nichts mit der Ursache zu thun, weßwegen Scarron sein **Marquisat Quinet** rühmte, und der Abt Vertot ein Werk nach dem andern schrieb, ehe er noch ein Mann von Vermögen war.

Man darf nur, setzt Füzelier hinzu, wenn man sich fürchtet parodirt zu werden, nichts machen, das darzu Gelegenheit giebt. **Athalia,** dieses

dieses Meisterstück des Theaters, ist nie parodirt worden, und wird es auch nie werden, weil alles darinne der Natur und der Vernunft gemäß ist. Hieraus zieht er nun den Schluß, daß La Mothe nicht die Parodien, sondern seine Werke tadeln solle.

Der Herr von Voltaire hat sich auch über die Parodien beschwert. Er rechnet sie unter die größten Verdrüßlichkeiten, denen ein Gelehrter ausgesetzt ist. Seine besten Stücke sind parodirt worden: seine Zaire, Alzire, Merope, seine chinesische Wayse. Würden sie dieses Schicksal gehabt haben, wenn es wahr wäre, daß die guten Schriften ihren Verfassern völlige Sicherheit verschafften?

Je mehr Tragödien zum Vorschein kommen, desto reicher ist die Erndte für die italienischen Comödianten. Man hat ihrem Schauplatze einen schlechten Geschmack und Verläumdungssucht vorgeworfen; sie berufen sich aber auf das Urtheil des Publicums, und auf die gute Critik, die sie bisweilen von einem neuen Stücke machen, von welchem man sich verführen ließ. Bey dem Schlusse des Schauplatzes im Jahr 1735 sagte einer von ihnen folgendes her: „Ein allzu großer „Beyfall macht zu stolz; man muß ihn daher ein„zuschränken suchen. Es beredet sich sonst ein „Autor leicht, daß er den höchsten Gipfel der Voll„kommenheit erstiegen habe. Die Critik ist da„her nöthig, damit er dem Publico die übertriebe„nen Complimente ersetze, die man ihm bis dahin

„ge-

„gemacht, wo der Druck seines Werks zeigt, wie „viel es werth sey.„

Der Abt Sallier bildet sich ein, daß sie dieses vollkommen leisten. In seiner Dissertation über den Ursprung und den Caracter der Parodie versichert er, daß sie in ihren Händen eine Fackel sey, womit die Fehler eines Schriftstellers beleuchtet würden, der sich den Beyfall erschlichen hatte. Die kleine Iphigenia, eine Parodie der großen, ist ein Beweiß davon. Diese sinnreiche Critik hat die vorige Verblendung vertrieben, und den wahren Werth des Stücks festgesetzt.

Die Feinde der Parodie greifen sie noch auf einer andern Seite an. Sie setzen sie in die Classe der Kleinigkeiten, so nützlich sie auch seyn mag. Aber diese Kleinigkeit hat, wie alle andere Arten, ihre Grundsätze, ihre Regeln, ihre Schwierigkeiten, ihre Klippen, ihre Annehmlichkeiten und Schönheiten. Man kann nicht, ohne Genie zu besitzen, eine Intrigue ganz verändern; andere Personen nehmen; zu einer großen Handlung eine ähnliche aus dem gemeinen Leben finden; fehlerhafte und lächerliche Umstände bemerken; comische und den Zuschauern gefällige Situationen herbey ziehen; Leute vom Geschmack vergnügen, wenn man das, was ein Held oder ein König sagt, in den Mund eines Bürgers oder Handwerkers legt; gewisse Züge übertreiben oder schwächen; und endlich die größte Simplicität an die Stelle des er-

habenen Tragischen setzen. Manche Scene der italienischen Comödie kostet eben so viel, und hat fast eben die Schönheiten, als manche andere sehr gerühmte des französischen Theaters.

Ueber die Schauspiele.

Man hat zu allen Zeiten darüber gestritten, ob die Schauspiele ihrer Natur nach gut oder böse sind, und man kann die widersprechenden Meynungen am besten aus dem bekannten Briefe des P. Caffaro, eines Theatiners, kennen lernen. Dieser Brief ist an den Dichter Boursault, der sich Scrupel im Gewissen machte, daß er vors Theater gearbeitet hatte, und der diesen Ordensgeistlichen deßwegen zu Rathe zog.

Man weiß daß Racine eben diese Scrupel hatte, und daß, nachdem er sich blos auf biblische Tragödien eingeschränkt hatte, er endlich das Theater gar verließ, und sich ins Portroyal begab, um da den vermeynten Mißbrauch seines Talents mit seinen Thränen zu büßen. Eben so sehr reuete es auch den Quinault, daß er sein Talent nicht anders angewandt hätte, ob er sich gleich einen großen Ruhm erworben hatte. Wenn diese beyden witzigen und gewissenhaften Dichter einen solchen Casuisten, wie den P. Caffaro, gefragt hätten, so würden sie das Theater wohl nie verlassen haben.

Dieser

Dieser Geistliche hat es in seinem Schreiben offenbar vertheidigt. Er hat das Herz sich über die Vorurtheile seines Standes zu erheben, und das frey heraus zu sagen, was er denkt. Er spricht in dem starken und nachdrücklichen Tone, den nur Leute haben, die von dem, was sie sagen, selbst überzeugt sind.

Er behauptet als einen Grundsatz, daß die Comödien an und vor sich, und ihrer Natur nach, wenn sich nicht gute oder böse Nebenumstände dabey befinden, unter die gleichgültigen Dinge zu rechnen wären. Die Beweise darzu sind aus den Kirchenvätern, aus der heil. Schrift, und aus der gesunden Vernunft hergenommen.

Der heil. Thomas von Aquino fand wie nützlich diese Kunst sey, da er nur ein schlechtes Gaukelspiel von elenden Narren vorstellen sah. Der heil. Franz von Sales war ebenfalls der Meynung, daß man Unrecht thäte, wenn man sie ohne Einschränkung verwürfe. Zu Mayland spielte man zur Zeit des heil. Carls Borromeo Comödien, ohne daß sich dieser würdige Erzbischof daran stieß; er gab vielmehr im Jahr 1583 eine öffentliche Erlaubniß darzu, doch unter der Bedingung, daß die Stücke vorher untersucht würden.

Die heil. Schrift ist dem P. Caffaro ebenfalls günstig. Tänze und Schauspiele werden öfters von ihr empfohlen. Sie rechnet es einigen ihrer heiligsten Männer zum Verdienst an, daß sie nach dem Schalle der Paucken getanzt haben. Wenn man die Comödien mit unter dem Fluche

begreift,

begreift, die sie aufs Spielen, auf den Wein, die Tafel, den Putz, die Gemälde, die Schwelgerey legt, so überlegt man nicht, daß dieser Fluch nicht so wohl diese Dinge an sich selber, als vielmehr den Mißbrauch derselben trifft. Unser Theater ist grade das Gegentheil von dem Zotenhaften, in welches bisweilen die Römer verfielen. Valerius Maximus berichtet, daß einmal ein Stück von nackenden Frauenspersonen sey vorgestellt worden, wobey der schändliche Heliogabalus die Rolle der Venus machte, und an Unverschämtheit den geilsten Bock übertraf.

Der P. Caffaro kommt endlich auf die Gründe aus der Vernunft, und keiner von denen, die man wider die Schauspiele braucht, scheint ihm von einiger Wichtigkeit. Das Theater, sagt man, ist verboten, und verdient es ohne Zweifel. Es erregt die Leidenschaften, und bringt die Seele in Aufruhr; die Comödianten sind Leute von schlechter Lebensart, und deßwegen infam.

Die Comödie ist verboten: Aber, antwortet der Theatiner, man führt hier etwas zum Beweise an, was erst untersucht werden muß. Die Comödie ist nicht an sich selbst verboten, und kann es auch nicht seyn. Man verbietet gewisse Dinge nur, weil sie schlecht sind; die Dinge sind aber nicht schlecht, weil sie verboten sind.

Die Absicht der Comödie ist, wie man sagt, die Erregung der Leidenschaften: thut sie dieses wirklich? fragt der P. Caffaro; sind diejenigen,

welche in die Comödie gehen, bösere Menschen, als die, die nicht hinein gehen? Er hat vielmehr im Beichtstuhle gefunden, daß die Armen, die nicht in die Comödie kommen, dem Zorne, der Rachgier, der Eitelkeit und dem liederlichen Leben deßwegen nicht weniger ergeben sind. Und wenn auch einiger Mißbrauch damit vorgeht, so sind ja die besten und unschuldigsten Dinge ebenfalls demselben unterworfen. „Muß man, sagt der weise „Lycurgus, alle Weinstöcke ausrotten, weil es Leute „giebt, die sich im Weine betrinken?„

Die Comödianten sind infam. Aber wie viel Könige, Fürsten, obrigkeitliche Personen, Priester und Ordensgeistliche, die dergleichen gespielt haben, oder noch spielen, müßten es ebenfalls seyn? Weßwegen läßt man denn in den Schulen Comödien von jungen Leuten vorstellen? Zu Rom haben gewisse Nonnen einmal den George Dandin vor einer ansehnlichen Versammlung, und mit vielem Beyfalle aufgeführt. Die Einwendung, daß es etwas anderes sey, wenn man es zum Vergnügen, und wenn man es, um seinen Unterhalt zu suchen, thut, sagt nichts: Denn wenn die Sache an sich selber böse ist, so muß sie es auch für alle seyn.

Die Comödianten sind in der That zu beklagen, daß ihnen in einigen unserer Gesetze, und in einigen Schlüssen der Concilien sehr hart begegnet wird. Sollten Leute, die vom Könige gehalten wer-

werden, die zum Vergnügen, zum Unterricht, zur Ehre der Nation sind, und den Ueberfluß der Reichen mit unter die Armen bringen helfen, geringer geachtet werden, als andere?

Würde man die Schauspiele an den Ecken der Straßen anschlagen dürfen, wenn sie so gefährlich wären, als man meynt? Billigen nicht vielmehr Prinzen, Obrigkeiten, Bischöffe dieselben, da sie darzu schweigen oder selbst Zuschauer dabey abgeben?

Der P. Caffaro hält also die Schauspiele für sehr erlaubt, und verlangt nur, daß man dabey auf drey Stücke Achtung geben solle: auf die Zeit, auf den Ort, und auf die Personen. Auf die Zeit, daß man nicht das ganze Jahr hindurch, oder zu einer unbequemen Stunde spiele, so daß man in die Comödie gienge, wenn man den Gottesdienst abwarten sollte. Auf den Ort, damit nicht die Kirchen zu Schauplätzen gemacht werden, wie es in einigen Klöstern geschieht. Auf die Personen, indem Leute, die in wichtigen Aemtern stehen, nicht alle Tage die Schauspiele besuchen sollen.

Die Fremden, die nach Paris kommen, wundern sich, daß sie in der Comödie und in der Oper geistliche Personen antreffen; in London sehen sie dergleichen niemals. Dagegen lassen sich diese öfters daselbst in den Wirthshäusern finden, wo sie Bier, Punsch und Brandtewein trinken, oder auch wohl den Gästen etwas auf der Geige vorspielen.

Der P. Caffaro schließt sein Schreiben mit den Worten: „Andere als Sie werden mir es „zum Verbrechen machen, daß ich der gelindesten „Meynung gefolgt bin, und werden mich einen „leichtsinnigen Casuisten nennen, zumal da es iezt „Mode ist eine strenge Moral zu predigen, aber „nicht darnach zu thun. Ich versichere Sie aber, „mein Herr, daß ich weder auf Gelindigkeit, „noch Strenge, sondern blos auf die Wahrheit „gesehen habe.„

Ein Geistlicher, der das Theater von seinem ehemaligen Schimpfe zu befreyen suchte, konnte die Gewissen leicht beruhigen, wenn der P. des Oratorii, Le Brün, sie nicht aufs neue beunruhigt hätte.

Er widerlegte den P. Caffaro, nannte ihn einen falschen Bruder, Lästerer, Verräther gegen Gott und Menschen, als die er den Weg des Verderbens führe. Es fehlt aber diesem Schriftsteller gar sehr an Genauigkeit und Einsicht. Er beurtheilt die ietzige Comödie blos nach den Possenspielen, die ehemals unter den heidnischen Kaysern gespielt worden, und auf welche die Kirchenväter so oft den Bannstrahl schießen ließen. In Vergleichung der ältern Comödie mit der neuern, findet er so gar den Nachtheil auf der Seite der leztern. Plautus, Terenz, Aristophanes scheinen ihm weit sittsamer als unsere Comödienschreiber.

Er schwatzt beständig von der Strenge der Reichsgesetze. Aber ließ nicht der Kayser Justinianus von dieser Strenge nach? Erlaubte er nicht den Comödianten in die ehrbarsten Familien zu heirathen? Und sind nicht diese Gesetze durch das Mandat Ludewigs XIII vom 16 April 1641, gewissermaßen aufgehoben?

Als der Herr von Voltaire die Schrift des le Brün zu Gesichte bekam, sagte er: „Unsere „Enkel werden einst fragen, wie es möglich gewe„sen, daß die Franzosen sich so haben widerspre„chen, und die thörichste Barbarey so stolz ihr „Haupt wider die schönsten Früchte des menschli„chen Geistes empor heben können?„

Dennoch blieb der P. le Brün Meister vom Kampfplatze. Der Erzbischof zu Paris, Noailles, verlangte vom P. Caffaro einen förmlichen Widerruf.

Der Prinz von Conti griff ebenfalls die Schauspiele an. Er untersuchte diese Materie, als ein Theologe, und die beyden Ordensgeistliche hatten als Gelehrte davon geschrieben. Ich würde nicht von ihnen gesprochen haben, wenn sie anders verfahren wären. Die Theologie ist nicht mein Werk. Ich überlasse es einem Bossuet, einem Fenelon, daß sie durch die Schwere ihrer Waffen, und das Gewicht ihrer erzbischöflichen Gewalt alle Trugschlüsse, welche die Schauspiele begünstigen, zu Boden drücken. Wir wollen in der Sache selbst weiter gehen.

Ein gewisser Abt legte die Gründe schriftlich an den Tag, warum er die Schauspiele verachtete, und suchte sie dadurch bey andern verhaßt zu machen. Diese Gründe aber waren so lächerlich, daß man von ihm in einem Sinngedichte sagte: „er habe in einer Schrift die Comödie verworfen, „wozu er selbst eine treffliche Materie seyn „würde.„

Riccoboni hat von seiner Kunst noch weniger gehalten, als La Mothe von den Versen. Ein Comödienschreiber, ein Acteur scheint ihm ein abscheulicher Mensch zu seyn. Er billigt nichts, als die Schulcomödien. „Diese sind es nicht, sagt „er, die ich verbessert wissen will, sondern man „sollte nach ihrem Muster alle andern verbessern.„ An einem andern Orte spricht er: „Ich betheuere, „daß ich seit funfzig Jahren her, da ich zum er„stenmal aufs Theater stieg, dasselbe stets von der „schlimmen Seite angesehen, und stets Ge„legenheit gesucht habe, dasselbe wieder zu ver„lassen.„

Der P. Poree meynt, daß die Schauspiele zwar wohl eine Schule der Tugend seyn könnten, daß sie aber durch unser Verschulden nur eine Schule des Lasters wären.

Der Verfasser der Dido erklärt sich zwar für das Theater, aber für ein noch sittsameres, als das unsrige. Besonders sind ihm die Comödien anstößig. Dancourt, le Grand, Regnard, Moliere selbst sind ihm bisweilen zu frey und gar schmu-

ßig. Er wünscht, daß alle alten und neuen Stücke nochmals untersucht, und alles weggestrichen werden möchte, was zweydeutig ist, oder die Schamhaftigkeit auf einige Weise beleidigen kann. Der Verfasser des **Boshaften** und des **Sidney** meynt, daß dadurch die Schauspiele nicht besser werden würden, und sein Eifer wider dieselben hat vielen mehr von einem gewissen Stolze, als von Gewissensbissen herzurühren geschienen. Es wäre besser gewesen zu schweigen, als sich mit so viel Geschrey vom Theater loszusagen.

Der Herr von Voltaire hat sich auf die Frage selbst nicht recht eingelassen, sondern nur das Historische derselben berührt. Er hat gezeigt, wie widersprechend wir in Ansehung der Comödien und der Comödianten verfahren. In Frankreich sind sie alle im Banne, und werden nicht mit christlichen Gebräuchen begraben, wenn sie nicht vor ihrem Tode die Profession verlassen haben. In Rom ist es nicht einmal so arg. Bey uns werden Alexander, Cäsar, Brutus, Athalia, Zaire und Arlequin verworfen, und die Maler und Bildhauer geduldet: Beleidiget die nackende Venus des Titian oder des Corregio unsere schamhafte Jugend weniger, als die Vorstellungen unserer Schauspieler? Man verfährt mit ihnen wie ehemals mit den vermeynten Hexen und Zauberern, wobey Könige und Kayser nicht geschont wurden.

Der Herr von Voltaire setzt weiter hinzu, daß die Nation dieses Lächerliche nicht haben, und das Theater sich aus seinem ehemaligen Schimpfe würde heraus gerissen haben, wenn nicht die Calvinisten und Jansenisten so heftig dawider geschrien hätten. In manchem protestantischen Städtchen in der Schweitz hat sich in hundert und funfzig Jahren keine Violin dürfen hören lassen. Die Catholicken haben dagegen die Schauspiele beständig geliebt. Wie viel Geistliche unter ihnen haben selbst Comödien verfertigt? Leo X ist der Wiederhersteller der guten Comödie in Europa. Richelieu hat einen Schauplatz im königlichen Pallaste bauen lassen. Mazarin hatte eben den Geschmack. Auf dem Hoftheater war eine eigene Bank, welche die Bischöfsbank hieß. Dem Cardinal Fleuri, da er noch Bischof war, lag man sehr an, daß er diese Gewohnheit wieder einführen sollte.

Im Jahr 1756 hat ein gewisser Advocat wider die Schauspiele geschrieben: „Man geht, sagt „er, nicht so wohl eines schönen Stücks wegen „in die Comödie, als vielmehr die artigen Comö„diantinnen zu sehen; ...an stürzt sich nothwen„dig ins Unglück, wenn man sich in eine dieser „Schönheiten verliebt, indem nicht alle die ersten „Favoriten des Mars oder Plutus seyn können; „man gewöhnt sich zum Müßiggange und zur Un„verschämtheit; die Männer werden entweder „Sybariten oder Bösewichter, und die Weiber

„ent-

„entweder Galanterieschwestern oder Mägären. „Man duldet die Schauspiele in einem wohl ein„gerichteten Staate nur, wie man die liederlichen „Häuser duldet; die unverschämtesten finden im„mer den meisten Beyfall, und daher geben so „viele der italienischen Comödie, oder der comi„schen Oper, den Vorzug vor der französischen „Comödie; man hätte diese Schauplätze nicht nö„thig, da die Welt selbst ein großer Schauplatz „ist, auf welchem es an allerhand Originalen nicht „fehlt; gute Gesetze a) nutzen allemal mehr, als „die bösen Beyspiele einiger Geistlichen schaden; „selbst wenige von denen, die oft in die Comödie „gehen, werden sie billigen; sie schmeichelt den „Leidenschaften, anstatt sie zu unterdrücken.„ Welche Beredsamkeit für einen Advocaten! Sein Eifer aber ist löblich. Die große Mühe, die sich einer von seinen Mitbrüdern zur Vertheidigung der Comödie und der Comödianten, auf Bitten der Mademoiselle Clai . . . wie man sagt, gegeben, ist mit der äußersten Strenge bestraft worden. Diese Uebereinstimmung der Obrigkeiten mit verschiedenen Casuisten, kann zu sehr ernsthaftem Nachdenken Anlaß geben. Man siehet daraus, daß die Gesetze in Frankreich den Comödianten eben so wenig günstig sind, als die Religion.

Wir wollen aber alle diese Streitschriften bey Seite legen, und uns an eine einzige Stelle hal-

a) Canone regitur ecclesia, non exemplo.

halten, die überall mit dem Stempel des Genies ihres Verfassers bezeichnet ist. Der Lobredner der Unwissenheit und der Wilden konnte leicht der Tadler der Schule der Artigkeit und des Geschmacks werden.

Der Herr d'Alembert that den Bürgern zu Genf den Vorschlag, daß sie ein Comödienhaus in ihrer Stadt bauen sollten. „Das ist, „sagt Rousseau darauf, der gefährlichste Rath, „den man geben kann; wenigstens halte ich ihn „dafür, und meine Ursachen sind in dieser Schrift „enthalten.„

Ob diese Ursachen gleich nur die Verfassung der Stadt Genf zu betreffen scheinen, so sind sie doch sehr oft allgemein vorgetragen. Er will bisweilen mit der Sprache nicht recht heraus, und man sieht wohl, daß er im Grunde die Schauplätze nirgends vertragen kann.

Er macht sich zuerst über das Trauerspiel, und spottet über das Mitleiden und Schrecken, welches dasselbe erregen soll. Es scheint ihm unbegreiflich, daß man die Leidenschaften reinigen könne, indem man sie rege macht. „Muß man, um „mäßig und vorsichtig zu seyn, anfangen thöricht „und ein Narr zu werden?„

Die Leidenschaften scheinen ihm sogar durch die Tragödie noch mehr Stärke zu bekommen als die Tugend selbst; die größten Bösewichter, sagt er, spielen auf dem Theater die schönste Rolle; die Mahomets verdunkeln die Zopiren,

und

und die Catilina die Ciceronen; dergleichen Caractere dienen nur neue Originale zu beleben. Dieß sind seine Gedanken von den Tragödien, selbst von denen, in welchen das Laster bestraft wird. Ich finde ihn darinne mit dem La Mothe übereinstimmig. „So stark, sagt dieser, die „Lection auch seyn mag, womit das Stück be„schlossen wird, so ist sie doch zu schwach, oder „kommt zu spät.„

Man hat dem Rousseau geantwortet, und ihm gezeigt, daß die schrecklichen Folgen einer Leidenschaft, wenn sie auf dem Theater vorgestellt werden, gar wohl zu einem Heilungsmittel wider diese Leidenschaft dienen. „Zu Sparta ließ „man der Jugend besoffene Sclaven sehen, um „sie vor den Ausschweifungen im Trunke zu be„wahren. Der schändliche Zustand dieser Scla„ven brachte die Kinder entweder in Furcht oder „zum Mitleiden, und diese Leidenschaften waren „ein Präservatif gegen das Laster, das der Grund „davon war.„

Der Bürger von Genf beruft sich noch auf das Zeugniß der Zuschauer, und sagt, daß sie mit ihm übereinstimmen würden, wenn sie am Ende einer Tragödie ihr Herz befragen wollten. Die Marquise von Lambert ist eben der Meynung: „Man bekommt auf dem Schauplatze „große Ermahnungen zur Tugend, und man geht „mit Eindrücken des Lasters weg. Manche Frau

„ist

„ist als eine Penelope hingekommen, und als eine „Helena weggegangen.„ a)

Rousseau hat aber damit nicht mehr gewonnen, als mit seinen übrigen Argumenten. Man hat ihm geantwortet, daß er nicht von einigen einzelnen Fällen den Schluß auf alle machen müsse.

Das was er gegen die Comödien sagt, ist nicht überzeugender. Die comischen Dichter sollen, nach seiner Meynung, nur immer ein gutes und unschuldiges Herz lächerlich machen, und junge Leute mit ehrlichen Alten ein Gespötte treiben lassen; Betrug, Lügen und Hinterlist wird von ihnen auf eine einnehmende Art vorgestellt; sie schwatzen immer von Ehre, und die Handlung läuft doch auf Laster hinaus; die listigste Rolle erhält immer den meisten Beyfall, und selten die würdigste. Regnard fällt noch mehr in diesen Fehler als Moliere, bey welchem die Betrügereyen insgemein bestraft werden.

Auch hierinne widerspricht man dem Rousseau, und behauptet gegen ihn, daß die Comödie von vielen Fehlern und so gar von vielen Lastern abhalte. Man führt den bekannten Spruch an, „daß Moliere mehr Fehler am Hofe verbessert „habe als alle Prediger zusammen genommen.„

Rousseau hat die Profession der Comödianten ebenfalls nicht aus der Acht gelassen. Er sagt,

a) Penelope venit, abiit Helene.

sagt, daß sie verachtet wären, sie mögen im Banne seyn oder nicht, und daß selbst zu Paris, wo sie noch mehr Aufsehen machen, als anderwärts, es kein gemeiner Bürger wagen würde mit ihnen umzugehen, die man doch alle Tage mit großen Herren speisen sieht.

Die Le Couvreur, die am Ufer der Seine begraben liegt, so wie die L'Olfids zu Westmünster an der Seite des Newtons und der Könige, macht gegen diese einen sehr sonderbaren Contrast, und man kann das Genie beyder Nationen daraus beurtheilen. Wer die Engeländer kennt, sagt Rousseau, der findet nichts außerordentliches darinne. Sie haben in ihrer Actrice das Talent, nicht aber die Profession ehren wollen. Die mittelmäßigen und schlechten werden dagegen in London noch mehr verachtet, als anderwärts. Der Abriß, den er von den Comödianten und Comödiantinnen macht, würde sie sehr beschämen, wenn sie wirklich so wären. Er malt sie als Müßiggänger, als Wollüstlinge, als aufgeblasene, betrügerische und neidische Personen. Er begegnet ihnen nicht besser als denen, die Tag und Nacht auf den Caffeehäusern liegen, welche Oerter er die Zuflucht der Müßiggänger und der Landstreicher nennt.

Man erstaunte, daß der Herr d'Alembert auf die beredte Satyre nicht antwortete, zu welcher er Gelegenheit gegeben hatte; endlich aber brach er das Stillschweigen, und vertheidigte seine

Mey-

Meynung. Wenn man auf dem Schauplatze, sagt er, bisweilen Mitleid gegen Bösewichter hat erregen wollen, so ist dieses ein Fehler des Poeten und nicht der Poesie. Es giebt wenig Tragödien, worinne man nicht Unterricht fände: selbst **Berenice** lehrt uns die heftigste Leidenschaft besiegen. Man wird die Liebe zu dem erlaubtesten Endzwecke leiten, wenn man in großen Beyspielen zeigt, wie schädlich ihre Ausschweifungen und ihre Schwachheiten sind.

Die Comödie hat eben den Vortheil. Das Theater des Moliere ist, einige Stücke ausgenommen, das Gesetzbuch der Ehrbarkeit und der guten Sitten. Was für ein Prediger ist der **Menschenfeind**! Es ist lächerlich zu glauben, daß die Bedienten die Geschicklichkeit in den Häusern und auf den Gassen zu stehlen, auf dem Theater erlernen. Die Comödiantinnen sind nicht die sittsamsten Personen: man halte aber nur ihren Stand mehr in Ehren, so werden sie schon besser zu leben anfangen.

Der Herr d'Alembert wiederholt den Vorschlag, daß die Genfer ein Theater haben sollen. Er will ihnen dafür stehen, daß die Einführung desselben weder der Regierungsform ihrer Stadt, noch der Unschuld ihrer Sitten schaden werde. „Sie sind schon fähig, oder wenn man lieber „will, verderbt genung, um einen **Brutus**, „oder ein **gerettetes Rom** sich vorstellen zu las-

„sen,

„sen, ohne daß sie besorgen dürfen davon schlimmer „zu werden.„

Welchem von beyden soll man nun glauben, dem Herrn d'Alembert, oder einem Bürger, der sein Vaterland vor dem Verderben zu warnen glaubt? Die Genfer scheinen indeß die Sache schon entschieden zu haben. Sie wissen ihrem Demosthenes sehr wenig Dank für seinen Eifer; sie beschweren sich, daß er sie so schlecht, nur nach den Sitten des Pöbels, abmalt. Alle unter ihnen, die zu leben wissen, lassen den Pöbel sich betrinken und Taback rauchen; sie gehen indeß in die Comödie.

Die Calvinisten treten ihnen bey, und halten es für Barbarey, wenn man unschuldige durch das Theater erregte Thränen, aus einer Republik verbannen will. Ja, tugendhafter Rousseau! wenn die Schauspiele strafbar sind, wenn sie die Vorläufer des Verfalls kleiner Staaten sind, so ist es um dein Vaterland geschehen; man kann aus sehr vielen Merkmalen schließen, daß dasselbe ein Theater bey sich einführen wird.

Ueber die Declamation.

Die Declamation ist die Kunst, mit welcher eine Rede auf der Kanzel, vor Gericht, auf dem Theater gehalten wird; desgleichen wie man ein Buch mit lauter Stimme lesen soll. Man mag die Declamation betrachten von welcher Seite man will, so ist über sie gestritten worden.

Declamation des Theaters.

Die theatralische Declamation, der Alten so wohl als der Neuern, hat Gelegenheit zum Streite gegeben.

Es ist in Ansehung der erstern verschiedenes untersucht worden; ich will mich aber nur bey den vornehmsten Stücken aufhalten, ob nemlich die Recitation und die Action getheilt, und die Declamation durch Noten angedeutet worden ist.

Eine Stelle beym Livius giebt zu verstehen, daß die theatralische Action bisweilen unter zween Acteurs vertheilt worden, so daß einer recitirte, und der andere die Bewegungen darzu machte. Er erzählt, daß, als Livius Andronicus, der nach der damaligen Gewohnheit seine Stücke selbst spielte, einst heisch geworden sey, da er eine gewisse

Scene

Scene etliche mal wiederholen mußte, er die Erlaubniß erhalten habe, einen andern die Worte singen zu lassen, wozu er nur die Bewegungen machte.

Die Möglichkeit dieser Theilung der Declamation zwischen zween Acteurs, wird von verschiedenen Schriftstellern bestritten, unter andern vom Dúclos. Sie glauben lieber, daß man die Stelle beym Livius nicht recht verstanden habe, als daß sie die Römer für fähig halten sollten, sich an einem so lächerlichen und den Marionetten ähnlichen Schauspiele zu belustigen.

Dúclos glaubt den Livius besser verstanden zu haben. Es ist bey ihm, sagt er, von der Trennung des Gesanges und des Tanzes, und nicht des Gesanges und der Bewegungen die Rede.

Die Schwierigkeit des Textes liegt in dem Worte canticum, welches einer anders als der andere erklärt. Das Canticum bestand aus Gesängen und Tänzen. Andronicus, der anfänglich sein Canticum oder seine Cantate selbst absang, und entweder zugleich, oder zwischen derselben tanzte, trug einem andern auf zu singen, da seine Stimme heisch geworden war, und tanzte um so viel freyer und schöner. Daher kommt die Gewohnheit, den Gesang und den Tanz unter verschiedene Acteurs zu vertheilen.

Einige Stellen des Valerius Maximus und des Lucianus sind dem Dúclos günstig. Man

 muß

muß gestehen, daß seine Erklärung die natürlichste ist, wenn sie auch nicht die wahre seyn sollte.

Wir wollen nun zu der durch Noten angedeuteten Declamation fortgehen. Einige Schriftsteller können sich gar keinen Begriff davon machen. Die Rede kann durch Worte, der Gesang durch Noten vorgestellt werden, sagen sie: aber die ausdrückende Declamation der Seele kann nicht eben so vorgebildet werden. Wie soll man die Töne, die unmerklichen und unzähligen Veränderungen der Empfindung, die schnellen Abwechselungen der Leidenschaften, und alle ihre harmonische Verhältnisse durch Zeichen ausdrücken? Sie ziehen daher alles in Zweifel, was man von der Declamation der Griechen und Römer gesagt hat, und widersprechen dem Abt Dübos, der sie bewundert, und bey uns eingeführt wünscht.

Er sagt, daß er darüber Musicverständige zu Rathe gezogen, welche ihn versichert hätten, daß es sehr leicht sey die Beugungen der Stimme in der Declamation mit den Noten der Music anzudeuten; man dürfte ihnen nur die Hälfte des Werths geben, den sie in der Music haben, und es in Ansehung des Tacts eben so halten.

Düclos bestreitet so wohl die Meynung des Abts Dübos als dieser Musicverständigen. Er behauptet, daß, wenn auch die Alten bisweilen die Declamation durch Noten vorgeschrieben haben,

ben, es doch nur gewisser Acteurs wegen geschehen sey, die ihre Sprache schlecht redeten und einen falschen Accent hatten. Diese wurden von gewissen Meistern in der guten Aussprache, im Accente und in der Dauer desselben unterwiesen. Sie thaten, mit einem Worte, das, was wir thun müßten, wenn wir etwan einen aus der Normandie oder Provence zum Theater abrichten wollten, so geschickt er auch sonst seyn möchte. Ein besonderer Fall aber, setzt Dûclos hinzu, muß zu keiner allgemeinen Regel gemacht werden.

Er geht noch weiter, indem er die notirte Declamation für schädlich erklärt, weil sie das Talent guter Acteurs ersticken, und mittelmäßige unausstehlich machen würde. Rollin ist ganz anderer Meynung; er rühmt die Declamation der Alten sehr; und der Abt Vatri nennt sie einen wahren musicalischen Gesang, dessen Verlust er sehr bedauert.

Die Declamation der französischen Schauspieler hat ebenfalls zu Streitigkeiten Anlaß gegeben. Riccoboni ist sehr wider sie eingenommen; er will auf dem Theater nicht anders gesprochen haben, als man im gemeinen Leben spricht. „Es ist ein Irrthum unserer Vorfah„ren, sagt er, daß sie die Declamation, wie sie „ietzt in Frankreich ist, eingeführt haben. Das „große Kunststück des Schauplatzes ist, die Zu„schauer zu hintergehen, und sie zu bereden, daß

„die Tragödie, die ihnen vorgestellt wird, keine „Erdichtung ist, sondern daß es die Helden selbst „sind, welche auftreten, und nicht Comödianten. „Die tragische Declamation wirkt gerade das Ge„gentheil. Die ersten Worte, die man hört, „verrathen gleich die Erdichtung, und die Acteurs „reden in einem so ungewöhnlichen und unnatür„lichen Tone, daß man sich nicht leicht hinterge„hen läßt.„

Man antwortete dem Riccoboni darauf, daß die tragische Declamation gar nicht den Betrug des Schauspiels verrathe; daß sich die Zuschauer eben so daran gewöhnten, wie an den Reim, den Gesang und den Tact unserer Opern; daß, dieses voraus gesetzt, man eine Quelle des Vergnügens mehr habe, wenn nur der Verfasser die Kühnheit nicht zu weit treibt, und sich durch den erhabenen Ton der Tragödie nicht zu weit von der Natur entfernt.

Riccoboni giebt noch die theatralische Declamation zur Ursache der falschen Begriffe an, die wir von den alten Helden haben. Wir wissen, sagt er, daß Cäsar, Alexander, Hannibal, Menschen wie wir, und mit eben den Leidenschaften und Fehlern behaftet waren; da wir aber von Jugend auf durch das Uebertriebene der Declamation verführt werden, so nehmen wir diese Helden des Alterthums auf den Fuß, wie sie uns von den Comödianten vorgestellt werden, für Menschen von einer ganz andern Natur. Man sieht

sie

sie ganz anders einher gehen, ganz anders reden, als wir, und eine ganz außerordentliche Standhaftigkeit haben. Er berichtet, daß sich zu Paris einige Leute dermaßen an eine solche Declamation stoßen, daß sie lieber gar nicht in die Schauspiele gehen, als etwas so Widersinnisches anhören wollen.

Der Abt Desfontaines ist dem Riccoboni Schritt für Schritt nachgegangen, und hat nicht eine einzige von seinen Ursachen gegründet befunden. Es haben sich auch noch andere Schriftsteller zu seiner Meynung bekannt.

Sie reden der gezwungenen Aussprache, den unnatürlichen und convulsivischen Bewegungen nicht das Wort; sondern wollen alles mit der Würde der Tragödie übereinstimmend haben, so wie sie es an den Mustern unserer großen Acteurs finden, dergleichen Baron, Beaubourg und die Le Couvreur waren. So natürlich auch alles bey ihnen war, so sind sie doch nie in den Ton des gemeinen Lebens verfallen. Sie haben stets das Edle und Majestätische des Theaters vor Augen gehabt.

Die Nachläßigkeit ist in Ansehung der Declamation eben so fehlerhaft, als die Emphasis. Man darf weder schreiben noch declamiren wie man redet. Im Umgange theilt man einander seine Begriffe in der Nähe mit; aber auf dem Theater muß man sich nach der Entfer-

nung richten, und den Ton so treffen, daß er natürlich ist, wenn er zum Ohre des Zuschauers kommt.

Man kann den Racine und Voltaire als Häupter der theatralischen Declamation ansehen. Racine wollte sie stets übertrieben haben, und die seinige war es in der That. Er sagte seine Verse mit einem erstaunlichen Feuer her. a) Die den Herrn von Voltaire kennen, wissen, mit wie viel Nachdruck und Begeisterung er spricht, und welches Feuer er bey andern erfodert.

Declamation der Kanzel.

Die Schriftsteller sind über diesen Punct mit einander nicht einig. Riccoboni wirft den Predigern vor, daß sie zu sehr die Comödianten nachahmen. Der Abt Desfontaines setzt hinzu, daß sie sich lächerlich gemacht, und ihren Zuhörern Aergerniß gegeben, da sie die theatralische Declamation auf die Kanzel hätten bringen wollen. Doch, fährt er fort, muß man den Fehler einiger unter ihnen nicht für allgemein ansehen. Nur Prediger vom ersten Range sind im Stande

Vor-

a) Anecdoten zweyter Theil p. 144. No. 31.

Vortheile aus den Schauspielen und der Declamation guter Comödianten zu ziehen; so wie der P. La Rüe, der sich unter den Augen des Baron übte.

Desfontaines kommt nun auf die Fehler, die man insgemein bey den Predigern antrifft: einen schülerhaften Ton; periodische und unzeitige Ausrufungen; eine lächerliche Heftigkeit in ganz gemeinen Dingen, da man doch in den stärksten Stellen eine edle Einfalt beobachten sollte; ein bäurisches Geschrey und ungeschickte Bewegungen; eine ekelhafte Monotonie u. s. w. „Nur „der Cörper, sagt er, ist es, der da predigt; das „Gedächtniß allein regiert die Zunge, die Augen „und Aerme; der Geist und das Herz scheinen „weit davon entfernt zu seyn. Man sieht be„sonders unter den Missionarien einige, die durch „einen allzu gemeinen Ton die Würde der Kan„zel beleidigen.„

Treffen diese Vorwürfe nicht die meisten unserer Prediger? Aber machen es die italienischen wohl besser? Sie dehnen, drehen und wenden sich, der Ton ihrer Stimme ist öfters so heulend, daß sie in der That fromme Comödien zu spielen scheinen. Die englischen Prediger sind so frostig in ihrer Declamation als trocken und didactisch in der Ausarbeitung. In den protestantischen Ländern würde man über einen heiligen Redner lachen, der mit dem Tone eines Comödianten auf die Kanzel träte.

Riccoboni verlangt, daß man eine Predigt, einen Panegyricus, eine Trauerrede auf ganz verschiedene Art halten müsse, und wundert sich, daß man keine öffentlichen Kanzeln hat, wo angehende Prediger im Declamiren unterrichtet werden, oder wo sie, so wie die Künstler und Handwerker, eine Probe von ihrer Geschicklichkeit ablegen können. Man hat ihm aber darauf geantwortet, daß sie eben so viel nützen würde, als wenn man eine hätte, den Geschmack der Music zu zeigen. Die Grundsätze aller Künste werden am besten aus dem fleißigen Studiren guter Muster erlernt.

Wir haben zwar keinen Bourdaloue, keinen La Rüe, keinen Massillon mehr; aber der Begriff, den wir uns noch von ihnen machen können, ist allemal ein sehr guter Unterricht. Ein ieder hatte seine eigene Art, die sich zum Orte, zur Zeit, zu den Umständen, für die Zuhörer, zur Materie und zum Vortrage derselben schickte.

Bourdaloue, der wenig Bewegung machte, und die Augen öfters zuthat, durchdrang alle Zuhörer durch einen einförmigen und starken Ton. La Rüe schien die Begeisterung eines Propheten zu haben; er war feurig, stark und erhaben. Einige alte Leute erinnern sich noch mit Schauern, mit welchem Nachdruck er die Worte aussprach, die an den Gott der Rache gerichtet sind: **Ziehe dein Schwerdt aus.** Auf den Massillon

kann

kann man sich noch am leichtesten besinnen. „Wir sehen ihn noch, sagen seine Bewunderer, „auf unsern Kanzeln in seiner ungezwungenen „und bescheidenen Stellung, mit niedergeschlage„nen Augen, mit wenigen Bewegungen, mit „seinem einnehmenden Tone, mit der Unerschro„ckenheit eines Mannes, der selbst überzeugt ist, „der Licht in den Verstand, und die zärtlichsten „Regungen in das Herz streuet.„ Baron sagte einst zu einem seiner Cameraden: „Dieser nur „ist ein Redner, und wir sind nichts als Co„mödianten.„

Ein junger Mensch, der sich zum Prediger bestimmt, muß sich in der Declamation nach diesen großen Männern bilden; doch dabey die Fehler zu vermeiden suchen, die man ihnen vorgeworfen hat. Er kann auch dabey auf die noch lebenden Prediger Acht haben. Ein edler und ungekünstelter Ausdruck, eine anständige Mine, eine reine Aussprache, ein leichter, natürlicher und interessanter Vortrag sind die nöthigsten Eigenschaften eines guten Predigers.

Declamation vor Gericht.

Eben diesem Riccoboni scheinen die Advocaten sich nur aufs Declamiren zu verstehen, die ihr Feuer zu mäßigen, und so ungezwungen zu reden wissen, als ein Mensch mit dem andern redet; nur sie treffen nach seiner Meynung den rechten natürlichen Ton.

Andere hingegen behaupteten wider den Riccoboni, daß man zwar vor Gerichte so redete, wie es die Sachen zu erfodern schienen; daß aber die Advocaten, da sie leicht und ungezwungen seyn wollten, sehr oft frostig, schwerfällig und monotonisch würden, und daß sie eine Rede eben so hielten, wie sie dieselbe läsen.

Riccoboni ergriff die Feder nochmals, um seine Meynung zu vertheidigen, daß man in den Tragödien und in den Predigten eben so declamiren sollte wie die Advocaten vor Gericht. Dieser Streit würde weiter gegangen seyn, wenn man nicht demjenigen, der ihn erregt hatte, gerathen hätte, die Waffen nieder zu legen, und nicht länger Feinde zu beunruhigen, die in Streitschriften geübter waren, als er.

Ueber die Art zu lesen.

Dieser so nothwendige und nützliche Theil der Declamation ist unter allen am wenigsten untersucht worden. Die berühmtesten Rhetoren, so wohl alte als neuere, haben nicht sattsam überlegt, wie wichtig er sey.

Außer einigen nicht viel bedeutenden Schriftstellern hat niemand über diese Materie gestritten. Es würde von keinem großen Nutzen seyn, wenn ich ihre widersprechenden Meynungen hier anführen wollte. Ich will daher nur einige ihrer Anmerkungen hier beybringen, und aus ihren Schriften dasjenige heraus nehmen, was einen vollkommenen Leser bilden kann.

Man muß mit Empfindung lesen, damit man die Zuhörer nicht in Gefahr setzt ein falsches Urtheil zu fällen, und dasjenige schlecht zu finden, was ihnen gefällt, wenn sie es selbst lesen.

Es ist nicht genung, daß man den Ton einer Frage, eines Ausrufs, der Klage, des Zorns, der Freude, der Zärtlichkeit u. s. w. überhaupt zu treffen wisse, sondern man muß auch mit den verschiedenen Modificationen, die alle Menschen leicht fühlen, aber selten finden, bekannt seyn. Es kommt dabey viel auf ein gutes Gefühl und Ge-

Geschicklichkeit der Werkzeuge an, womit uns die Natur begabt hat.

Wer ein gutes Ohr hat und etwas Music verstehet, wird stets besser declamiren, als andere. Deßwegen sorgten die Griechen auch bey der Erziehung der Kinder vor den Unterricht in der Music.

Die besten Leser, die wir gehabt haben, sind Despreaux, Racine, la Mothe, und der Abt Grecourt. Die Gedichte des leztern verlohren ihren ganzen Werth, wenn sie ein anderer las: er las daher in allen Gesellschaften dieselben selber vor.

Ende des zweyten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Inhalt

des zweyten Theils.

Fortsetzung der Streitigkeiten eines Schriftstellers mit dem andern.

Fontenelle und der P. Baltus 3
Addison und Pope 17
Joh. Bapt. Rousseau und Joseph Saurin 27
Ebenderselbe und der Herr von Voltaire 45
Herr von Voltaire und der Abt Desfontaines 55
Ebenderselbe und der Herr von Maupertuis 69

II. Streitigkeiten über wichtige Materien.

Ueber die französische und lateinische Sprache, welche von beyden zu öffentlichen Denkmälern zu gebrauchen sey 93
Ueber die Orthographie und die Aussprache 104
Ueber die Uebersetzungen 116

Ueber

Inhalt.

Ueber die Beredsamkeit 157
    gerichtliche Beredsamkeit 172
    geistliche Beredsamkeit 181
Ueber die Poesie an sich selbst 203
Ueber die Versification und den Reim 222
Ueber das Heldengedicht 235
Ueber die Iliade 242
Ueber die Aeneis 263
Ueber die Romane 276
Ueber die Liebe in den Trauerspielen 292
Ueber die weinende Comödie 302
Ueber die Parodien 311
Ueber den Nutzen der Schauspiele 319
Ueber die Declamation 336
    auf dem Theater 336
    auf der Kanzel 342
    vor Gericht 346
Ueber die Art zu lesen. 347

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Irail, Simon Augustin,

Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten, und besonders der Streitigkeiten derselben, vom Homer an bis auf unsere Zeiten Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Zweyter Theil

Leipzig 1763

Biogr.c. 10-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069571-9
VD18 80354920-ddd